

Neue Folge
der
Gesundheits-Beitung.

Herausgegeben und redigirt

von

Med. Dr. H. H. Veer.

Zweiter Jahrgang. — Dritter Band.

Wien, 1838.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

Rechnungs-Beitrag

Verhandlungen und Rechnungen

von Dr. J. J. Müller

Zweiter Jahrgang - Dritter Band

1888

Verlag von J. F. G. Müller

Seiner Hoch- und Wohlgeboren

dem

Herrn Herrn

Malfatti Edlen von Montereccio,

Doctor der Medicin, Präses der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, Ritter des Ernestini-
schen Hausordens von Sachsen-Coburg-Gotha und des kön. preuß. rothen Adlerordens, Mit-
gliede der medicinischen Facultät in Wien und mehrerer gelehrten Gesellschaften etc. etc.,

widmet in tiefster Ehrfurcht und unbegrenzter Hochachtung
den dritten Band dieses Jahrganges

der Herausgeber.

©einer hoch- und Wohlgeboren

dem

Herrn Herrn

Atlantische Goldgrube von Unterwalden

Die Goldgrube von Unterwalden ist eine der reichsten Goldgruben in Europa. Sie ist seit Jahrhunderten bekannt und hat viele Menschen reich gemacht. Die Grube ist in drei Theile getheilt, die die Namen A, B und C haben. Die Grube A ist die reichste und hat die meisten Goldgruben. Die Grube B ist die zweitreichste und die Grube C ist die drittreichste. Die Grube A hat die meisten Goldgruben, die Grube B hat die zweitmeisten und die Grube C hat die drittmeisten. Die Grube A hat die meisten Goldgruben, die Grube B hat die zweitmeisten und die Grube C hat die drittmeisten.

Die Grube ist in drei Theile getheilt, die die Namen A, B und C haben. Die Grube A ist die reichste und hat die meisten Goldgruben. Die Grube B ist die zweitreichste und die Grube C ist die drittreichste. Die Grube A hat die meisten Goldgruben, die Grube B hat die zweitmeisten und die Grube C hat die drittmeisten.

der Herausgeber.

Neue Folge
der
Gesundheits = Zeitung.

Neue Folge

101

Geographische Zeitungs.

Inhaltsanzeige des dritten Bandes.

Nr. 53. Beschreibung der am öftesten vorkommenden Art des Schiefwachsens beim weiblichen Geschlechte. — Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt. — Bemerkungen über die orientalische Pest und besonders den letzten verheerenden Ausbruch dieser Seuche in Egypten, im Jahre 1835. — Tagsbegebenheiten.

Nr. 54. Beschreibung der am öftesten vorkommenden Art des Schiefwachsens beim weiblichen Geschlechte. — Die Insel Thermia und ihre Heilquellen. — Tagsbegebenheiten. — Miscelle.

Nr. 55. Ueber die Gränzen der Galanterie beim Arzte. — Die Insel Thermia und ihre Heilquellen. — Bemerkungen über die orientalische Pest und besonders den letzten verheerenden Ausbruch dieser Seuche in Egypten, im Jahre 1835. — Tagsbegebenheiten.

Nr. 56. Der erste Keim zu Krankheiten. — Ein Blick auf die gegenwärtige Stellung der Aerzte. — Aus einem Briefe Sir W. Scott's an die Lady F. Stuart. — Tagsbegebenheiten. — Miscellen.

Nr. 57. Ein Blick auf die gegenwärtige Stellung der Aerzte. — Brief eines Arztes an seine Tochter über das Schwimmen. — Isabelle. — Tagsbegebenheiten. — Miscellen.

Nr. 58. Ueber einige den Augen schädliche Gewohnheiten. — Isabelle. — Literatur. — Tagsbegebenheiten. — Miscellen.

Nr. 59. Die Bedeutung und der Werth der medicinischen Gymnastik. — Ueber einige Heilquellen Oesterreichs im Jahre 1837. — Der Jardin des plantes zu Paris. — Beilage: Der Jardin des plantes zu Paris. — Tagsbegebenheiten. — Miscellen.

Nr. 60. Das bittere Nichtsthun. — Die Arzneikunde Mohammeds. — Ueber einige Heilquellen Oesterreichs im Jahre 1837. — Miscelle.

Nr. 61. Unsere Baderkuren. — Die Arzneikunde Mohammeds. — Sanitätszustand der französischen Besitzungen in Nordafrika. — Tagsbegebenheiten. — Miscellen.

Nr. 62. Ueber das Einschnüren des Leibes neugeborner Kinder. — Doctor Chanmergy. — Literatur. — Miscellen.

Nr. 63. Warnung vor schädlichen Einsflüsterungen bei Krankheitsfällen. — Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt. — Doctor Chanmergy. — Tagsbegebenheiten.

Nr. 64. Der Glaube an fremde Leiden. — Scene aus dem Leben einer Hebamme. — Doctor Chanmergy. — Miscellen.

Nr. 65. Der Sündenbock. — Bade-Literatur. — Literatur. — Tagsbegebenheiten. — Miscellen.

Nr. 66. Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Prag im September 1837. — Stimmen aus dem Alterthume. — Doctor Chanmergy.

Nr. 67. Einladendes Wort an Menschenfreunde zum Besuche der hier in Wien bestehenden Kleinkinderbewahr-Anstalten. — Stimmen aus dem Alterthume. — Doctor Chanmergy. — Tagsbegebenheiten. — Miscelle.

Nr. 68. Die Quackfalber in Paris. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Correspondenz-Nachricht. — Nekrolog. — Tagsbegebenheiten. — Miscellen.

Nr. 69. Ueber den Einfluss der Erziehung auf das Nachtwandeln. — Eine Pest im Oriente. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Miscellen.

Nr. 70. Ueber einige Pflichten gegen Sterbende. — Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt. — Ein Beitrag zur Geschichte der Medicinal-Polizei im XVII. Jahrhundert. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Miscelle.

Nr. 71. Dr. Robert Berit y über die Veränderungen, welche die Civilisation in dem Nervensysteme hervorgebracht hat. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Ueber die bevorstehende Abiragung eines Theiles des Hôtel-Dieu in Paris. — Die wohlfeile Diät. — Miscellen.

Nr. 72. Ueber einige Pflichten gegen Sterbende. — Dr. Robert Berit y über die Veränderungen, welche die Civilisation in dem Nervensysteme hervorgebracht hat. — Ueber die Gefahr lebendig begraben zu werden. — Miscellen.

Nr. 73. Ueber einige Pflichten gegen Sterbende. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Ueber die Gefahr, lebendig begraben zu werden. — Miscellen.

Nr. 74. Der öffentliche Dank. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Gallerie berühmter Aerzte. — Miscellen.

Nr. 75. Ueber einige Pflichten gegen Sterbende. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Gallerie berühmter Aerzte. — Miscellen.

Nr. 76. Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt. — Recept wider den Aerger. — Gallerie berühmter Aerzte. — Correspondenz-Nachricht. — Miscellen.

Nr. 77. Der taubstumme Arzt. — Neue Folge der Curiosa. — Literatur. — Miscellen.

Nr. 78. Der taubstumme Arzt. — Neue Folge der Curiosa. — Literatur. — Miscellen. — Beilage: Literatur. — Miscelle.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 53.

Montag, den 2. Juli 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Beschreibung der am öftesten vorkommenden Art des Schiefwachsens beim weiblichen Geschlechte. — Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt. — Bemerkungen über die orientalische Pest und besonders den letzten verheerenden Ausbruch dieser Seuche in Egypten, im Jahre 1835. — Tagesbegebenheiten.

Beschreibung der am öftesten vorkommenden Art des Schiefwachsens beim weiblichen Geschlechte.

Von Dr. A. Zink.

(Für sorgsame Eltern und Erzieher.)

Die Art des Wachsthums beherrscht das Leben.

Bureau - Riofrey.

Da mich seit der Eröffnung des orthopädischen Institutes in Wien mehrere Eltern versicherten, daß sie erst beim Lesen der Andeutungen für sorgsame Eltern und Erzieher in der „Gesundheitszeitung,“ Nr. 33 und 38, auf den Zustand ihrer Kinder aufmerksam gemacht worden sind, und bis dahin fälschlich glaubten, die schiefe Haltung, Erhöhung einer Schulter zc. seien bloß üble Gewohnheit; so nehme ich keinen Anstand, meine weiteren Bemerkungen über diesen für das Wohl ganzer Familien höchst wichtigen Gegenstand in diesem Blatte mitzutheilen. Durch Anlegung des Messfranzes bei der ärztlichen Untersuchung überzeugten sich Manche augenscheinlich von dem Anfange der schiefen Richtung, die ein oder mehrere Rückenwirbel nehmen, wovon die Neigung des Körpers nach der einen oder andern Seite herrührt, und nur durch den augenblicklichen Zwang, den die dazu ermahnten Kinder anwenden, sind sie zuweilen im Stande, nicht bloß ihre Eltern, sondern auch den untersuchenden Arzt durch momentanes Geradhalten zu täuschen.

Ich übergehe hier alle jene Fälle, wo durch anderweitige Grundkrankheiten (doppelte Glieder, Scrophelsucht, Entzündung, Gewaltthätigkeit

von Außen, erworbene oder ererbte Anlage) die Abweichung der Rückenwirbel von der normalen Richtung veranlaßt wird, und trete sogleich dem eigentlichen Zwecke dieser Zeilen näher, indem ich den von Bureau de Riofrey aufgestellten allgemeinen Grundsatz: „Die Art des Wachstums beherrscht das Leben,“ durch eigene Beobachtungen als wahr bestätige.

Der Zeitraum des körperlichen Wachstums ist unstreitig höchst wichtig für das ganze Leben des Menschen, insbesondere aber für die weibliche Jugend; denn während dieses Zeitraums entscheidet die physische Erziehung durch Begünstigung der vollkommenen oder unvollkommenen Entwicklung ihres Körpers und seiner Theile über die Dauer und den eigentlichen Werth ihres ganzen Lebens. —

Die vollkommene gleichförmige Entwicklung und Ausbildung aller Theile gibt dem Organismus überhaupt die Grundlage zu einer dauerhaften, festen Gesundheit; das Zurückbleiben einzelner und das Vorwalten anderer Organe macht Unordnung und beständige Störung in den naturgemäßen Verrichtungen zum lebenslänglichen Eigenthum des Individuums. Daß zwei Dritttheile von den gewöhnlichen Krankheiten in der theilweisen, mangelhaften, ungleichen Entwicklung und Ausbildung der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers wurzeln, unterliegt kaum einem Zweifel. Wenn im menschlichen Organismus während der Periode des Wachstums einzelne Theile in der organischen Entwicklung und Erwerbung des normalen Wirkungsvermögens zurückbleiben, andere dagegen vollkommen ausgebildet oder relativ vorwaltend bekräftigt werden, entsteht ein Zustand, den man ein Schweben zwischen Krankheit und Gesundheit nennen könnte. Es kommt nun darauf an, ob die Einflüsse des spätern Lebens das Gewicht in die eine oder andere Waagschale legen, und die vorhandene Prädisposition zur Krankheit steigern oder sie beseitigen. In diesem Schweben zwischen Krank- und Gesundsein finden wir die jungen Mädchen mit der am öftesten vorkommenden Art des Schiefwachsens, von der hier insbesondere die Rede ist. Von gesunden Eltern abstammend, berechnen sie in den ersten Lebensjahren durch schlanken Wuchs, blühende Gesichtsfarbe, angenehme Gesichtszüge, Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, so wie meistens durch ausgezeichnete geistige Anlagen zu den schönsten Hoffnungen. Der aufmerksame Arzt der Familie, der nicht bloß gerufen wird, wenn das Kranksein nicht mehr zweifelhaft ist, bemerkt zwar oft schon im fünften, sechsten Lebensjahre des Lieblings, daß das körperliche Wachstum nicht in vollkommen normalem Verhältnisse mit der geistigen Entfaltung steht; allein es spricht sich kein bestimmtes Kranksein aus, höchstens trübt zuweilen und vorübergehend eine krankhafte Empfindlichkeit den jugendlichen Frohsinn.

Die gewöhnlichen Krankheiten des kindlichen Alters sind glücklich überstanden, bis man nebst dem Zurückbleiben des Wachsthum's eine immer mehr zunehmende Zarthheit des Muskelbaues bemerkt; endlich zeigt sich eine unbegreifliche Nachlässigkeit in der Haltung des Körpers und als Folgen der allgemein eintretenden Muskelschwäche: Vorhängen des Kopfes, Neigung zum schiefen Sitzen, Trägheit in den Bewegungen. Dies Alles und mehrere schon auf den kranken Zustand des Rückgrats hindeutende Erscheinungen werden gewöhnlich lediglich der üblen Angewöhnung zugeschrieben, die einer gewissen, wohl bekannten, eben nicht schön benannten Periode des Kindesalters angehört. Allein bei dem gehorsamsten Kinde fruchten in diesem Falle die wiederholten und ernsthaftesten Ermahnungen nichts; denn sie müssen schon die gerade Haltung des Körpers erzwingen, und so wie sie sich unbemerkt ihrer natürlichen Neigung überlassen, verfallen sie in die gerügten Haltungsfehler zurück.

Während dieses Zeitraums, der gewöhnlich das zehnte bis zwölfte Lebensjahr enthält, kann die genaue ärztliche Untersuchung schon zur Erkenntniß der wesentlichen Ursache der oben angezeigten Erscheinungen führen. Man findet in der Regel den Bänder- und Muskelapparat der Rückensäule nicht gleichförmig entwickelt; einzelne erhöhte, gleichsam mehr genährte Stellen auf einer Seite, deuten auf das prävalirende Wirkungsvermögen einzelner Muskeln hin, welchen die Antagonisten der anderen Seite nur noch durch den auf sie einwirkenden Willen zwangsweise das Gleichgewicht halten.

Wenn unter den beschriebenen Erscheinungen das bisher nicht in richtigem Verhältnisse mit dem Alter gestandene Wachsthum zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahre erwacht und gleichsam im Sturmtritt das bisher Versäumte einzuholen scheint, kann man in den meisten Fällen die bevorstehende Verkümmung des Rückgrats vorhersehen. Die schnelle Verlängerung des Knochenapparats der Rückensäule verursacht, daß die in der Ausbildung zurückgebliebenen Bänder und Muskeln des Rückgrats noch mehr an Wirkungsvermögen in Beziehung auf ihre Antagonisten verlieren, und diese ihr stärkeres Wirkungsvermögen auf die Stellen des Knochenapparats geltend machen, an die sie angeheftet sind. Während dieser Zeit bereitet sich nun auch noch in der Regel der weibliche Organismus zum Eintritte der Katamenien vor, und diese Vorbereitung beschränkt bei der gewöhnlichen Erziehung und Lebensweise der höhern Stände und wohlhabenden Classe nicht so oft das einmal in Gang gekommene Wachsthum des Körpers in die Länge, sondern weit öfter die Bekräftigung des Muskel- und Nervensystems, und insbesondere der schon zurückstehenden einzelnen Theile.

Von diesem Zeitpunkt an macht die Verkrümmung des Rückgrats fast mit jeder Woche bemerkbare Fortschritte, und die Zeit, während der noch radicale Abhilfe möglich ist, ist kurz und wird noch leider gar zu häufig veräußert. Hierauf folgt nun die traurige Geschichte eines Lebens, das fast keinen Werth mehr hat. Mit der Veränderung der geraden Richtung der Rückenwirbelsäule muß das Rückenmark eine andere Lage annehmen, die von dem Rückenmark ausgehenden Nerven werden theils gedehnt, theils gedrückt, ein Theil der Nerven und Muskeln wird durch die Krümmung des Knochenapparats in Unthätigkeit versetzt, die Antagonisten dieses Theiles werden übermäßig in Anspruch genommen; das Gefäßsystem muß sich ebenfalls dem Knochengebäude fügen; manche Adern werden ausgedehnt, andere machen Windungen; von der dadurch herbeigeführten Störung der Blutcirculation bilden sich Fehler im Herzen, in der Brust, in den Organen des Ernährungssystems etc., und so erleiden alle Functionen des Körpers eine Veränderung, bei der es oft kaum glaublich ist, daß das Leben dabei so lange bestehen kann; wie es oft der Fall ist, wenn die schweren Leiden der Vererbung überstanden sind.

Forscht man den ersten Gelegenheitsursachen dieser, besonders in größeren Städten und bei höheren Ständen am öftesten vorkommenden Art des Schiefwachsens nach, so findet man ihre Wurzel größtentheils in den Fehlern der physischen Erziehung der weiblichen Jugend während der Entwicklungsperiode, und die widrigen Einflüsse der verdorbenen Luft, des mangelnden Sonnenlichtes in den Wohnzimmern und die nicht naturgemäße Lebensweise in großen Städten tragen das Ihrige bei. Insofern die letzteren Einflüsse von den Lebensverhältnissen geboten sind, läßt sich von ihrer Vermeidung nichts sagen, somit haben wir hier nur mit den vermeidbaren Fehlern der weiblichen Erziehung zu thun.

(Der Beschluß folgt.)

Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt.

II.

Lieber Freund!

Nicht immer sind die nothwendigen Verbesserungen der Zeit sichere Bürgen ihrer Vortrefflichkeit, ihres gewaltsam gemachten geistigen Umschwunges und Fortschreitens; vielmehr sind sie oft ein unwillkürlich abgezwungenes Geständniß ihrer Gebrechlichkeit und das Zeugniß eines unabwendbaren Bedürfnisses, dem alten Uebel durch ein neues, daß es nur in einem gewissen Grade minder ist, abzuhelfen.

Um dieses auf die heutige Arzneikunde anwenden zu können, müssen die Aerzte der Gegenwart einstimmig gestehen, daß die Welt gegen

sie viel toleranter geworden ist; sie hat uns vom Schulzwange des Pedantismus emancipirt, sie verdammt uns nicht mehr zu hypochondrischen Stubensitzern, oder gar zum finstern Handwerk der Adepten, wie es früher durch lange Zeit geschah; vielmehr läßt sie uns Theil an ihren Vergnügungen und Unterhaltungen nehmen, im leichten Wellenschwunge Terpsichorens erlaubt sie uns, den Rhythmus eines jugendlichen Herzens zu untersuchen, unsere Gedankenlosigkeit im Spiele, beim Tausche der Blätter homöopathisch, gegen unsere Ueberzeugung, zu curiren. Aber da irrst du gewaltig, gibst du dem Glauben nur im Geringsten Raum, dies Hereinziehen des Arztes in die geselligen Verhältnisse geschähe darum, um ihm aus dem Irrsalle seiner Wanderung am Krankenbette einen lichten Austrittspunct zu gewähren; dies geschieht blos, um beim Tarockspiele nie um einen Dritten, beim Whist- nie um einen Vierten verlegen zu werden; um mit demjenigen auf vertrautem Fuße im Voraus zu sein, dem man leicht in die Lage gerathen könnte, nichts verheimlichen zu dürfen; um sich desto leichter seinen scheinbar gewaltsamen, ja zuweilen despotischen Anordnungen entziehen zu können; um jenes Volkwerk desto leichter niederreißen zu können, welches die Nothwendigkeit zwischen ihm und seinen Klienten aufzuführen, zuweilen herbeiführt; es ist das klug ausgefonnene Schleifen einer Grenzfesten, die als Friedensbedingniß eingeschaltet wird. Wäre es der Welt Ernst, dem Arzte von den Beschwerden seines Berufsgeschäftes Erholung gönnen zu wollen, so würde sie es nicht mit Argusaugen ansehen, wenn jener in vollen Zügen, während seiner Mußestunden, am Busen der Dichtung und freien Künste Labung für seinen Geist und Körper einschlürft, oder durch active Bewegung zu Pferde oder durch gymnastische Uebungen zu stärken sucht; — da heißt es aber gleich, und selbst die Vernünftigsten lassen sich zu solchen Urtheilen verleiten: „Der Arzt, dem Zeit genug überbleibt, am Schreibpulte oder am Fortepiano zu verweilen, muß wenig sich am Krankenbette zu schaffen machen, und von einem solchen möchte ich durchaus nicht behandelt sein;“ als kostete jenem die Zeit am Pharotische nicht seine schönsten Stunden, deren Verlust ihn noch obendrein längere Zeit für geistige Arbeiten unfähig macht.

„Aber soll denn der Arzt aus seiner Zurückgezogenheit wie eine Schreckgestalt nur im Nothfalle aus seinem Dunkel heraufbeschworen werden, um sich Ehrfurcht zu erhalten?“ — Könntest du mir entgegenen. Glaube mir sicher, lieber Freund! niemand weiß vielleicht mehr als ich die Vortheile des geselligen Lebens zu würdigen; niemand strebte und strebt immerfort mehr als ich, am Urtheile edler Freunde und dem Umgange gesitteter Frauen zu reifen; doch gebrauche man uns nicht zum obligaten Zeitverreiber;

„Doch eine Höhe, eine Würde
Entferne die Vertraulichkeit!“

denn der Arzt leidet wenig dabei, aber desto mehr seine Patienten; durch ein solches Verfahren leidet jenes Zutrauen, welches man unumschränkt dem gewählten Arzte schenken sollte, und als eine psychische Vorbereitungscur betrachten dürfte. Es wäre ein Unglück für die leidende Menschheit, könnte sie im Kopfe des Arztes jenen Wettkampf der Ideen ansehen, der oft vorausgehen muß, bis der Lichtstrahl seines Genies sich an den Tag ringt, und als triumphirender Sieger hervortritt.

Wie fährt aber der arme Arzt dabei, daß er zum Vortheile seiner Klienten oft eine strenge Rolle spielen muß, die seiner bessern Individualität gar nicht zusagt? Gerade, wie dem Intriguenrollenspieler, je natürlicher er seine Rolle spielt, desto mehr Widerwillen erregt er — obwohl es oft das einzige, unfehlbare Mittel ist, zum sichern Zwecke zu gelangen; dafür schilt ihn die Welt gefühllos, läßt ihn am Krankenbette die pathologischen Exemplare, wie den Kauflustigen die Auslagen neugierig betrachten; spricht ihm sogar das wahre Gefühl für Liebe ab, weil ihm jener sinnliche Schleier mehr von den Mysterien der Weiblichkeit gelichtet ist: o, des lieblosen Undankes für eine mühselige Beschäftigung, welche nur Liebe, ja Menschenliebe, im wahren Sinne einzig und allein nur lohnen kann! — Und unsere jungen Charlatane bestätigen sie noch in diesem Wahne der Handwerksmäßigkeit, indem sie wie die Schuster- und Schneidergilde sich auf Schildern in den Straßenecken ankündigen; was doch wahrlich nicht geschieht, um der leidenden Menschheit desto leichter zu Hilfe kommen zu können. — Du siehst also mein Freund, daß es noch immer wie ehemals wahr ist, was die griechische Chrestomathie sagte: „Ουχ τὸ λαμπρόν χρῆσόν.“

Dr. . . . g.

Bemerkungen über die orientalische Pest und besonders den letzten verheerenden Ausbruch dieser Seuche in Egypten, im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Der kluge, über die gemeinen Vorurtheile seines Volkes erhabene Vizekönig, welcher so manche in diesen Ländern unerhörte Anstalten und Verbesserungen einführen ließ, verordnete sogleich beim Ausbruche der Pest gehörige Quarantaine-Einrichtungen, mußte solche aber bald ganz wieder aufheben und auf seinen eigenen Haushalt, die türkischen Staatsdiener, die Armee und Flotte beschränken, wo solche auch nur durch große Strenge und Strafen mühsam und unvollkommen aufrecht erhalten werden konnten, da der Widerwille des Volkes gegen solche, in ihren Augen ganz unnütze, ja sündliche Maßregeln so stark ist,

daß sie, um solchen Maßregeln zu entgehen, Anfangs selbst ihre Todten heimlich in den Häusern begruben. Und es wird sicherlich noch auf lange Zeit keiner Regierung gelingen, bei diesen muhamedanischen Völkern dergleichen Einrichtungen einzuführen und aufrecht zu erhalten, nämlich dergestalt, daß solche wirklich die Einführung und Verbreitung der Seuche hemmen könnten, wozu natürlich die in Alexandrien eingerichtete See-Quarantaine-Anstalt allein wenig beitragen wird, um deren unvernünftige Tendenz zu beweisen, ich nur anzuführen brauche, daß man dort auch während der schlimmsten Pestzeit fortfuhr, die Mannschaft der von ganz gesunden Häfen kommenden Schiffe auf mehrere Tage in Quarantaine zu halten! Auf meine ernstliche Vorstellung gegen solche Thorheit für einige von Smyrna kommende Freunde, die ich auch dadurch befreite, gab man zur Antwort, daß es geschehe, um die Beamten in der Uebung ihres Dienstes zu erhalten, und damit sie doch Etwas für ihren, wie billig, fortlaufenden Gehalt thäten! In Constantinopel hat man weit klüger gethan, solche halbe, zu Nichts führende Maßregeln ganz zu unterlassen, mit Ausnahme der dort, so wie in Smyrna, für die von Egypten kommenden Schiffe angeordneten Quarantaine; da dann der ankommende Fremde für die Gêne, sich zu gewissen Zeiten vor Ansteckung hüten zu müssen, doch den sehr wohlthuenden Vortheil genießt, im ersten Augenblicke seiner Ankunft sogleich ohne alle Weitläufigkeiten das Land betreten und sich von den Mühseligkeiten der Reise nach Belieben erholen zu können. Die Consuln und die mehrsten andern Franken machten Quarantaine in ihren Häusern, und hüteten sich vor Berührung, welches freilich mitten in einer verpesteten Stadt, noch dazu in diesen Ländern, wo die meisten Diensthoten Eingeborne sind, viel schwerer ist, als man sich vorstellen kann, und deshalb von Vielen, sowohl in den Häusern, als bei denen, die ihre Geschäfte auszugehen zwangen, nur sehr unvollkommen beobachtet werden konnte. Die Pest, welche ich in der ersten Hälfte dieses Jahres, während meiner Anwesenheit in Alexandrien, aufs vollständigste und vielseitigste zu beobachten Gelegenheit hatte, und welche diesmal mit einer so fürchterlichen Bösartigkeit auftrat, wie man es nur selten in irgend einem Lande erfahren hat, war doch dieselbe Krankheit, wie ich sie während meines längern Aufenthaltes in Constantinopel wahrnahm, wo sie fast beständig mehr oder minder herrscht, aber sehr selten so bösartig wird, indem auch das dortige Clima so gesund ist, daß solches unmöglich die Ursache der so häufigen Wiederkehr dieser Seuche sein kann. Ueberhaupt halte ich es für unzweckmäßig, mehrere Arten von Pest in diesen Ländern anzunehmen, die alle doch nur Kinder derselben Mutter, Abstufungen derselben Krankheit sind, von einerlei Materie erzeugt werden, und, um für echt zu gelten, wenigstens einige der allgemeinen Symptome mit einander gemein haben müssen. Obgleich nun die Lebensweise der armen Araber in Egypten, so wie dessen Clima, wegen der in anderer Hinsicht so nothwendigen und wohlthätigen Ueberschwemmungen des Nils, der Erzeugung des Peststoffes günstiger sein mag, und wenn gleich in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, wiederum in mehreren Dörfern Ober-Egyptens verheerend die Pest sich gezeigt hat, so glaube ich doch nicht, daß die Seuche, eben so wenig als in der Türkei, besonders der europäischen, in Egypten eigentlich endemisch sei, sondern daß sie durch gehörige Gesundheits-Polizei-Anstalten, unge-

fähr wie solche in den österreichischen Grenzländern bestehen, aus diesem sonst so schönen Himmelsstrieche leicht auf immer verbannt werden könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Tagesbegebenheiten.

Die Stadt London ist dermalen von einem bössartigen Fieber (Typhus) heimgesucht, das dermaßen um sich greift, daß die Spitäler zur Aufnahme der Kranken nicht mehr zureichen, weshalb mit Gutheißung des Lordmayors eine öffentliche Versammlung unter Vorsitz des Grafen v. Devon zu halten beschloffen wurde, um über die diesfalls zu treffenden Maßregeln zu diskutiren.

— Der Minister des öffentlichen Unterrichtes in Frankreich hat nach erhaltenen Anzeige, daß ein in der Stadt Amiens herrschendes typhusartiges Fieber (fièvre typhoïde) eine ziemlich große Anzahl Zöglinge im königlichen Collegium ergriffen habe, unverzüglich dem Herrn Orfila, Decan der medicinischen Facultät in Paris und Mitglied des königlichen Rathes des öffentlichen Unterrichtes, den Auftrag ertheilt, sich in jene Stadt zu begeben, um die nöthigen Maßregeln einzuleiten, und Herrn Rostan, einen der berühmtesten Aerzte und Professor der Medicin, der vorzüglich mit Krankheiten dieser Art vertraut ist, mit sich zu nehmen. Beide genannten Aerzte sind unverzüglich abgereist. »Die Familien,« sagt das »Journal des Debats« vom 14. Juni, »werden wohl die Sorgfalt zu schätzen wissen, mit welcher die Universität über die ihr anvertrauten Zöglinge wacht. Die seit der Abreise beider Männer eingelaufenen Nachrichten geben die Versicherung, daß, wiewohl die Krankheit noch nicht unterdrückt, dennoch kein Zögling unterliegen dürfte.«

— Einem Briefe aus Salonichi vom 20. Mai (in der Pr. Staatszeitg.) zu Folge, ist der Gesundheitszustand der Provinz sehr befriedigend, und obgleich kürzlich einige Pestfälle in Monastir vorgekommen, so haben doch die Vorsichtsmaßregeln, welche der Rumeli-Balassi ergriffen, die weitere Verbreitung der Krankheit verhindert. Die Gesundheitswächter, denen die Bewachung der drei zuerst angesteckten Häuser anvertraut war, ließen sich durch Gewinnsucht verleiten, den Eintritt in dieselben zu gestatten. Als der Rumeli-Balassi dies erfuhr, ließ er die Schuldigen hinrichten, und drohte, die von der Pest ergriffenen Häuser niederzubrennen zu lassen. Dies Beispiel der Strenge verfehlte nicht seine Wirkung. Salonichi selbst wurde in diesen Tagen durch die Ankunft eines Schiffes, auf welchem die Pest ausgebrochen war, in große Gefahr gebracht, indem dieses Schiff durch eine Unvorsichtigkeit eingelassen wurde.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 54.

Donnerstag, den 5. Juli 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Beschreibung der am öftesten vorkommenden Art des Schiefwachsens beim weiblichen Geschlechte. — Die Insel Thermia und ihre Heilquellen. — Tagesbegebenheiten. — Miscelle.

Beschreibung der am öftesten vorkommenden Art des Schiefwachsens beim weiblichen Geschlechte.

Von Dr. A. Zink.

(Für sorgsame Eltern und Erzieher.)

Die Art des Wachsthums beherrscht das Leben.

Bureau d. Riosfrey.

(Beschluß.)

Das ganze Geheimniß einer vollkommen physischen Erziehungsmethode liegt darin, daß alle Organe des Körpers bei ihrer Entwicklung in den von der Natur bestimmten Grad der Lebensthätigkeit gesetzt werden, und dadurch das zu ihren Verrichtungen nöthige Wirkungsvermögen erlangen. Gegen diesen allgemeinen Grundsatz sündigt man in unserer Zeit meistens bei der Erziehung sowohl der männlichen als weiblichen Jugend, durch Uebertreibung mit dem Unterrichte in vielerlei Lehrgegenständen zugleich, und durch gleichzeitige Vernachlässigung der zur vollkommenen körperlichen Entwicklung unerlässlichen Bethätigung des Muskelsystems.

Die Eltern und Erzieher, die das jugendliche Gehirn für einen Kasten ansehen, in den man die verschiedenartigsten intellectuellen Gegenstände ohne Maß über einander häufen und zusammendrücken darf, verderben das Organ, das sie kräftigen wollen, und fast ohne Ausnahme werden diese gelehrten Wunder der Jugend in höherem Alter höchstens sehr gewöhnliche Menschen, wenn sie nicht, wie es beim weiblichen Geschlechte nur leider gar zu oft geschieht, nur deshalb alt werden, um die Fehler ihrer Erzieher beweinen zu können.

Es ist eine alte Sünde der Menschen, daß sie die Wahrheit stets in ihren Extremen und nicht in der Mitte suchen. Wenn wir die verschiedenen Erziehungsmethoden bei der weiblichen Jugend sowohl aus der Vorzeit als Gegenwart betrachten, finden wir ganz sonderbare Sprünge. Es gab eine Zeit, wo man die geistige Ausbildung des weiblichen Geschlechtes ganz vernachlässigte, und von der Wichtigkeit der körperlichen so durchdrungen war, daß man es fast für schädlich hielt, dem Mädchen etwas mehr wissen zu lassen, als was das Hauswesen benötigte; wenigstens hielt man gar nichts von sogenannten gelehrten Mädchen und Frauen, und so wurden sie genannt, wenn sie lesen und schreiben konnten! Auch noch jetzt habe ich außerhalb Deutschland Orte gefunden, wo man dem weiblichen Geschlechte in ansehnlichen bürgerlichen Familien das Schreiblernen nicht zugestehen will, weil sie es mißbrauchen könnten; man beschränkt die wissenschaftliche Bildung der weiblichen Jugend fast bloß auf die Kenntniß der religiösen Ceremonien.

Zu einer andern Zeit gefiel sich die höhere Classe in der größtmöglichen Zartheit ihrer Muskeln und Blässe ihres Gesichtes. Eine auf vornehme Bildung Anspruch machende Dame durfte keine bäuerische Gesundheit haben, mußte mit Anstand ohnmächtig zu werden verstehen, und durch französisch-deutsche Worte und zierlichen Tanzschritt die gute Erziehung zu erkennen geben, die sie von ihren körperlichen Verzieherinnen genossen hatte. Daß die guten, so wie die schlechten Sitten und Gebräuche der höhern Menschenclasse allmählig von den Wohlhabenden der niederen nachgeahmt werden, ist noch heute der Fall. Es würde mich für diese Blätter zu weit führen, wenn ich die Unzahl von Thorheiten bei der weiblichen Erziehung der höhern Stände und der ihnen nachahmenden wohlhabenden Bürgerclasse, die sich der Deutsche durch lange Zeit hindurch entweder selbst aus Paris holte oder zuschicken ließ, der Reihe nach anführen wollte.

In unserer Zeit findet man bereits Eltern und Erzieher, die den oben aufgestellten Grundsatz bei ihrer Erziehungsmethode der weiblichen Jugend durchzuführen verstehen, aber auch noch mehrere, die dabei excentrisch handeln. Indem sie einerseits die intellectuelle Bildung ihrer Söglinge übereilen, die vorhandenen Fähigkeiten nicht gehörig erwägen, und mit der Masse der Lehrgegenstände nicht ins rechte Verhältniß setzen, wollen sie andererseits durch männliche gymnastische Uebungen, kalte Schwimmbäder, Tanz und zeitweise Gebirgsreisen ihre der gewöhnlichen Bewegung ungewohnten Töchter plötzlich zu Spartanerinnen umbilden, und verfehlen ganz natürlich sowohl in Hinsicht auf geistige als körperliche Ausbildung das Ziel.

Die Forderungen unserer Zeit an Menschen, die auf vollkommene Ausbildung Anspruch machen, sind allerdings sehr groß, und nur dann

läßt sich die Erreichung dieses Zieles mit dauerhafter Gesundheit des Körpers vereint erreichen, wenn man die eigenthümlichen Verhältnisse des Individuums erforscht und nach diesen das Maß der geistigen und körperlichen Uebungen einrichtet; insbesondere aber den Organen nachzuhelfen versteht, welche bei der Entwicklung des Körpers zurückbleiben oder sich gleichsam verspäten.

Das Paradies der Menschen ist das spielende und lachende Alter des Kindes; man stoßt sie grausam hinaus und arbeitet auf jeden Fall dem Plane der Natur entgegen, sobald man sie vor dem verlebten sechsten, nach Umständen siebenten Jahre durch geistige Anstrengungen und anhaltendes Sitzen zur Aufopferung ihrer körperlichen Gesundheit (oft für ihr ganzes Leben) zwingt. Und was ist es, wornach man insbesondere bei der weiblichen Erziehung der höhern Stände und Bürgerklasse so zeitig jagt? Musik, grammatikalische Kenntniß fremder Sprachen, Zeichnen, Malen, Geographie und Geschichte, wovon sie am Ende doch eben deshalb nichts Ganzes in späteren Jahren wissen, weil es ihnen zu frühzeitig aufgedrungen, gleichsam eingegossen und dadurch verekelt wurde, und von ihrem noch zu schwachen Geiste nicht assimilirt werden konnte. Hätte man die physische Entwicklung des Gehirns, das eigentliche Clavier der Seele, erst reifen lassen, so würde der Unterricht oft von größerem Erfolge sein und man hätte nicht den Grund zur fehlerhaften Entwicklung und mangelhaften Ausbildung des Körpers gelegt, wovon die Folgen gar nicht zu überblicken sind. In diesem Alter sollte man Kindern überhaupt und insbesondere den Mädchen nur das lehren, was man ihnen spielend beibringen kann, ohne sie zum sitzenden Leben zu zwingen. Ja man kann bei Kindern, die während dieser Zeit die Neigung zum ernsthaften, anhaltenden Nachdenken und zur sitzenden Lebensweise verrathen, jedenfalls für ihre geistige und körperliche Gesundheit in der Zukunft besorgt sein, und soll dieser fehlerhaften Richtung auf eine angemessene und kluge Weise entgegen wirken, um die üblen Folgen nicht beweinen zu müssen; denn diese sind es meistens, die das traurige Schicksal erwartet, das ich hier im Umrisse gezeichnet habe.

Der Unterricht in den spätern Jahren des jugendlichen Lebens ist sicherlich von besseren Folgen als gewöhnlich, wenn man der ersten Entwicklung des Körpers nicht entgegengerreten ist, und insbesondere das Instrument der Seele, das Gehirnorgan, nicht gleich beim Werden grausam verstimmt hat. Aber auch in dieser Periode des Lebens soll man billigerweise von den 50 — 60 Stunden, die man zum Unterricht wöchentlich verwenden kann, wenigstens 5 — 6 Stunden zu zweckmäßigen körperlichen Uebungen verwenden, und insbesondere darauf sehen, daß die Theile des Körpers besonders bethätigt werden, die durch besondere Anlage von Geburt aus oder durch zufällige widrige Einflüsse bei der Entwicklung gegen andere

zurückgeblieben sind oder zurückzubleiben drohen. Man irrt sehr, wenn man glaubt, daß die zeitweisen Spaziergänge in gemessenem Schritte, die Schwimmübungen in den Sommermonaten, oder das wüthende Tanzen in den Winterabenden die üblen Folgen verhindern können, die eine solche fehlerhafte Erziehung nach sich zieht; es ist im Gegentheile zu besorgen, daß insbesondere dergleichen Tänze, die für den der heftigen Bewegung gänzlich ungewohnten Körper (S. „der Gesellschaftstanz,“ Gesundheitszeitung Nr. 9—10) zu heftig einwirken — daß durch kalte Bäder zur Unzeit, insbesondere um die Zeit des Uebertritts vom Kinde zur Jungfrau, oft das Uebel vergrößert wird. (S. Ges. Zeitg. Nr. 5, pag. 38.) Ebenso läßt sich über das zügellose, unbesonnene Turnwesen bei der männlichen Jugend kein besseres Urtheil fällen, während es bei der weiblichen Jugend ganz zu verwerfen ist.

Ueber den eigentlichen und wahren Werth der medicinischen Gymnastik werde ich mich in der Folge aussprechen und beschließe mit dem Motto des J. A. L. Werner, dessen „12 Lebensfragen, oder ist das Glück eines cultivirten und wohlgeordneten Staates allein durch eine geregelte geistige Erziehung zu begründen, oder muß nicht unbedingt auch die physische damit verbunden werden?“ (Dresden und Leipzig 1836. Arnoldische Buchhandlung) beherzigt zu werden verdienen. Es lautet:

„Lehret frühzeitig die Jugend Herr ihres Willens, Herr ihrer Glieder werden, sorgt für eine gleichmäßige Ausbildung des Geistes und Körpers, und es wird ein gesundes und kräftiges Geschlecht heranblühen. Herrschen diese Grundsätze der Erziehung in einem Staate, so wird er doppelt groß sein.“

Die Insel Thermia und ihre Heilquellen *).

(Von Dr. Goedeschen.)

Die Insel Thermia liegt zwischen dem 30. und 33. Grade nördlicher Breite und im 22. bis 24. Grade östlicher Länge, im ägäischen Meere, gehört zu dem nordöstlichen Theile der Cycladen, und ist acht Meilen vom Cap Colonne, dem alten Sunium, entfernt. Ihr zunächst liegen die Inseln Zea (zwei Meilen entfernt) und Syra. Sie hat die Form eines römischen S, dessen Anfang und Ende durch Vorgebirge begränzt werden, ungefähr 8 Meilen Flächenraum, enthält zwischen den Gebirgen fünf schöne, größere oder kleinere Thäler, zwei Flüsse, gutes Quellwasser, zwei größere Häfen und 6000 Einwohner, die mit wenigen Ausnahmen in zwei Städten: Messaria (mit 4000 Einw.) und Silaca (mit 2000 Einw.) beisammen wohnen, fast durchgängig Griechen sind, und sich vom Getreide, Obst, Gemüsebau und Baumwollenpflanzungen, so wie von der Bienen- und Seidenwürmerzucht nähren. Das Klima der Insel ist ein

*) Ein Auszug aus einem größeren Aufsatze in D u r's Mag. Bd. 20. Heft 1.

beneidenswerthes und ein fast ewiger Sommer, dessen Hitze jedoch nicht drückt, da die freie Lage der Insel im Meere gar sehr zur Milderung derselben beiträgt, und täglich regelmäßig sich einstellende Winde von N. O. und S. O. die durch die Strahlen der Mittagssonne erhitzten Felsen und Berg Höhen in gleichem Maße wieder abkühlen. Krankheiten gibt es nur wenige; epidemische und contagiöse aber sind den Thermiotern völlig unbekannt. Deshalb gibt es auch weder Aerzte noch Apotheker auf der Insel.

Die heißen Mineralquellen, denen die Insel ihren gegenwärtigen Namen verdankt, werden von den Thermiotern *ta Dequa*, die heißen Wasser, oder auch schlechthin *ta louza*, die Bäder genannt. Sie entspringen, drei an der Zahl, an der nordöstlichen Küste der Insel in einem kleinen, von Bergen umgebenen Thale, das sich gegen N. O. bis ans Meer hinab erstreckt, gegen S. W. aber von einer Ebene begrenzt wird, welche zunächst aus Gemüsegärten, weiter hinauf aber aus Kornfeldern besteht. Zwischen dieser Ebene und dem Thale selbst befinden sich indessen noch zwei Moräste, welche zufolge ihrer geringen Erhebung über die Meeresfläche vom Mineralwasser stets durchdrungen sind. In diesen Morästen entspringen drei kalte Quellen, von denen zwei ein gutes Trinkwasser abgeben, während das Wasser der dritten salzig und bitter, doch geruchlos und klar ist. Beim Stehen macht es einen erdigen Niederschlag, welcher aus schwefelsaurem und kohlen-saurem Kalk besteht. — Etwa 40 Schritte südlich vom Ursprunge der ersten warmen Quelle, erblickt man die Ueberreste einer alten Badeanstalt, und am Ursprunge der ersten Quelle selbst befindet sich ein 1782 erbautes Badehaus, in welchem gegenwärtig von den Kranken die Bäder genommen werden. Es besteht in einem länglich viereckigen, gewölbten Gebäude, in dessen Mitte sich ein viereckiger Wasserbehälter befindet, welcher 378 Kubikfuß Wasser fassen kann und mithin geräumig genug ist, so daß sich mehrere Kranke zu gleicher Zeit in demselben baden können. Er kann mittelst am Boden angebrachter Rinnen entleert werden, und erfordert zu seiner Wiederfüllung eine volle Stunde, wornach also etwa in der Minute $6\frac{1}{2}$ Kubikfuß Wasser zufließen. Bisher mußten alle Badegäste entweder in diesem Badehause selbst, oder in einer daneben gelegenen alten, verfallenen Kirche Obdach suchen, wodurch häufige Erkältungen herbeigeführt wurden, ganz abgesehen davon, daß der Aufenthalt in der durch beständige Gasentwicklung und heiße Wasserdämpfe verunreinigten Luft des Badehauses den Kranken schon an sich schädlich werden mußte. Im Jahre 1830 aber wurden, in Folge besonderer Aufmunterung des Präsidenten Capodistria's, welcher auch einen griechischen Arzt als Badearzt auf Thermia anstellte, von mehreren wohlhabenden Thermiotern 10 Krankenwohnungen mit einer Küche und Vorrathskammer, nebst einer neuen Kirche, in der Nähe des Badehauses erbaut, worin die Kranken seitdem gegen eine geringe Entschädigung Aufnahme und Obdach fanden. Nach dem Tode des Präsidenten verließ jedoch der nicht mehr bezahlte Arzt die Insel wieder, und die Anstalten kamen wieder mehr oder minder in Verfall; unter der gegenwärtigen Regierung aber ist der Plan des Präsidenten zur Erweiterung und Verbesserung der Anstalt, so wie zur Erbauung eines neuen Badehauses wieder aufgenommen worden, auch soll die Regierung zur Realisirung desselben bereits die nöthigen Gelder angewiesen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Tagsbegebenheiten.

— Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hat für das Jahr 1838 einen Preis von 1000 Franken für die beste Abhandlung über die zweckmäßigste Art festgesetzt, um in großen Städten, und vorzüglich in Paris die gefährlichen Classen der Bevölkerung auszufinden, und über die Mittel, dieselben zu bessern. Bis jetzt ist keine befriedigende Lösung dieser wichtigen Aufgabe eingegangen; jedoch hat Herr Fregier ein sehr gehaltreiches Memoire hierüber eingeschickt, und 2000 Franken als Ermunterungspreis erhalten.

— Ein Journal von Neu-York sagt: »Dr. Automarchi (der bekannte Leibarzt Napoleons), welcher am verflossenen 3. April zu Santiago gestorben, war vor drei Jahren aus Frankreich in Neu-Orleans angekommen, woselbst man ihn mit der größten Auszeichnung aufgenommen hatte. Er begab sich alsdann auf eine Reise nach Mexico, und auf dem Rückwege von da nach den vereinigten Staaten, hat er sich in Santiago aufgehalten, wurde daselbst vom gelben Fieber ergriffen, und in kurzer Zeit davon hingerafft.«

— Aus China hatte man in Ostindien Nachrichten bis zum 26. Februar, woraus hervorging, daß es zwischen den Mandarinen und den Schleichhändlern noch zu keinem Vergleich in Bezug auf den Opiumhandel gekommen, und daß der Preis des Opiums noch mehr gesunken war.

— Am 15. Juni starb zu Freiburg der geh. Hofrath Dr. Beck, Professor der Chirurgie, Augenheilkunde und gerichtlichen Arzneikunde, im 44. Lebensjahre unerwartet schnell, nachdem er noch an selbem Tage Vormittags seine Vorlesungen gehalten hatte.

— Man schreibt aus Amiens, vom 14. Juni *): »Die von den Herren Orfila und Kofan verordneten Mittel haben schon eine auffallende Besserung in dem Zustande der Kranken unseres Collegiums hervorgebracht. Ihre Wirkung hat uns in der Hoffnung befestigt, die wir schon früher ausgesprochen, nämlich keinen der Zöglinge zu verlieren, — eine Hoffnung, die uns schon die aufgeklärte und menschenfreundliche Sorgfalt der Aerzte des Collegiums eingeflößt hat. Es wurden alle, die Fortschritte der Krankheit hemmenden Maßregeln getroffen, und zwar ganz in Uebereinstimmung mit den Absichten, die der Minister des öffentlichen Unterrichtes in folgendem Briefe an Herrn Martin, Rector dieser Akademie, gerichtet hat, welcher Letztere jedoch den Absichten des Herrn von Salvandy zuvorgekommen ist. Der Brief des Ministers lautet wie folgt: »Paris, den 13. Juni 1838. Mein Herr! Wollen Sie gefälligst Herrn Orfila, wenn er noch in ihren Mauern sich befindet, in Kenntniß setzen, daß ich den Bericht des Herrn Dr. Kofan und den seinigen erhalten habe. Die Natur der Krankheit und die Zahl der Fälle lassen mich nur noch mehr über die Maßregeln freuen, die ich ergriffen habe, den Familien zum Troste solche Hilfe den Kranken geschickt zu haben. Aus der Ferne kann ich nichts Näheres vorschreiben. Herr Orfila ist der Meinung, daß gemiethete Locale in oder außerhalb der Stadt angemessen wären. Handeln Sie als Familienvater. Man denkt nicht an die Kosten, wenn es sich um die Rettung seiner Kinder handelt. Die Universität wird ihre Einwilligung und Beihilfe zu Allem geben. Schreiben Sie täglich.

Salvandy.»

*) Im »Journal des Débats.« S. Nr. 53 der Gesundheitsz.

— Die neuen Quarantaine-Anordnungen in der Türkei verursachen (einer Correspondenz-Nachricht in der allg. Zeitung zu Folge) eine unbeschreibliche Verwirrung. Das Dampfschiff der Donau-Schiffahrtsgesellschaft Ferdinand I. und ein Dampfschiff des österreichischen Lloyd wurden bereits angehalten, um sie vor dem Einlaufen in den Hafen zur Abhaltung einer Quarantaine zu zwingen; es erhielten jedoch beide Schiffe schon am Abend desselben Tages ihre freie Pratika. — In Ermangelung eines Quarantaine-Gebäudes hat die Regierung zu Constantinopel vorläufig ein Linienschiff zu dem Ende bestimmt, damit die aus Smyrna, Trapezunt und andern von der Pest heimgesuchten Orten ankommenden Passagiere auf selbem untersucht, und falls sie sich als gesund erweisen, einer Räucherung unterzogen, dann aber ungehindert ans Land gesetzt werden. Dieses Schiff liegt der Hafenzanlei gegenüber. — Nachrichten vom 6. Juni zu Folge ist der Gesundheitszustand in der türkischen Hauptstadt sehr befriedigend.

— Dr. Gardner hielt am 11. Juni in einer Versammlung der Hamptstead literarischen und philosophischen Gesellschaft zu London eine Vorlesung über den thierischen Magnetismus. Er bekannte sich als zu der neuen Lehre bekehrt, und versicherte, daß er sich wider seinen Willen von der Wirkksamkeit der geheimen animalischen Ausströmung überzeugt habe. Dr. Gardner führte sogar einen Fall an, wo Mesmer's Fluidum, nachdem es sich an mehreren Spiegeln gebrochen, noch dieselben Wirkungen hervorgebracht. Er erbot sich, jeden Zuhörer nach einem Spital mitzunehmen, um ihm daselbst die wunderbaren Folgen der Manipulationen zu zeigen.

— Die preuß. Staatszeitung meldet aus Münster vom 9. Juni: „In der Irren-Heil- und Pflegeanstalt der Provinz Westphalen zu Marsberg, befanden sich Ende 1836: 146 Kranke; im Laufe des Jahres 1837 kamen 90 hinzu; 20 wurden als geheilt und gebessert, 2 als ungeeignet entlassen, und 16 starben, so daß sich am 1. Jänner d. S. die Anzahl der Kranken auf 179 (69 in der Heil- und 110 in der Pflegeanstalt) belief. Unter diesen litten an Todesucht 18, Wahnsinn 43, Melancholie 24, Berrücktheit 29, Blödsinn mit Epilepsie 11, und waren überhaupt 103 männlichen und 76 weiblichen Geschlechtes.“

— Die in Bezug auf den Gesundheitszustand des königlichen Collegiums zu Amiens gehegten Hoffnungen *) gehen in Erfüllung. Die jüngsten, daher kommenden Berichte (vom 14. Juni) melden, daß kein Zögling ein Opfer des dort herrschenden Typhus geworden, und daß kein neuer Fall vorgekommen. Indessen ist noch nicht jede Gefahr verschwunden. Man ist wegen einiger Zöglinge noch sehr besorgt. Die thätigste Sorgfalt wird denselben jedoch sowohl von Seite der Collegial-Verwaltung, als auch von Seite ihrer Eltern zu Theil, die alle jene, welche transportfähig sind, mit nach Hause nehmen. Die von den Herren Orfila und Rostan vorgeschriebenen Bäder haben im Allgemeinen eine gute Wirkung hervorgebracht, und es trat bei Allen, bei denen man dieses Mittel anwenden konnte, eine unverkennbare Besserung ein; jedenfalls wird die Reise beider genannten Herren Aerzte nach Amiens für das Collegium und vielleicht auch für die Stadt selbst eine große Wohlthat sein, eine Wohlthat, die man dem Eifer und dem

*) S. oben.

guten Willen des Ministers zu verdanken hat. (Journal général de l'instruction publique.)

— Eine eigene Commission wurde von der französischen Regierung ernannt, um den von Herrn F. Berthier gemachten Vorschlag zu prüfen, dem Andenken des unsterblichen Abbé de l'Épée ein Denkmal zu errichten. Sie besteht aus den Herren Dupin, Billemain, v. Schonen, Baron Gerando, Chapuyss = Montlaville, Cavé, Eugene de Montglave, Abbé Olivier, Pfarrer zu St. Roch, Nestor d'Audest und aus den Taubstummen-Professoren: F. Berthier, Lenoir und Forestier.

— Ein Arzt zu Montpellier, Herr Pigére, hat neuerlichst durch die Erscheinungen des Hellsiehens, die er willkürlich bei seinem eigenen Kinde (einem eifsjährigen Mädchen) erregte, die Aufmerksamkeit der medicinischen Facultät daselbst im höchsten Grade geweckt. Er ist jetzt über Bordeaux nach Paris gereist, und macht Anspruch auf den Preis von 3000 Franken, den voriges Jahr Herr Burdin für jene Sonnambule gründete, die ohne Mithilfe des Augenlichtes und des Tastsinnes lesen konnte. Herr Pigére hofft die Ungläubigsten zu überzeugen. —

— In dem „nouveau système de chimie organique“ hat Herr Raspail gewissermaßen eine neue Wissenschaft erfunden, indem er ganz neue Hilfsmittel der Beobachtung angibt. In dem genannten, auf zahlreicher Erfahrung strenger mikroskopischer Untersuchungen beruhendem Werke suchte der Verfasser auf alle mögliche Weise jene Fragen aufzuhellen, die auf die Anwendung der Chemie auf die Arzneikunde, auf Künste und Industrie Bezug haben. Die zweite Ausgabe dieses Werkes hat sehr viele Bereicherungen erhalten.

Miscelle.

(Nichts Neues unter der Sonne.) Quarin, einer der größten praktischen Aerzte Wiens, und noch im segensvollen Andenken des ältern Theiles unserer hiesigen Mitbürger, sagte von dem Gebrauche der kalten Bäder vor mehr als 50 Jahren, was man ohne ein Wort zu ändern auch heute noch unsern Wasserwüthigen zur Beherzigung zurufen kann:

„Die kalten Bäder, die früherhin vielleicht zu sehr vernachlässigt wurden, werden jetzt mit zu weit getriebenem Lobe bis in den Himmel erhoben. Wo sie wohlthätig wirkten, da tönt ihr Lob aus Aller Mund, wenn aber die Sache übel abliefe, die Leiden vermehrt wurden, und ein unglücklicher Erfolg eintrat, da ward sein still geschwiegen.“

(Balnea frigida, quae minimum forte antea negligebantur, nimis nunc encomiis in coelum tollantur. Cum quid prospere iis effectum est, omnium id sermone ac laudibus celebratur; at si perperam res accidit, si incommoda inde graviora, eventusque sinistri consecuti sunt, altum tacetur. Quarin „Animadversiones practicae.“ Tom. secundo. pag. 36.) — Nichts Neues unter der Sonne! Dr. — 6.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 55.

Montag, den 9. Juli 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Ueber die Gränzen der Galanterie beim Arzte. — Die Insel Ehermia und ihre Heilquellen. — Bemerkungen über die orientalische Pest und besonders den letzten verheerenden Ausbruch dieser Seuche in Egypten, im Jahre 1835. — Tagesbegebenheiten.

Ueber die Gränzen der Galanterie beim Arzte.

(Vom Med. Dr. J. L. Schönaug.)

„Wie!“ sehe ich schon beim bloßen Titellesen eine liebenswürdige Dame im Voraus den schönen Mund verzucken — höre ich das Verdammungsurtheil über mich fällen, „mein Arzte sollte es unter seiner Würde halten und sich gewisse Schranken setzen, galant zu sein?“ — „Janni,“ ruft eine ehrwürdige Matrone, „bring' sie mir meine hofmännischen Tropfen, mein Eau de Cologne, ich bekomme meine Krämpfe wieder!“ — Dort schüttelt ein artiger Courtisan bedächtig das Haupt: „Ein Arzte, der sowohl die Sonnenhöhe und Lichtpuncte der Gesellschaft durchwandeln, als in ihre moderigsten Tiefen herabsteigen muß, wenn er geistig und körperlich heilen will, sollte nicht ein Ideal von Artigkeit sein?“ —

Beruhigen Sie sich, meine Liebenswürdige! Erholen Sie sich, meine Gnädige! Sie sollen bald Bescheid haben, lassen Sie mich nur zu Worte kommen. Es ist dennoch so, der Arzte muß eine gewisse Gränze haben, was diesen Punct betrifft, über die hinaus er nicht schreiten darf, wenn er seinen Händen keine Fesseln anlegen, seinem Zwecke nicht selbst hinderlich sein will; jedes Haarbret, welches er von seinem Rechte vergibt, ist ein Kirchenraub, den er am Heile seiner Patienten begehret.

„Welche aber dürfte hier diese Gränze sein?“ Könnte man mit Recht fragen, „da hier doch von keiner Complimentscala die Rede sein kann, noch viel weniger, daß der Arzte nach dem Stammbaum oder den sonstigen Verhältnissen das Tempo der, beim Tanzmeister einstudirten Kragsüße re-

guliren soll.“ — Ich antworte, diese Gränze ist: Das Heil der Menschheit und das gewissenhafteste Ergreifen aller jener Mittel, die dieses zu bewerkstelligen im Stande sind; wo einmal diese heilige Pflicht des Arztes durch Galanterie beeinträchtigt zu werden droht, da muß er streng auf sein Recht pochen, und wenn es auch auf Kosten jedes andern Vortheiles geschehen müßte. „Wem die Heilkunst nicht zur Religion wird,“ sagt ein großer Meister unserer Kunst, „dem ist sie die trostloseste, mühseligste und undankbarste Kunst auf Erden, ja sie muß ihm zur größten Frivolität, zur Sünde werden.“

Ich will hiermit keineswegs jene leichten, einschmeichelnden Toilettenkünste, die oft beim Arzte mehr als seine gründlichsten Beweise das Vertrauen der Menschen zu erwerben fähig sind, wo sie nicht mit seinen Berufsgeschäften in Collision kommen, in Hintergrund stellen; das Vertrauen und die Gunst der Welt ist dem Arzte kein leicht zu verwerfender Vortheil, und warum sollte derjenige, dem die Mittel, sie zu erlangen schon geläufig geworden sind, es zu geringfügig finden, einen so unbedeutenden Preis dem höhern Gewinne entgegenzusetzen?

Oft aber, sehr oft würde seine übertriebene Artigkeit ihm und seinen Klienten sehr hoch zu stehen kommen; und ich will hier, um nicht von unserm galanten Thema abzukommen, als Beispiel die Galanteriekrankheiten beibehalten, über die man so gern den Mantel der Verschwiegenheit zu decken sucht, was auch dem Arzte keine besondere Aufopferung kostet, indem ihn ein Schwur im Voraus bindet. Aber diese Vermäntelungssucht von Seite der Patienten wird oft so weit getrieben, daß, wollte der Arzt hierin behilflich sein, er der erste wäre, der am Sturze seiner Verordnungen die Haue anlegen müßte. „Aber lieber Herr Doctor! ich bin heute zu einem Geburtsfeste geladen, wo ich mich unmöglich entschuldigen kann, ohne Verdacht zu erregen, — wollten Sie mir nicht ihre Einwilligung dazu geben; ein Gläschen Champagner wird doch nicht die ganze Welt sein.“

Hier wäre es thöricht, wollte der Arzt durch Nachgiebigkeit den Namen eines galanten Mannes zu verdienen streben; er möge diesen Ruhm jenen stereotypen Gesichtern überlassen, die in Kaffeecirkeln auf ein herabgefallenes Sackruch schnappen, nach fremden Meinungen wittern, um durch kein eigenes Urtheil widersprechend zu erscheinen; ihr Lob möge aus jedem Munde erschallen: „Was das doch für ein lieber Arzt ist, man möchte ihn für Alles lieber als einen Doctor halten; er hat gar nicht jene gelehrte Vornehmthueri, jene Kathederdictatur, die nach dem Schulschaub riecht, und mit Citaten sich verschanzte; er spricht von Allem lieber als von seinem Fache, und wird ihm mit Gewalt zugesetzt, so zieht er sich beschei-

den zurück, um nicht in Verlegenheit zu setzen, ausweichend mit der Antwort: „Ich bitte, nicht so gelehrt zu sein.“ Er ist nicht eigensinnig auf seine vorgefasste Meinung, läßt sich Vorschläge machen, und gönnt Anderen uneigennützig, um bloß errathen zu sein, Theil an seinen schwersten Curen; Kurz, er ist ein Mann, dem man es beim ersten Anblicke ansieht, daß er in seinen Gesellschaften sich herangebildet und die Menschen aus dem Fundamente studirt hat.“ Aber der gute Mensch hat gewiß auch seine triftigen Gründe, daß er sich am liebsten errathen läßt, daß er mit Niemand als mit sich selbst über seinen Gegenstand und seine Handlungsweise ins Reine kommen will. — Goethe, der so ziemlich mit der Welt zu leben wußte und gelebt hat, legte es wenigstens den Aerzten zum Vortheile aus, daß sie sich so gerne von ihrem Metier in Gesellschaften unterhalten. Ein vernünftiger Arzt wird auch jenen geheimen Wink der Natur, der uns als geheime Schutzwehr gegen außen drohende Schädlichkeiten gegeben ist, die ihm als Anordnungen oder Gelüste von Seite der Patienten verrathen werden, in so ferne sie mit den übrigen Krankheitserscheinungen ein zusammenpassendes Ganzes ausmachen, gehörig zu würdigen wissen, und die stillen Ordinationen der Naturheilskraft des Organismus genau beobachten.

Traurig ist es aber, oft die besten Kräfte, die genialsten Köpfe, die der Kunst ihr ganzes Leben geweiht, und hoch genug über alle jene kleinsten Künste gestellt, darum feiern, ja vernachlässigt zu sehen, weil ihnen das Heil der Menschheit über Alles gehet, während Charlatane und näselnde Kriecher vollauf zu thun haben. Aber wie geht das zu, werden Sie, meine holden Leserinnen, fragen, daß sie dennoch heilen und Zutrauen haben? Die Natur hat um desto mehr zu thun, daß sie den Krankheitsstoff und die Unwissenheit jener Quacksalber besiegt.

Ein vernünftiger Patient (leider aber steht es mit der Vernunft sehr schlecht meistens, sobald man Patient wird, und die vernünftigsten Aerzte sind oft die unvernünftigsten Patienten!) wird durch kleinliche Rücksichten nicht verleitet, gerne auf eine Galanterie Verzicht leisten, die ihm auf Kosten seiner Gesundheit von der andern Seite so hoch zu stehen käme.

Die Insel Thermia und ihre Heilquellen.

(Von Dr. Godeschen.)

(Beschluß.)

Die Mineralquellen zu Thermia gehören den eisenhaltigen Kochsalzthermen an; das Wasser ist farblos, hell und durchsichtig, geruchlos, von durchdringend salzigem und zugleich tintenhaftem Geschmacke. Sein specifisches Gewicht beträgt

1,0828; seine Temperatur + 45, 5° R. Nach *Vandere* kommen diese genannten Eigenschaften jedoch nur zwei Quellen zu, während die höher gelegene, also erstere, kein Eisen, und durch Zufließen von kaltem Wasser nur 32° R. enthält.

In seiner Wirkung auf den menschlichen Organismus kommt dieses Mineralwasser im Allgemeinen mit deutschen Kochsalzthermen, namentlich mit den Quellen von Baden-Baden überein, nur erhält die erste der Quellen zu *Thermia* durch ihren größern Gehalt an Kohlensäure, so wie die zweite und dritte durch ihren größern Gehalt an Eisen, einige Nebenwirkungen.

Nach dem Grade ihrer Temperatur gehören diese Thermen den heißen Mineralquellen an, durch welche der Organismus in seiner Totalität mächtig aufgereizt, der Kreislauf beschleunigt, der Proceß der Reproduction, die Plastizität verändert, und, nebst den andern Ausscheidungsorganen, besonders die Haut zu ihren Verrichtungen sehr angeregt wird.

Außerlich angewendet, wirkt es zunächst auf die Haut, von welcher aus seine auflösenden, zersekenden und reizenden Kräfte sich dann auf die Schleimhaut des Drüsen- und Lymphsystems, auf die parenchymatösen Eingeweide des Unterleibes und endlich auf die faserigen Gewebe der Muskeln und des Knorpelsystems fortpflanzen. Durch den Reichthum an Kohlensäure, und in der zweiten und dritten Quelle durch den Zusatz von Eisen wird die schwächende, erschöpfende und zersekende Kraft vermindert; diese gelind reizende, belebende Belmischung macht das Wasser gewürzhalt, flüchtiger und assimilirbarer; es wird dadurch auch bei schwächlichen Personen anwendbar und besonders in jenen schwierigen Complicationen höchst wohlthätig, wo Nervenschwäche mit Verstopfung oder Dyscrasie der Säfte verbunden ist.

Der Badende empfindet im Augenblicke, wo er ins Bassin hinabsteigt, ein eigenthümliches Brennen und Jucken in der Haut, wobei sich letztere röthet und anschwillt, eine Beschleunigung des Pulses und eine sichtbar gesteigerte Thätigkeit des Blut- und Capillargefäßsystems sich einstellt, welche letztere jedoch unter Ausbruch von reichlichen Schweiß im Gesichte, auf der Brust und auf dem Rücken einer angenehmen Empfindung von Wohlsein Platz macht. Nach einer Viertel- oder halben Stunde tritt jedoch ein beängstigendes Gefühl auf der Brust ein, welches den Kranken mahnt, das Bad sofort zu verlassen, wenn er nicht — wie dies die Erfahrung zur Genüge gelehrt hat — von einer Ohnmacht befallen oder das Opfer eines Schlagflusses werden will. Beim Aussteigen aus dem Bade pflegt man Schwäche in den untern Extremitäten und Zittern der Knie wahrzunehmen. Geht man nun sogleich zu Bette, so ist der Ausbruch eines allgemeinen, sehr profusen Schweißes die nächste Folge. Die Menge des vom Körper aufgenommenen Wassers beträgt, nach den deshalb angestellten Messungen, in einer Stunde etwa vier Pfund.

Zu den gewöhnlichsten Erscheinungen, von welchen der anhaltende Gebrauch dieser Thermalbäder begleitet zu sein pflegt, gehören der Badefriesel und das Brunnenfieber. Der erstere erscheint am gewöhnlichsten beim allzuhäufigen Gebrauch dieser Bäder; ebenso tritt das letztere oft schon in den ersten Tagen der Badecur auf, wenn man zu dreist und stürmisch bei dem Gebrauche der Bäder zu Werke ging. In diesem Falle ist es natürlich nicht kritisch, fordert aber bis

nach seiner Beendigung das Aussetzen des Bades, wofern man sich nicht der Gefahr von Congestionen, Apoplexie ic. aussetzen will.

Die beste Jahreszeit zum Gebrauche dieser Thermen ist der Frühling, die beste und schicklichste Tageszeit zum Baden der frühe Morgen, die Dauer der Badecur für den einzelnen Kranken nicht über vier Wochen. Ein Bad täglich ist vollkommen hinreichend; mäßige Körperbewegung, nach Abwartung des Schweißes, unterstützt die Wirkung der Bäder bedeutend; Einschlafen im Bade, so wie Uebersättigung des Körpers mit Mineralwasser, ist dagegen sehr schädlich. Außer den Bädern braucht man auch in neuerer Zeit das Wasser als *Donche ascendante* und zu Klystieren, so wie auch der am Boden der heißen Quellen und ihres gemeinsamen Abflusses sich niederschlagende, gelbbraune, dicke Schlamm (*Sinter*), so heiß als er zu erhalten ist, mit großem Nutzen als Umschlag bei Gelenkgeschwülsten, Contracturen, Neuralgien und Lähmungen angewendet wird. Anlangend endlich die Lebensordnung vor, während und nach der Badecur, so ist diese aus der Wirkung der Bäder sehr leicht zu abstrahiren. Der Kranke hat nach seiner Ankunft auf der Insel sich zunächst von der Seereise zu erholen. Kommt der Kranke endlich zum Baden, so muß er anfänglich mit großer Vorsicht zu Werke gehen, Alles vermeiden, was die Congestion nach Brust und Kopf vermehren, oder was die Hautausdünstung unterdrücken kann. Deshalb ist zum Bade eine der frühen Morgenstunden zu wählen, wo der Körper noch frei von äußern Einwirkungen ist; vor dem Bade muß der Kranke für Urin- und Stuhlausleerung, nach demselben für Unterhaltung des Schweißes im Bette sorgen, alle erhitzenen Speisen und Getränke vermeiden, während der Curzeit eine besondere Aufmerksamkeit auf warme und zweckmäßige Kleidung wenden, die nöthige Bewegung nicht vernachlässigen, sich möglichst zu erheitern suchen u. s. w. Im Allgemeinen ist bei Anwendung dieser Bäder jeder Arzneigebrauch unzulässig; nur dringende Fälle gestatten eine Ausnahme.

Nach Beendigung der Badecur thut der Kranke am besten, sich auf einige Tage nach Messaria, das eine schöne und freundliche Umgebung hat, zu begeben. Während der Körper dort Zeit gewinnt, sich einigermaßen zu erholen, nimmt auch die gesteigerte Empfindlichkeit des Hautorgans und seine große Neigung zum Schwitzen in so weit ab, daß die Seereise ohne Gefahr vor Erkältung unternommen werden kann, welche letztere auch später noch sorgfältig vermieden werden muß.

Bemerkungen über die orientalische Pest und besonders den letzten verheerenden Ausbruch dieser Seuche in Egypten, im Jahre 1835.

(Beschluß.)

Was ich mit Gewißheit über den Peststoff weiß, besteht beiläufig in Folgendem: Derselbe ist sehr compact, und theilt sich daher Gegenständen, die hart sind, eine glatte Oberfläche und gar keine oder nur sehr kleine Poren haben, als Metallen, hartem Holze, den harten Stellen der Haut u. s. w. nicht mit, obwohl er unmittelbar nach der Berührung noch wohl einige Augenblicke darauf haften kann. Er hält sich deshalb auch am leichtesten in einer niedern Sphäre auf,

und kann kein eigentliches Miasma verbreiten, da er durch die reine, freie Luft sehr schnell zerseht wird, selbst bei allen damit geschwängerten Effecten, wahrscheinlich schon in 24 Stunden, gewiß aber allemal in drei Tagen, und wird die Auflösung besonders durch Sauerstoff, Essig u. s. w. beschleunigt. Desto länger dagegen kann er sich in eingeschlossnen Sachen und Räumen aufhalten, die keinen freien Luftzug haben, wofür sich keine bestimmte Zeit angeben läßt. Die Ansteckung, besonders des mehr bössartigen Stoffes, bringt beim Menschen wahrscheinlich schon immer in den ersten 24 Stunden sehr merklich Erscheinungen hervor, mit den oben angegebenen Zeichen, kann aber in keinem Falle über drei Tage im Körper sein, ohne sich durch deutliche, unzweideutige Symptome kund zu thun. Daß auch manche Thiere den Stoff an ihrem Körper kurze Zeit mit herumtragen und selbst angesteckt werden können, glaube ich bemerkt zu haben. Er wird hauptsächlich durch die Lungen, beim Einathmen der dem Kranken oder dem stark geschwängerten Stoffe sehr nahen Atmosphäre, weit seltner durch die Hautporen und beim Berühren (?) absorbirt; und wird auch dann, in jedem Falle, zur Ansteckung noch eine gewisse Disposition des Körpers erfordert, welches durch viele Thatsachen erwiesen ist; daß Leute z. B. unbewußt bei Pestkranken in Einem Bette geschlafen haben, ohne angesteckt zu werden, habe ich mit eigenen Augen gesehen, so wie den Beobachtungen nach, dieselbe Person, vielleicht zu einer andern Zeit, wo deren Körper mehr dazu prädisponirt ist, sehr leicht angesteckt werden mag. Die Pest ist also eigentlich nicht ausschließend, weder contagiös, noch epidemisch, sondern beides, jedoch letzteres nur in sehr beschränkter Sphäre. Deshalb schützt Einschließung und Vermeidung aller Berührung von andern Personen und nicht gehörig gereinigten Sachen wohl vor Ansteckung. Ferner hat man als Schutzmittel dagegen seinen Körper vor gastrischen Unreinigkeiten, scharfen, verdorbenen Säften und erhitztem Blute zu bewahren, so wie vor dem Einathmen einer mit dem Stoffe stark geschwängerten Atmosphäre; mehr als die Hand, seine Kleider vor Berührung mit andern, die den Peststoff aufgenommen haben, in Acht zu nehmen und das weit mehr im Zimmer als in freier Luft. Ferner dienen Fontanellen, Vesicatorien, Del und Essig äußerlich, so wie Räucherungen mit letzterem.

Ich habe immer zur Zeit der Pest eine leicht verdauliche, nicht das Blut erhitzende, aber nahrhafte Diät angerathen und selbst befolgt. Daß sich auch von den hiesigen Aerzten einige die Pest in oculirten, womit sie aber wohlweislich warteten, bis gegen Ende derselben der Verlauf viel milder und weniger gefährlich war, muß ich in jeder Hinsicht für eine große, nicht zu rechtfertigende Thorheit erklären, da sie nichts Vernünftiges damit bezwecken, und selbst, wenn auch die Krankheit durch Einimpfen milder werden sollte, welches gar nicht erwiesen ist, doch schwerlich Nachahmer finden konnten, besonders da es gar nicht vor einer zweiten Ansteckung schützt, dieselbe einmal überstanden zu haben, indem ich selbst Leute gesehen und behandelt habe, welche die Pest zweimal, ja dreimal überstanden, so wie ich auch mehrere Fälle in den Hospitälern sah, wo sie erst das zweite Mal tödtlich wurde.

Es folgt aus dem Angeführten, daß in andern Häfen und Gegenden für alle Schiffe, welche von Ländern kommen, wo die Pest herrscht, so wie für

Personen, welche mit solchen Orten in Berührung gewesen sind, und deren Effecten, die den Ansteckungsstoff noch bei sich beherbergen, und auch nach einer längern Reise ihren Eignern noch mittheilen könnten, Reinigungs- und Beobachtungs-Anstalten allerdings wohl zu empfehlen sind, daß aber eine Quarantaine von acht Tagen für alle Waaren und Sachen, nachdem dieselben geöffnet der freien Luft ausgesetzt worden waren, und von drei bis fünf Tagen für Reisende, nachdem sie in dem Lazareth von ihren noch nicht gereinigten Kleidern und Effecten getrennt worden sind, überflüssig hinreicht, um das Land vor aller Möglichkeit einer Ansteckung von dieser Krankheit zu bewahren, selbst wenn sich wirklich auch noch während der Reise am Bord sollten Pestfälle gezeigt haben, ohne daß man genöthigt sei, zu solchen, eben so thörichten und ungerichten, als für den Verkehr der Völker nachtheiligen Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen, wie solche leider noch gegenwärtig in den meisten der aufgeklärteren europäischen Staaten fortbestehen. Vielleicht darf ich von diesen Beobachtungen — die mir zwar ganz eigenthümlich sind, die ich aber mehreren der aufgeklärtesten Aerzte, die mit mir zu gleicher Zeit in ihren Hospitälern und privatim diese Krankheit behandelten, mitgetheilt, und die von ihnen sowohl, als von dem Arzte in Constantinopel, welcher mir nebst einem andern Freunde half, um die angeführten, die Quarantainezeit betreffenden Versuche mit vieler Mühe und Beharrlichkeit anzustellen, die vollkommenste Beistimmung erhalten haben — hoffen, daß sie besonders auch in meinem Vaterlande Zutrauen verdienen werden. Wenigstens kommen sie von einem denkenden Landsmanne, der, von keiner vorgefaßten Meinung geblendet, und auch in seiner Wissenschaft, der Arzneikunde, keinem besondern Systeme anhangend, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel angewendet hat, um selbst die Wahrheit zu erforschen, und auch nur als ein Schärfflein zur Steuer derselben, das über diesen, für die Menschheit nicht unwichtigen Gegenstand in möglichster Kürze Gesagte bekannt macht. Und so darf ich erwarten, daß, wenn auch meine Stimme allein zu schwach sein sollte, doch mehrere angesehenere Aerzte, besonders von diesem Lande aus, meine Ansicht öffentlich bestätigen, und dadurch die in der Aufklärung sonst so weit fortgeschrittenen europäischen Regierungen bewegen werden, die schützenden Quarantaine-Anstalten in ihren Ländern auf einen vernünftigeren, gleichmäßigen und für den Verkehr weniger drückenden Fuß zu bringen. — Diesemnach bin ich aber auch eben so weit entfernt, die Sache leichtsinnig zu nehmen, als das Gesagte, besonders auch in dieser Hinsicht, ohne sorgfältige und gründliche Prüfung angeführt zu haben, so daß ich die wenigen Aerzte, welche die Pest für rein epidemisch und gar nicht contagios halten, dann streng tadelte, wenn sie diese gefährliche, doch unmöglich durch Thatsachen zu beweisende Meinung laut öffentlich äußerten. — Alle andern hiesigen Aerzte aber, welche ich darüber gesprochen, haben der Krankheit wohl einen mindern, aber durchaus keinen höhern Grad von Ansteckungsfähigkeit, als ich in Obgesagtem behauptete, eingeräumt.

Leider wird diese Geißel das arme hiesige Land, aller Wahrscheinlichkeit nach, im nächsten Jahre mit erneuerter Wuth wieder heimsuchen, obgleich diese Stadt bis jetzt noch frei davon ist, da ich mehrere Fälle, wo kürzlich Soldaten mit Geschwulst und Bubonen auf dem Oberschenkel, und einige andere, in denen

Kranke mit dergleichen Kleinern unter den Achseln, aber ohne Fieber und andere Krankheits Symptome ins Hospital kamen, welches die Araber *Gaijargil* (Surken) oder *Cubbe faessde* (falsche Pest) nennen, nicht für wirkliche Pest und für ansteckungsfähig erkennen kann, und dieselben auch deshalb nicht abgefordert und bald geheilt worden sind. Ich muß diese Geschwülste, deren ich auch gegenwärtig in Privat-Häusern mehrere antreffe, einer Anhäufung von verdorbenen Säften (?) zuschreiben, welche eine gutartige Natur, wegen Mangel an gehörig starker Ausdünstung in dieser Jahreszeit, auf solchem Wege ausstößt. —

Tagsbegebenheiten.

— In einem Schreiben aus Athen, vom 26. Mai (in der allg. Zeit.) heißt es unter Anderem: „Ein großes Bedürfnis wird hier gefühlt: die Errichtung eines großen allgemeinen Spitäles. — Die Gebirgsbewohner leiden zu *Nauplia* und Athen viel vom Clima, sie erkranken und sterben an Fiebern, wie früher die Deutschen. — Die Insel *Cuböa* (*Negroponte*) ward am 15. Mai wegen Statt gefundener Berührung eines Bewohners von *Kumi* mit dem Matrosen eines in *Contumaz* befindlichen Schiffes, auf neun Tage in *Quarantaine* versetzt. Eine kürzlich erschienene Verordnung beabsichtigt bei künftigen Anlegungen von Colonien mehr Vorsicht in ärztlicher Beziehung. — Die mit Nächstem zu eröffnende Hebammenschule verdankt man den Bemühungen der deutschen Aerzte, vorzüglich den Leibärzten *Dr. Wibmer* und *Röser*.“

— Nachrichten aus Athen, vom 10. Juni zu Folge, hat der Minister des Innern, *Skarakis*, wegen der großen Verheerungen, welche die Pestseuche unter den Einwohnern der Inseln *Cicio*, *Samos* und *Chalymnos* anrichtet, unterm 18. Mai allen Gouverneuren und Unter-Gouverneuren, und vermittelst dieser den Hygienomen aufgetragen, in den Sanitäts-Reglements ihre Strenge zu verdoppeln.

— Am 2. Juni d. J. wurde in *Bamberg* das neue *Taubstummeninstitut* feierlich eröffnet. Schon im Jahre 1834 war auch dort die Ministerial-Verordnung, daß mit jedem Schullehrer-Seminar eine Taubstummenschule verbunden werden solle, zur Ausführung gekommen, und durch die Mitwirkung eines wohlthätigen Vereines wurde es möglich, mehrere taubstumme Kinder armer Eltern aufzunehmen, die aber vereinzelt wohnten, und in der mit dem Seminar verbundenen *Musterschule* Unterricht erhielten. Durch die Thätigkeit jenes Vereines ist es nun gelungen, diese Schule zu einer selbstständigen Anstalt zu erheben, wo sämmtliche Zöglinge beisammen wohnen und sorgfältige Pflege erhalten. Der Inspector des Seminars, *Herr Heunisch*, führt zugleich die Aufsicht über das Taubstummeninstitut.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, *Kuprechtsplatz* Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 56. Donnerstag, den 12. Juli 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Der erste Keim zu Krankheiten. — Ein Blick auf die gegenwärtige Stellung der Ärzte. — Aus einem Briefe Sir W. Scott's an die Lady E. Stuart. — Tagesbegebenheiten. — Miscellen.

Der erste Keim zu Krankheiten.

(Ein Wort an Eltern und Erzieher.)

Wäre es dem Arzte gegönnt, in die innere Lebensgeschichte eines jeden seiner Patienten bringen zu können — wie weit besser stünde es um den Kranken und den Arzt. Aber meistens sieht dieser nur den Schatten, den Reflex eines innern Uebels, dessen geheime Werkstätte dem scharfsinnigsten Beobachter entgeht. Der Grund dieses geheimnißvollen Auftretens einer Krankheit liegt jedoch nicht immer in deren dunkler Natur, sondern theils in Mangel an Selbstbeobachtung, theils in absichtlicher Täuschung von Seiten des Nichtarztes.

So bedauernswerth der Mensch ist, wenn er jede noch so kleine Veränderung seines körperlichen Zustandes mit dem ins Unendliche vergrößern- den Mikroskop der Hypochondrie betrachtet, und allzubeforgt wegen seiner Gesundheit in ewiger Spannung lebt — eben so sehr muß man es mißbilligen, wenn er es gar nie zur Selbstbeobachtung kommen läßt. Es ist unglaublich, aber dennoch wahr, daß es Menschen gibt, die über ihr früheres Leben, insofern dasselbe auf deren gegenwärtige Krankheit irgend ein aufklärendes Licht werfen könnte, gar keinen Bescheid wissen. Man möchte sagen, sie haben keinen Sinn für die klare Auffassung ihrer frühern Zustände; trotz der sorgfältigsten Nachforschungen — die oft nur zu sehr geeignet sind, die Geduld des menschenfreundlichsten Arztes auf eine harte Probe zu stellen — kommt bei der Untersuchung kein Moment zum Vorschein, welches über die Entstehung, die Natur und das Fortschreiten der Krankheit nur den geringsten Aufschluß geben könnte. Die grellste

Unwissenheit legt jedem tiefem Forschen einen fast unübersteiglichen Damm. Ist der Arzt auch so glücklich, über frühere Zustände etwas zu erfahren, so sind oft die erhaltenen Berichte so durcheinander gemorfen, und in Betreff der Zeitfolge so verworren, daß es beinahe wünschenswerth erscheint, gar nichts zu erfahren. Und doch ist es oft die früheste Epoche des Lebens, in welcher der erste Keim zu einer, nach vielen Jahren erst erscheinenden, körperlichen und Geisteskrankheit gelegt wurde, jedoch entweder unbeachtet blieb, oder eine falsche Richtung erhielt. Mehr als ein chronisches Uebel wird von unserer jetzigen Lebensart, unserm Berufe, unsern Verhältnissen hergeleitet — und doch hat dessen Samenborn schon seit unsern Kinderjahren seine Wurzeln nach allen Richtungen ausgesendet. Weil uns das Gestern und Vorgestern noch lebhaft im Gedächtnisse ist, so überreden wir uns, daß auch unser jetziges Leiden vor Kurzem erst entstanden. Aber es trat nur dasjenige in die äußere Erscheinung, was in unserm Innern schon längst krankhaft wucherte. „Es gehört zum Glücke des Menschen,“ könnte man einwenden, „sich so lange für gesund zu halten, als keine auffallenden Symptome ihn ans Krankenbett fesseln, und man sollte um Alles in der Welt Niemanden zur melancholischen Voraussetzung bereuen, als könne er, während er sich gesund fühlt, dennoch krank sein. Das hieße, einen Theil des Himmels auf Erden zerstören; eine glückliche Unwissenheit, ein fester Glaube an seine Gesundheit sind eine unerlässliche Bedingung zu unserer Zufriedenheit, zu unserm Wohlbestinden.“ — Ist denn aber, fragen wir, diese Gemüthsruhe, dieses fröhliche Festhalten an der Gegenwart unverträglich mit einer genauern Selbstbeobachtung? Ist diese klare Erkenntniß unserer Natur, dieses schärfere Auffassen dessen, was wir zu jeder Lebens- und Entwickelungsepoche empfinden, nicht für das Glück unserer Zukunft, und zunächst zur Aufklärung des Arztes im Falle unserer Erkrankung dringend notwendig? Und doch werden die wenigsten Menschen in dieser ruhigen Selbstanschauung geübt. Es gehört zur Gymnastik der Seele, wenn der Mensch von frühester Jugend zur objectiven Hinstellung seines Ich's angeregt wird; da wird er frühzeitig im Ermessen seiner Licht- und Schattenseite eingeübt, und lernt so, wie bei körperlichen Uebungen, das Maß seiner geistigen Kräfte kennen. Wie gut kommt es dem Arzte da, wo es sich um die Ausmittelung der Krankheitsursache handelt, wenn der Patient schon früher gewohnt war, über sich Auskunft zu geben, gleichsam in die tiefen Schichten seines innern Organismus hinabzusteigen, und Das, was er da beobachtet, seinem Heilarzte in bündiger Klarheit zu enthüllen. Diese, von der krankhaften ganz verschiedene, Clairvoyance unterstützt den Arzt mehr, als man glauben sollte, bei der Wahl seiner Mittel. Man muß als Arzt das Wohlthätige und Mangelhafte einer

solchen Auskunft erfahren haben, um zu fühlen, wie weit unsere Erziehung in dieser Hinsicht zurück ist. Die Gegenstände des Unterrichts werden täglich vielfältig; Musik, Tanz, gymnastische und Denkübungen, Sprachen, Geographie, Aesthetik und weiß Gott, was Alles, füllen den Tag des Knaben aus; aber gerade zu dem, welches in Zukunft sein ganzes Glück begründen kann — zur Beobachtung seines äußern und innern Zustandes wird er nie gewiesen. So kommt es, daß er, gänzlich unwissend über sein früheres Leben, bei eintretender ernstlicher Krankheit gar nichts mitzutheilen weiß, und ein Uebel für neu entstanden hält, dessen erster Keim schon längst in ihm vorhanden war. Weit mehr Menschen, als man gewöhnlich glaubt, sind ein Opfer dieser Unwissenheit, die nicht bloß, wie man fälschlich glaubt, bei der untersten Volksklasse, sondern gar häufig bei Personen von sogenannter guter Erziehung anzutreffen ist. Es geschieht sogar oft mit Absicht, daß Eltern ihre Kinder in gänzlicher Unwissenheit ihres physischen Zustandes erhalten. Besonders glauben Mütter in ihren Ausdrücken nicht zart, schonend und dunkel genug in einer gewissen Entwicklungsperiode ihrer Töchter sein zu können. Aber schon Peter Frank hat mit den lebendigsten Farben das Unheil geschildert, welches oft durch derlei übertriebene Delicatesse zur Unzeit bei jungen Frauenzimmern entsteht. Der große Arzt hat seine Ueberzeugung unverhohlen dahin ausgesprochen, daß die *Bleichsucht*, wie sie leider nur zu oft die schönste Blüthenzeit weiblicher Jugend verkümmert, nicht selten ihren Grund in der Unwissenheit junger Mädchen, und in dem hierdurch herbeigeführten Schrecken oder Verführung ihren hinreichenden Grund hat, so daß er es Müttern zur Pflicht macht, in dieser Beziehung vorsichtiger zu sein, und das Glück der Kinder nicht einer übelverstandenen Delicatesse zu opfern.

Und so glauben wir mit diesem einen Beispiele mit aller Schonung angedeutet zu haben, wie sehr es für die künftige Gesundheit unserer Jugend wichtig ist, in Bezug auf Unwissenheit ihrer physischen Zustände nicht zu weit zu gehen. Es gehört freilich eine große Kunst dazu, mit kluger Beachtung der Verhältnisse die Gränzen der Sittlichkeit und des Anstandes dennoch nicht zu verletzen; aber darum ist ja die Aufgabe, ihre Kinder zu erziehen, die heiligste und wichtigste Aufgabe für Eltern, wenn sie sich das Glück ihrer Kinder zum Ziele ihres Lebens machen. Dr. Beer.

Ein Blick auf die gegenwärtige Stellung der Aerzte.

(Mitgetheilt von Dr. A. Th. Brück *).

Es scheint, daß ein gleicher Verfall, wie er sich vielverbreitet im Publicum als Mißtrauen gegen ärztliche Kunst und Leistung ausspricht, alle

*) C. Kasper's „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde.“

ähnlichen Verhältnisse, denen ein gläubiges Vertrauen einerseits und ein thatenrüstiges Wohlwollen andererseits zum Grunde liegt, zu durchdringen beginne, und als eine tiefer begründete Zeiterscheinung anzufassen sei. Es ist — mit Goethe zu reden — der allgemeine Verfall der Pietät, des gläubigen Vertrauens in die Kraft und den guten Willen der Vorgesetzten aller Art, das früher unter allen europäischen Völkern am tiefsten im deutschen wurzelte — so unbewußt und innig wurzelte, daß uns sogar der Name dafür gebrach, den wir den Römern entlehnen mußten. Diese Pietät begründete ehemals ein schönes, patriarchalisches Band zwischen Kinder und Eltern, auch den ältern Mitgliedern der Familie, dem die Kinder auch nach der Pubertät und Selbstständigkeit nicht entwachsen; sie bildete ein ähnliches Verhältniß zwischen dem Volke und seiner geistlichen und weltlichen Obrigkeit, ein ähnliches zwischen dem hilfessuchenden Publicum und den hilfesspendenden Ärzten. Dieses allgemein bindende Pietätsverhältniß wurzelte in der dunklen, aber warmen Tiefe des Gemüths. Seitdem nun das klare, aber kalte Licht des Verstandes aufgegangen und alle menschlichen Verhältnisse anatomisch analysirt hat, mußten sich nothwendig alle jene Bande der Pietät auflöckern. Der Nimbus der Heiligkeit ist von den kindlich verehrten Bildern verschwunden — seitdem thun sie keine Wunder mehr, und das goldene Kalb der materiellen Interessen hat ihre Stelle eingenommen.

Gestehen wir es nur: auch dem ärztlichen Wirken kam jener Nimbus sehr zu Statten, mochten die Ärzte selbst noch an ihn glauben oder nicht. So lange der Arzt das Ansehen eines wunderthätigen Magiers hatte, konnte er Wunder thun, und etwas von diesem magischen Glanze behielt der Doctorhut, trotz der Spöttereien eines Molière, Voltaire, Swift, noch im vorigen Jahrhunderte. Und zeigt nicht die neueste Zeit selbst, wie das sogenannte gebildete Publicum noch immer das Bedürfniß hat, im Arzte den Magier zu sehen, daher sich zu den Spendern der undenkbaren Decilliontheile, zu den Urinschauern und weisen Frauen drängt? Wer kann es bezweifeln, daß diese an den Gläubigen Wundercuren verrichten, die dem rationellen Arzte nicht gelangen, weil — sie ihm nicht zugetraut würden, weil er sie zu versprechen nicht die Stirn hatte? Die Einwirkung des menschlichen Gemüths, sobald dieses zum gläubigen Enthusiasmus gesteigert ist, auf die leiblichen Functionen, selbst auf die vegetativen, ist weit größer, als wir gewöhnlich denken, sie kann sich noch jetzt bis zum Wunderbaren steigern. Diese dämonische, dunkle Macht des enthusiastisch vertrauenden Gemüthes hat aber die rationelle Medicin in ihrer klaren Besonnenheit selbst abgelehnt und somit ein für allemal verscherzt. Sie ist zu redlich, um sie auf der Bahn homöopathischer Charlatanerie wieder zu

gewinnen, sie ist zu klar und frei, als daß sie sich durch Seherinnen von Prevorst blenden ließe, oder Andere blenden möchte. Vergebens sind die „Klagen über die verlorne Schöne“ — dagegen gilt es: „aufzubauen mit heilem Sinne und neuen Lebenslauf zu beginnen,“ . . . das ist die Aufgabe unserer Zeit, auch in der Heilkunst!

Die gegenwärtige mißliche Stellung der rationellen Aerzte ist dabei nicht zu verkennen. Unsere Bildung ist der Zeit vorangeeilt; wenige nicht selbst Naturkundige wollen es nicht gelten lassen, daß von den Naturstudien aus unmerklich eine neue Philosophie entsteht, wie es schon Bacon vor länger als zweihundert Jahren prophezeite. Wir sind in dem Falle aller rationellen Reformatoren, und werden daher, wenn auch nicht mehr gekreuzigt und verbrannt, doch vernachlässigt und verschmäht. Ragen auch noch einzelne Heroen der Heilkunst, wie Heim, Stieglitz, Brandis u. A. in unsere Zeit herein, welche, begünstigt durch große persönliche Eigenschaften aus frühern Tagen die unangefochtene Verehrung des Publicums herüber getragen haben: so gilt diese Verehrung mehr ihrer ausgezeichneten Persönlichkeit, und sie würden derselben in jedem andern Stande eben so, wie in dem ärztlichen, dem sie zufällig angehören, theilhaft geworden sein. Das Ansehen des ärztlichen Standes hat ohne Widerrede im Publicum auffallend verloren, da die Kunst, welche dieser Stand ausübt, im Auge des Publicums gesunken ist. Oder genießt vielleicht noch jetzt in andern Landen der Hausarzt, die Achtung eines väterlich verehrten Familiengliedes? Freuet man sich seines Kommens? Lauscht man seinen Anordnungen folgsam? Ist man erkenntlich für seine Bemühungen? Bei uns ist es im Ganzen nicht der Fall mehr. Medicus ne veniat nisi vocatus; nur im Nothfalle wird er gerufen, wie man etwa den Schlosser, den Tischler ruft. Katarrhalische, rheumatische, gastrische Zufälle, die der Tag mit sich bringt, ja Geburtsfälle, Fieber und exanthematische Krankheiten, die man ehemals sich scheuete ohne ärztliche Aufsicht zu bestehen, werden jetzt leicht genommen, und man könnte sagen, weniger, als der Arzt, gefürchtet; selbst die Epidemien der Cholera und Grippe haben den Werth der Aerzte nicht gesteigert. Statt der ehemaligen reichlichen Honorare, hat jetzt der Arzt zu erwarten, daß seine, unter der Taxe ausgeschriebenen Rechnungen, selbst von Wohlhabenden, Gebildeten oft wie die Rechnungen jener Handwerker bekrittelt und widerwillig bezahlt werden; daher auch das „dat Galenus opes“ unter die Sagen der Vorzeit gehört. So ist es bei uns in den Provinzstädten, geschweige auf dem ärmeren Lande.

(Der Beschluß folgt.)

Aus einem Briefe Sir W. Scott's an die Lady E. Stuart.

Euer Gnaden können mich nicht für eine solche Naechteule halten, den thierischen Magnetismus oder die Phrenologie einer ferneren Beachtung werth zu schätzen; ich vergesse diese gelehrten Namen, so wie manche andere Alogie der Gegenwart. Die Seelente haben ein besonderes Sprichwort, daß Jedermann während seiner Lebenszeit eine Menge — freßen muß, und sie söhnen sich dabei selbst mit dem Verschlingen unschmachhafter Gerichte aus. Ebenso sage ich: Jedes Zeitalter muß einen gewissen Theil abergläubischen Unsinn verschlucken; allein jede Generation wählt, der Mannigfaltigkeit folgend, welche die Natur durchaus bei allen ihren Werken zu beobachten scheint, ihren Unsinn, wie die Geschichtschreiber sagen, mit Unterschied. Ich war zeitlich hinter den Coulissen, indem ich in meiner Kindheit der Kranke keines geringeren Mannes, als des berühmten Dr. Graham, des großen Quacksalbers jener vergangenen Tage gewesen bin. Ich hatte, weil ich, wie Sir Hogh Evens sagte, ein listiger, schnellfassender Knabe war, die scharfsichtige Vorstellung, daß dieser Magnetismus ganz und gar ein Schwank war; indessen Dr. Graham war, obgleich er eine verschiedene Methode anwendete, in jenen Tagen eben so sehr bewundert, wie so mancher französische Narr. Ich dachte einmal, mich diesen modernen Possenreißern zuzuwenden, wurde aber bald in sinnlosen Streit verwickelt, der mich nichtsdestoweniger so manche Zeit und Verwirrung kosten sollte. Der Schluß war ziemlich einfach — daß dieselben Vernunftgründe, welche die, unseren Vorfahren eigenen Heren- und Geisterkünste verwarfen, auch für den übernatürlichen Unsinn unserer eigenen Tage verderblich sein müssen. (Lockhart's Life of Scott vol. 7. — Times 8. Juin 1838.)

— 6 —

Tagsbegebenheiten.

— Unter dem Schutze und mit Erlaubniß der französischen Regierung bildete sich vor Kurzem eine sogenannte „Central-Gesellschaft der Taubstummen.“ Ihr Sitz ist in Paris, Straße St. Guillaume, Nr. 9, Vorstadt St. Germain. Am ersten Sonntage eines jeden Monates hält sie ihre Sitzungen, und hat (wie es im ersten Artikel ihrer Statuten heißt) zum Zwecke: „Ueber das Interesse der Taubstummen zu berathen, in einen Centralpunct die auf der ganzen Erde zerstreuten Kenntnisse der Taubstummen, so wie jener Männer zu vereinigen, die tiefere Studien in diesem Zweige menschlichen Wissens gemacht; die Bande, welche diese große Familie vereinigen, enger zu knüpfen, und jedem ihrer Mitglieder einen Vereinigungsheerd wechselseitiger Mittheilung und Unterstützung zum leichtern Fortkommen in der Welt darzubieten.“ — Auch wird sich's die Gesellschaft angelegen sein lassen, den taubstummen Arbeitern Mittel zum bessern Unterrichte und zu bessern Sitten durch unentgeltliche Rathschläge und Lehren an die Hand zu geben, deren Arbeiten und Kunstwerken einen bessern Absatz zu verschaffen, und ihnen den Schutz jener Sprechenden (Parlans) zu verschaffen, die ihre gesellschaftliche Stellung in die Lage setzt, der Taubstummen-Gesellschaft nützlich sein zu können. Die Gesellschaft besteht aus wirklichen, Ehren- und cor-

respondirenden Mitgliedern; Präsident der Gesellschaft ist Herr F. Berthier, Vice-Präsident Hr. Forestier, und Secretär Hr. Alph. Lenoir (alle drei taubstumme Professoren).

— Am 7. Juni wurde in Petersburg das fünfzigjährige Jubiläum des Akademikers und Medicinalrathes von Busch gefeiert. Se. Majestät der Kaiser bezeugte dem Jubilar in einem huldvollen Cabinetsschreiben, so wie durch Uebersendung der Insignien des Stanislausordens erster Classe die allerhöchste Theilnahme. Das medico-pharmaceutische Curatorium in Moskau hat bei dieser Gelegenheit zu Ehren des Jubilars ein Capital von 10,000 Rubel ausgesetzt, dessen Zinsen zur Unterstützung des Sohnes eines armen Arztes verwendet werden sollen.

— In Hannover ist man mit Errichtung einer homöopathischen Apotheke beschäftigt, ein Unternehmen, welches (dem Hamburger „Correspondenten“ zu Folge) von den privilegirten Apothekern ausgeht, um den Ausfall zu decken, der ihnen aus dieser neuen Heilmethode erwächst.

— In der Oberhausitzung vom 15. Juni überreichte Lord Brougham die Bittschrift eines Chemikers, William Robert, worin dieser das Haus ersucht, eine von ihm gemachte Entdeckung, wodurch Leichname mehrere Monate lang vor Fäulniß bewahrt werden könnten, prüfen zu lassen, und falls sie sich als zweckdienlich erprobte, die Einführung dieses Mittels in den anatomischen Schulen anzuempfehlen. Der edle Lord erinnerte das Haus an eine, vor einigen Jahren in Bezug auf die Anatomie sehr wichtige Bill, die damals zwar durchgegangen, jedoch in einem Punkte sich unausführbar zeigte, nämlich, als es sich um die Bestimmung handelte, wornach jeder Leichnam, wenn er secirt worden, auf geweihtem Boden anständig beerdigt werden sollte. Das Mittel des Herrn Robert, meinte der Redner, würde es nun möglich machen, die Leichname nach der Zergliederung noch zu erkennen und daher jene Bestimmung zu erfüllen. Der Bittsteller beruft sich auf Zeugnisse, welche ihm Sir Astley Cooper, Sir B. Brodie, Herr J. Greene und andere ausgezeichnete Aerzte über die Vortrefflichkeit seiner Erfindung ausgestellt haben. „Die Einführung derselben,“ sagt Lord Brougham, „würde das Studium der Anatomie sehr erleichtern, erweitern und minder gefährlich machen.“ — Graf Radnor sprach sich gegen diese Bittschrift aus, und behauptete, der Erfinder habe sein Mittel schon mehreren anatomischen Schulen vergeblich angeboten; auch sei Sir B. Brodie der Meinung, daß die Entdeckung zu nichts nützen würde. Graf Radnor nennt die ganze Sache einen Puff, eine Aeußerung, die den reizbaren Lord Brougham sehr aufbrachte. Der Bischof von Exeter und der Marquis von Lansdowne sprachen sich für die überreichte Bittschrift aus. Die Petition wurde auf die Tafel des Hauses niedergelegt.

— Nach dem „Journal de Smyrne“ setzt die Sanitätscommission in Constantinopel ihre Arbeiten zur Organisation der Quarantaine-Anstalten eifrig fort; doch bemerkt man, daß sie sich zu sehr beeilt, ihre Maßregeln ins Werk zu setzen, bevor alle Anstalten getroffen sind, deren Wirksamkeit zu verbürgen. Das Dampfschiff „Stambul,“ welches die Fahrt zwischen Smyrna und Constantinopel macht, wurde gegen Ende Mai bei seiner Ankunft in Constantinopel ohne alle vorläufige Anzeige in Quarantaine geschickt, weil die Commission die

Nachricht von zwei zu Smyrna vorgekommenen Pestfällen erhalten. Da sich aber kein geeignetes Local zur Unterbringung der 200 auf dem Dampfschiffe befindlichen Reisenden vorfand, so mußte man den Vorsatz aufgeben, und das Fahrzeug zulassen, indem man sich mit einfacher Räucherung begnügte.

M i s c e l l e n .

(Grellet's Pönitenssystem.) Vor eif Jahren wurde in Genf ein sogenanntes Pönitenzhaus errichtet. Sittliche Aufrichtung und Reinigung, Wiedererhebung der Verbrecher zu tadellosen Menschen, Unterricht und Befähigung derselben, künftig irgend eine Fertigkeit ihr Brot redlich zu verdienen, und achtungswerthe Mitglieder der Gesellschaft zu werden — dies waren die Zwecke, welche der Einrichtung des genannten Hauses zu Grunde lagen. Dem Director der Anstalt steht ein von ihm unabhängiges Comité zur Seite, welches sich mit der Aufsicht über die Moralität der Sträflinge und mit ihrer Versorgung, wenn sie aus dem Strafhaufe treten, ernstlich beschäftigt. Von einem Mitgliede dieses Comité, Herrn Grellet, ist neuerlichst ein auf Erfahrung gegründetes Werk über diesen Gegenstand erschienen, in welchem das Pönitenssystem historisch, theoretisch und praktisch dargestellt wird. Der wahre Zweck dieses Systems scheint ihm kein anderer, als die Erziehung derjenigen Menschen von Neuem vorzunehmen, die durch Umstände, Lage, Neigungen oder böse Beispiele zum Laster getrieben worden sind. Diese nachträgliche Erziehung soll auf eine dreifache Art wirken: 1) Durch Verwischung der alten Eindrücke und Erinnerungen; 2) durch Warnung vor neuer Ansteckung; 3) durch Unterricht. Es müssen sich, nach Grellet, drei Kräfte — materielle, sittliche und religiöse Kraft — vereinigen, um auf den Körper, die Vernunft und das Herz, die erkrankt sind, heilend und wiederherstellend zu wirken. — Als erstes Erforderniß dieses Systemes ist (nach G.) ein passendes Local, welches Sicherheit, Gesundheit und leichte Aufsicht nach allen Puncten hin vereinigt. Die gänzliche Isolirung (Solitary confinement) hält G. für ein Strafmittel, das der Gesundheit sehr schädlich sei, und in Strafhäusern, wo es streng gehandhabt wird, eine doppelte Sterblichkeit im Vergleiche mit dem von Grellet vorgeschlagenen Systeme herbeiführe.

— Das Mineralbad Schäftlarn, wenige Stunden von München, wurde am 27. Mai eröffnet. Der Wirkungskreis dieses Bades hat sich in diesem Jahre noch dadurch erweitert, daß in demselben die Freunde der Kaltwassercuren alle Erfordernisse hierzu vorfinden.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtshaus Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abomirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 57.

Montag, den 16. Juli 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Ein Blick auf die gegenwärtige Stellung der Aerzte. — Brief eines Arztes an seine Tochter über das Schwimmen. — Isabelle. — Tagesbegebenheiten. — Miscellen.

Ein Blick auf die gegenwärtige Stellung der Aerzte.

(B e s c h l u ß.)

In einer gewissen Provinzstadt von 12,000 Einwohnern kenne ich nicht drei Häuser, die ihrem Hausarzte einen stehenden Jahrgelalt zukommen lassen, daher die Aerzte wie Kleider gewechselt werden *). In Residenzen und großen Handelsstädten mag das Verhältniß günstiger sein, doch wie es früher war, ist es nicht mehr, und ich erinnere mich, schon vor zehn Jahren in Petersburg und Kopenhagen Klagen von den ersten Aerzten vernommen zu haben.

Was ist davon die Ursache? wodurch wird der Uebelstand gebessert?

Die erste Frage habe ich Einmal mit dem Schiller'schen Ausspruche: „Überall, wo die Kunst gesunken ist, ist sie durch die Künstler gesunken,“ zu beantworten gesucht — und dieser Ausspruch ist wiederholt worden; doch halte ich selbst diese Antwort nicht für erschöpfend. Bei fortgeschrittener Wissenschaft und unerläßlichem ernstem Studium ist unstreitig die Intelligenz in der Masse der jetzigen Aerzte gesteigert, während zugleich ihre Anzahl sich ungeheuer gemehrt hat; daher überall leichtere und bessere ärztliche Hilfe. Aber was leicht zu haben ist, wird gerade deshalb minder gesucht und geachtet. Früher, sagt man, erstanden dennoch mehr einzelne Praktiker, indeß jetzt das ärztliche Wissen gleichmäßiger verbreitet ist. Geben wir dieses zu, so scheint die Ursache davon zu sein: weil jetzt die

*) Dieser gleichgiltige Wechsel des Arztes ist charakteristisch, früher wagte man dies so leicht nicht; freilich erhielt sich früher das Band zwischen Arzt und Patienten durch fortwährenden Arzneigebrauch, der jetzt mit Recht, obgleich zum Schaden der Apotheker, von beiden Seiten mehr eingeschränkt ist.

Praxis, welche sonst Einem oder Wenigen zufiel, sich auf zu Viele vertheilt. Das eminente praktische Talent wird aber nur in einer sehr großen Thätigkeit gereift, die nicht nur den Schatz der empirischen Erfahrung häuft, sondern überdies alle Seelenkräfte des Arztes, ich möchte sagen zu einem Enthusiasmus steigert, der etwas Divinatorisches, Ehrfurcht Gebietendes an sich hat, wie sich dieses in dem Leben und Wirken Hei'm's so unverkennbar ausspricht. Und mit diesem ärztlichen Enthusiasmus verbindet sich von selbst jene imperatorisch gebietende Bestimmtheit (auch manchmal in eine „göttliche Grobheit“ ausartend), welche sich begreiflich jetzt selten unter den Aerzten findet, die aber, wo sie natürlich ist, so sehr das Vertrauen des Kranken steigert, die einfachsten Heilmittel potenzirt, und die Kranken, so wie deren Umgebung an Folgsamkeit und Achtung gewöhnt. In wiefern jetzt solche energische ärztliche Persönlichkeiten feltner dem Publicum fühlbar werden, kann man allerdings jenen Schiller'schen Satz in Anwendung bringen; doch dürfte man nicht sagen, das Ansehen der Kunst sei durch die Schuld der Künstler gesunken, sondern vielmehr durch ihr ungünstigeres Verhängniß. Man würde in der That ungerecht gegen die jüngere Generation der Aerzte sein, wollte man nicht zugeben, daß sie im Allgemeinen, auch bei schlechterem Erwerbe, ja Noth, sich noch immer ehrenhaft genug durcharbeiten. Vor Allem aber haben sie den oben erwähnten allgemeinen Verfall der Pietät im Publicum zu empfinden, welche einst dem Arzte treu ergeben entgegen trat, während sie jetzt kaum in der Noth zu erwecken ist, und nach der Noth wieder verschwindet.

Ist aber die Ursache so allgemein und tief begründet in einer veränderten innern Lebensrichtung des Volkes: so dürfte kaum noch von einer Abhilfe die Rede sein. Doch habe ich bereits oben mit den Worten eines großen Mannes die Andeutung dessen, was uns uninteressirt zu thun obliegt, ausgesprochen, nämlich: nicht, wie es meist von gesunkenen Aristokratien geschieht, zu Klagen oder zu schmähen über die verlorne Schöne der Unschuld, der kindlichen Pietät einer im Verstande lebenden Generation (einer Metamorphose, die ja im Entwicklungsgange der Völker nothwendig begründet ist, und der ja die rationelle Heilkunst selbst so Vieles verdankt), sondern fortzubauen mit hellem Sinne an unserer Wissenschaft, als einem Zweige der allgemeinen Naturwissenschaft, die Physiologie der Krankheiten zu ergründen, den Wust der Arzneien zu mindern und überall mit offener Wahrheit und Energie aufzutreten.

Durch Rückschritte in die dunklen Gebiete der Mystik und Magie, durch die modernen Spukgeister von Weinsperg wird sich der erwachte Zeitgeist nicht „restauriren“ lassen; auch die homöopathische Ephemere läßt bereits vor ihm die Flügel sinken, so wie die obsolete Arzneikrämerei bereits

länger ihre Pillen und Pullen verschimmeln sah. Die rationelle Heilkunde, die ihrem Wesen nach darauf verzichten muß, durch Abracadabra und Gemüthsertafen die Krankheit zu heilen, — wie ja auch in den Apotheken die phantastischen Drachenbilder verschwunden sind — wird dennoch nicht bloß aus dem pharmaceutischen Schatze ihre Mittel zu holen haben, ja sogar diesen weniger ansprechen, als es die arzneigläubige Vorzeit that. Dagegen tritt ihre Aufgabe mehr hervor: den Krankheiten durch Diät im weitesten Wortsinne vorzubauen, naturgemäße Erziehung und Lebensordnung zu fördern, Krankheiten mehr durch diese und durch Vermeidung dessen, was sie veranlaßt, als durch Remedia specifica, deren wir nur wenige besitzen, zu heilen, ihren Anordnungen aber mit Vertrauen gebietender Bestimmtheit Folgsamkeit zu schaffen.

Die Geseßgebung wird die medicinische Polizei, die Pädagogik wird die Physiologie immer mehr zu Rathe ziehen müssen, und endlich wird der Staat die Aerzte allmählig unter seine Beamten zählen müssen und sich der Invaliden, der Witwen und Waisen dieses Standes annehmen müssen, welche jetzt leider auf die Unterstützungen meist selbst nothdürftiger ärztlicher Collegen angewiesen sind. — Doch das sind Fernsichten! In der Gegenwart bleibt dem überfüllten und dennoch weniger gesuchten ärztlichen Stande für das eigene Fortkommen kein anderes Motto, als: „Sauve qui peut.“

Brief eines Arztes an seine Tochter über das Schwimmen.

Liebe Emilie!

Du fragst, ob es für die körperliche und geistige Ausbildung junger Mädchen wirklich von so großer Wichtigkeit ist, schwimmen zu lernen. Du erinnerst mich in deinem Briefe an meine eigenen Worte, die ich dir bei deiner Abreise in die Residenz ans Herz gelegt. Damals sagte ich zu dir: „Laß dich während deines Aufenthaltes in der Residenz nicht vom bösen Geiste der Nachahmungssucht und der Mode hincießen. Man wird dir Manches als zur weiblichen Erziehung nöthig darstellen, welches nur geeignet sein dürfte, deine körperliche und geistige Selbstständigkeit zu untergraben.“ Du fürchtest, daß die jetzt in der Hauptstadt sich immer mehr geltend machende Vorliebe für kalte Bäder und besonders der jetzt so häufig vorkommende Fall, daß Mädchen und Frauen das Schwimmen lernen, bloß eine Sache der Mode wäre, und verlangst diesfalls meinen väterlichen Rath. Ich kann dir aber nur als Arzt und Vater nichts Anderes sagen, als daß es wünschenswerth wäre, wenn dieses jetzt häufigere Schwimmenlernen der Damen aufhören möchte, eine bloße Sache der Nachahmung zu sein, und vielmehr eine ernsthafte Angelegenheit für Eltern und Erzieher, und ein Gegenstand der edlern Gesittung würde. Ich gebe dir daher nicht nur meine Einwilligung, dieser so heilsamen Mode zu huldigen, und gleich deinen übrigen Freundinnen die in der Hauptstadt hierzu eigens bestehende An-

stalten *) während deines Aufenthaltes in der Residenz fleißig zu benützen, sondern auch, wo du nur immer kannst, versteht sich mit Zuziehung des Arztes, Prose-lyten für diese Geist und Körper belebende Übung zu werben.

Ich erlaube mir, in diesem Schreiben dir mit wenigen Worten die Vortheile auseinander zu setzen, die aus dem Schwimmen für die kräftige Entwicklung des weiblichen Organismus nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für alle Zukunft entstehen.

Sehe es nur offenherzig, liebe Emilie, daß man nicht ganz mit Unrecht dem Weibe den Vorwurf macht, daß es zur Wandelbarkeit, zur Laune, zum Hin- und Herschwanke auf dem zerbrechlichen Rahne der Unentschlossenheit geneigt ist. Ist diese Schwäche der Willenskraft, diese geistige Haltlosigkeit mit der Natur des Weibes innig verschmolzen? Ich glaube nicht! Die Beispiele moralischer Kraft und Geduld, die wir täglich von dem weiblichen Geschlechte lesen und hören, sprechen für die Behauptung, daß diese Liebe zum Unbeständigen, zum Wechsel nicht sowohl in der natürlichen, körperlichen Constitution, als vielmehr und größtentheils in der verweichlichen Erziehung des Weibes und in den entnervenden Verhältnissen begründet ist, unter denen dasselbe lebt. Was das Mädchen von frühesten Jugend lernt, ist leider nur geeignet, ihren Nerven und Muskelfasern jede Spannkraft und Energie zu nehmen. Wohin soll es mit der Kraft des Menschengeschlechtes kommen, wenn bei der Erziehung der künftigen Mütter auf Alles, nur nicht auf Stärkung und Belebung ihrer Körperkräfte gesehen wird? Zu welcher Zeit waren Scropheln, die englische Krankheit, frühes Altwerden und geistiges Hinwelken häufiger, als gerade dann, wenn eine unzeitige Delicatesse und eine mißverständene Züchtigkeit das Weib von jeder gymnastischen Übung ausgeschlossen haben? — Gottlob, diese Zeit der Grausamkeit ist vorüber; das Weib ist aus dieser Claverei erlöst, und kann, ohne den Anstand zu verletzen, an allen stärkenden Übungen Theil nehmen. Unsere Zeit hat angefangen, die Rechte des weiblichen Geschlechtes auch im Gebiete der Gymnastik anzuerkennen. Man sah ein, daß der mütterliche Boden, aus welchem wir den ersten Nahrungsaft ziehen, einer gesunden Pflege bedarf, wenn wir auf demselben gedeihen sollen. — Unter diesen heilsamen und den weiblichen Körper für dessen künftige Bestimmung stärkenden Übungen nimmt unstreitig das Schwimmen einen hohen Rang ein. Es stärkt den Körper, macht ihn gelenkig, für äußere Reize weniger empfindlich, und trägt zu dessen regelmäßiger Entwicklung und zur Verhütung des sogenannten Schiefwachsens bei.

*) Eine der wohlthätigsten Anstalten dieser Art ist die sogenannte Damenschwimm-
schule. Es ist erfreulich, zu sehen, wie nicht nur die mit dem Ferdinands- und
Mariebad verbundene Schwimmschule für Frauenzimmer jährlich von Seite der
weiblichen Bewohner der Residenz immer mehr der verdienten Anerkennung und eines
häufigern Besuches genießt, sondern, daß auch die thätigen Inhaber der Anstalt sich im-
mermehr bestreben, durch die zweckmäßigsten Verbesserungen dem diätetischen und Heil-
zwecke derselben zu entsprechen. Höchst wichtig ist es, zu bemerken, daß der an diese
Schwimmschule unmittelbar gränzende Augarten vollkommen geeignet ist, eine nach dem
Gebrauche kalter Bäder und Schwimmübungen so heilsame Bewegung im Schatten
zu machen. Besonders bei jungen Personen, die diese Kalt-Bade-Anstalt so häufig be-
suchen, dürfte dieser Umstand von großem Einflusse auf den guten Erfolg des Badens
und Schwimmens sein.

Auch die mit solchen Uebungen nothwendig verbundene geistige Anregung und Belebung hat die unberechenbarsten Vortheile. Mädchen und Frauen, die schwimmen lernen, gewinnen durch die nähere Bekanntschaft mit einem Elemente, das ihnen gewöhnlich Angst und Furcht einzulösen pflegt, an Muth und geistiger Selbstständigkeit; abgesehen davon, daß sie durch die Kunst, aufzuschwimmen, sich in Lebensgefahren retten können, ist schon die verminderte Furcht vor irgend einem Gegenstande bei dem Weibe, welches in gewissen Perioden durch Furcht und deren Tochter, den Schrecken, in die größte Lebensgefahr kommen kann, von sehr großem Gewichte. Auch ist es über jeden Zweifel erhaben, daß durch diese Uebung eine gewisse Gelenkigkeit der Glieder und eine durch dieselbe gleichmäßig vertheilte Kraftentwicklung, eine Harmonie entsteht, die zur Schönheit und Regelmäßigkeit der Formen sehr viel beiträgt. Welch' eine edle Schminke für die Wange des Mädchens ist das kalte Wasser! Bleichsucht, geistige Hinfälligkeit und Laune, Unzufriedenheit mit dem ihr zu Theil gewordenen Loose, Kränklichkeit und ein wie Gift alles Leben untergrabender Hang zur Einsamkeit und dessen Folgen schwinden, wenn diese Schwimmübungen mit Lust und Liebe, und nach vorher eingeholtem Gutachten eines Arztes vorgenommen werden. Und da ich selbst Arzt bin, so gebe ich dir mit Freuden meine Erlaubniß zu diesen Uebungen, und hoffe dich bald kräftiger, blühender und lieblicher zu sehen.

— Julius —

Isabelle.

Ein Beitrag zur Geschichte fixer Ideen.

(Nach dem Französischen.)

Es war in einer mondhellernacht, als ich mich einer jener reizenden Villen, welche mit ihren zauberischen Gärten die Umgegend von N . . . zieren, näherte. Auf einem duftigen Rasenplaz fand ich da ein junges Mädchen, dessen Locken frei um die Schultern flatterten, mit einem Diamantenschmuck in der Hand; ihr weißes Ballkleid wogte leicht vom Winde bewegt um sie herum. Sie sah unbeweglich nach dem eben Rauch- und Feuersäulen ausstoßenden Berge.

Während ich meine Blicke auf das Mädchen wende, läßt mich ein leises Geräusch nicht weit von mir einen jungen Mann bemerken, welcher sich eben eiligst hinter ein Gesbüch kauerte, und die junge Dame ängstlich zu bewachen schien. Ich hätte meine neugierigen Nachforschungen sicher noch weiter verfolgt, hätte mich nicht die Musik einer Quadrille in den Gemächern des Schlosses dorthin geführt.

Plötzlich befinde ich mich in der Mitte eines glänzenden Festes; Damen von verschiedenen Nationen waren dort versammelt, welche der Wunsch nach Bekanntschaft mit dem Grafen * * * dahin geführt hatte. Dieser liebenswürdige Greis, voll Erinnerungen an vergangene Zeiten und bekannt durch die hohen Stellen, welche er im Staate bekleidet hatte, weis die Aufmerksamkeit und das Interesse eines Jeden, welcher seine Circle besucht, zu gewinnen. So fand auch ich ihn — die Seele der ganzen Gesellschaft.

Plötzlich ertönt ein durchdringender Schrei des Schmerzes; von jeder Phisognomie schwindet der lächelnde Ausdruck; man läuft in ein naheß Zimmer,

und bei Eröffnung desselben bietet sich meinen Blicken das sonderbarste Schauspiel dar.

Daselbe Mädchen nämlich, welches ich im Garten gesehen hatte, lief hier mit aufgelöstem flatterndem Haare in großer Aufregung um einen Marmortisch herum, und sank endlich erschöpft mit den Worten: »Der Todtentanz ist nun vorbei!« auf ein Sopha. Derselbe junge Mensch, welcher ihr im Garten so nahe gewesen war, stand unbeweglich in einer Ecke, und betrachtete sie mit dem Ausdrucke des tiefsten Kummers.

Als ich mich umkehrte, um eine Erklärung dieser sonderbaren Scene zu erhalten, bemerkte ich neben mir eine schöne Dame, welche, indem sie meinen Wunsch errieth, mir winkte ihr zu folgen, mich in einen schwach beleuchteten Salon führte, und ihre Mittheilung endlich mit folgenden Worten begann: »Ach! die Leidenschaften sind es, welche für immer das lächelnde Leben dieses jungen Mädchens untergraben haben. Begabt mit glühender Einbildungskraft, verließ sie England, um die Reize des italienischen Bodens zu genießen. Hier war es, wo die Erinnerungen an unsere großen Dichter, welche sie mitten in dem särmenden London gelesen hatte, nun bei dem Anblicke unserer Gegenden, unserer Monumente und unseres heiteren Himmels mit aller Wärme wieder in ihr auflebten. Besonders war es Tasso, welchen sie verehrte; ihre Thränen benetzten den unscheinbaren Stein, welcher die Asche dieses großen Dichters in einer kleinen Kirche zu Rom bedeckt. Nach ihrer Ankunft zu Neapel begab sie sich nach Sorrento und besuchte dort unzählige Male das Haus, welches ihr Liebbling einst bewohnt hatte, und die Weinlaube in jenem Garten am Meeresufer, wo sich Tasso so oft dem Nachdenken überlassen haben soll.

Von dieser Stelle voll Naturreiz sandte das Mädchen ihre Blicke auf das sanftbewegte Meer, und es war ihr, als ob sie auf der Oberfläche der Wässer dahin gleite, und jene Inseln, welche die alte Sage mit Nymphen bevölkert hatte, sorglos umschwebe. Sie sah den Geist Tasso's, und da eben ein Gondolier seine kleine Barke an dem Garten vorbeisente, so glaubte sie den Schäfer zu sehen, welchen Herminia fand, als sie Jerusalem verließ, um Tancred aufzusuchen.

Später darauf brannte sie vor Verlangen, eine Reise nach Ferrara zu machen, um das Gefängniß des Dichters zu besuchen. Sie fuhr jedoch fort, die Merkwürdigkeiten unserer Stadt zu besehen, und so kam sie auch in das Irrenhaus, wo sie bei dem Gedanken, daß Tasso ein ähnliches Haus habe bewohnen müssen, in Thränen ausbrach. Sie durchging in Gesellschaft ihrer Mutter alle Gemächer dieser Anstalt, und sah dort das wehmüthige Schauspiel des zerrütteten menschlichen Geistes, welches sich ihren Blicken bei jedem Schritte darbot. Unter den dort befindlichen Geisteskranken war es besonders ein junger Mann, welcher Isabellens Theilnahme am lebhaftesten in Anspruch nahm, denn sie glaubte in seinen Zügen und in seiner Gestalt eine schlagende Aehnlichkeit mit Tasso zu finden, und suchte demgemäß einen Vorwand, sich einige Augenblicke mit ihm zu unterhalten, woran sie von ihrer nachsichtigen Mutter auch nicht verhindert wurde.

Isabelle fand in dieser Gelegenheit eine Nahrung mehr für ihre Leidenschaft, und so besuchte sie das Irrenhaus öfter, welche Besuche sich damit endigten, daß

sie sich in Jennarino, den jungen Berrückten, sterblich verliebte. Ihres Herzens bemächtigte sich zu gleicher Zeit Liebe und Verzweiflung; denn sie sah wohl ein, daß ihre Wünsche nicht durch eine Ehe gekrönt werden könnten, und daß der Gegenstand ihrer Gedanken einem unheilbaren Seelenleiden unterworfen sei. Diese Ideen beschäftigten sie Tag und Nacht, bis sie selbst anfang, ihre Vernunft zu verlieren.

Bei Jennarino war jedoch einige Hoffnung zur Heilung; ihn hatte der schmerzhafte Verlust einer Verlobten wahnsinnig gemacht. Da er nun von der schönen Isabelle Besuche erhielt, so bildete er sich ein, daß seine Geliebte wieder zum Leben gekommen sei, und zwar unter einer neuen Gestalt, welche nicht weniger anziehend als die frühere war. Diese Idee, welche sich ihm beständig aufdrang, hatte seine Geistesverwirrung bedeutend gebessert, so zwar, daß er fast gänzlich geheilt schien.

(Der Beschluß folgt.)

Tagsbegebenheiten.

— Die zu Gunsten armer Familienmütter unter dem Schutze der Königin in Paris gegründete „société d'accouchements“ hielt ihre diesjährige Sitzung am 15. Juni im Hôtel de Ville. Aus dem bei dieser Gelegenheit abgestatteten Berichte geht hervor, daß vom 25. Mai 1837 bis zum Monate Mai 1838: 170 Frauen geburtshilfliche Unterstützung gefunden, daß 120 Kinder von ihren Müttern, 27 von Ammen und 7 künstlich gestillt worden; daß endlich zahlreiche Consultationen und Impfungen unentgeltlich in jedem Arrondissement Statt gefunden haben.

— Briefen aus Amiens, vom 21. Juni, zu Folge hat das daselbst im Collège royal am 26. Mai d. J. ausgebrochene Fieber, woran bis 8. Juni 21 Zöglinge und ein Lehrer erkrankt waren, keinen neuen Zuwachs ergeben. Der größte Theil der Zöglinge ist in den Schooß ihrer Familien gebracht worden. Am 19. Juni ist ein Zögling ein Opfer der Krankheit geworden, und seine früher herbeigeeilten Eltern erkrankten selbst vor Kummer über den hoffnungslosen Zustand ihres einzigen Sohnes.

— Ein am 18. Juni Abends über Paris gezogenes schweres Gewitter hat an drei verschiedenen Orten eingeschlagen. Einer Frau, die in ihrem Zimmer mit weiblicher Arbeit beschäftigt war, senkte der Blitz die Haare vom Kopfe, ohne sie jedoch anderweitig zu beschädigen. Sie ist aber zwei Tage darauf in Folge des Schreckens gestorben.

— Die preuß. Staatszeitung schreibt aus Frankfurt am Main, vom 21. Juni: „Die Nachrichten aus den benachbarten Bädern lauten noch klagend über die Stille, die daselbst auch jetzt, wo der Juni sich zu Ende neigt, noch herrscht. Aber auch hier verspürt man die schlechte Saison des Vorsommers in verschiedener Beziehung, wenig Hoffnung hegend, daß bei der anhaltend günstigen Witterung der Fremdenbesuch bald stärker werde.“

— Smyrna, 2. Juni (preuß. Staatsz.): In der letzten Zeit sind hier nur sehr wenige Pestfälle vorgekommen, und in dieser Woche sogar nur zwei Personen erkrankt. Uebrigens hat man alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln getrofs-

fen, um die angestreckten Häuser zu reinigen, und die Bewohner derselben sind einer strengen Quarantaine unterworfen worden. Durch atmosphärische Einflüsse scheint die Pest jetzt nicht begünstigt zu werden; denn seit ihrem Erscheinen hieselbst sind nur solche Personen erkrankt, die schon angestreckt hier ankamen, oder sich der Ansteckung durch unmittelbare Berührung aussetzten. Die vorgerückte Jahreszeit sowohl, wie die von Constantinopel aus ergangenen Befehle, alle zu Lande oder zur See aus angestreckten Gegenden hier anlangenden Personen eine Quarantaine bestehen zu lassen, berechtigen zu der Hoffnung, daß wir in diesem Jahre von der Pest verschont bleiben werden.

— Die Pest soll in Syrien immer weiter um sich greifen. Mehmed Ali hat schon den Dr. Grassi abgesandt, um in die Sanitätseinrichtungen mehr Ordnung und Regelmäßigkeit zu bringen.

Miscellen.

— Unter die miltthätigen Anstalten, welche die israelitische Gemeinde in Mantua in ihrer Mitte gründete, erscheint bemerkenswerth: die casa di ricovero e d'industria, oder Wohlthätigkeitsanstalt, in welche alte, kränkliche Männer aufgenommen und versorgt werden, und mittellose Jünglinge unentgeltliche Aufnahme, Pflege und Unterricht in Künsten und Wissenschaften finden.

— Die amerikanische Bibelgesellschaft hat das neue Testament zum Gebrauche für Blinde mit erhabener Schrift drucken lassen. Es gibt in den vereinigten Staaten ungefähr 7000 Blinde, von welchen wenigstens 1000 lesen können.

— Die Gassen haben hauptsächlich die Bestimmung, die Straßen reinlich und die Luft von schädlichen Dünsten frei zu erhalten. Sie nehmen nicht nur das Regenwasser, das sich in den Straßen sammelt, sondern auch das mit Schmutz und stinkenden Materien angefüllte Wasser, das aus Häusern, Werkstätten, Fabriken u. s. w. auf die Straße fließt. Die Gassen zu Paris nöthigen jedem Fremden Bewunderung ab; nicht als Meisterwerke der Architektur, sondern wegen ihrer Anzahl und ihrer geschickten Vertheilung. Seit 1830 ward ihre Anzahl außerordentlich vermehrt, Sie werden alle wöchentlich einmal gereinigt, manche zwei bis dreimal. Die Brunnen, welche unter dem Namen fontaines honnes in großer Menge vorhanden sind, erleichtern das Geschäft der Reinigung sehr. Mehrere Gassen verunreinigen das Wasser der Seine in einem bedeutenden Grade; um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man vorgeschlagen, an den beiden Ufern der Seine, so weit sie die Stadt durchfließt, zwei große Gassen anzulegen, worein sich alle andern ergießen sollen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 58. Donnerstag, den 19. Juli 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Ueber einige den Augen schädliche Gewohnheiten. — Tabelle. — Literatur. — Tagesbegebenheiten. — Miscellen.

Ueber einige den Augen schädliche Gewohnheiten.

(Von Sincerus.)

Bei keinem Organ wird so wenig Diät beobachtet als bei dem Auge. Augenkrankheiten entstehen oft sehr langsam, und ihre Vorläufer, die uns an ihr baldiges Auftreten erinnern sollen, ziehen größtentheils so unmerklich einher, daß das Augenübel oft schon unheilbar ist, wenn wir von dessen Dasein die erste Kenntniß erhalten. Die Unachtsamkeit auf leichtere Symptome findet bei dem Auge um so eher Statt, als dessen Function, das Sehen, nicht bloß der Befriedigung unserer sinnlichen, sondern auch unserer geistigen Bedürfnisse zu dienen pflegt. In letzterer Hinsicht werden die größten Verstöße gegen die Diätetik der Augen begangen. Man tröstet sich gewöhnlich hierbei mit dem Gedanken, daß man bei derlei Anstrengungen der Augen nur seine Wißbegierde befriedigt, seine sparsame Zeit zusammenhält, seine Pflicht erfüllt, seinen schriftstellerischen Ruf vermehrt, und dergleichen andere Ausreden hat, um die Vorwürfe, die uns Andere oder wir selbst zuweisen machen, von uns abzulehnen. Besonders sind es aber einige schädliche Gewohnheiten, welche dem Leben des Gesichtsinnes täglich Abbruch thun. Da nun oft die grellste diätetische Sünde bloß deswegen gar nicht als solche anerkannt wird, weil sie unter dem Schutze des Schlendrians sich eingeschlichen und gleichsam das Bürgerrecht erhalten hat; so muß man gerade auf jene Mißbräuche am schärfsten sein Augenmerk richten, die trotz ihrer unverkennbaren Schädlichkeit dennoch durch die Macht der Gewohnheit sanctionirt, unbeachtet fortbestehen. Ich will

einige solcher, den Augen — dem edelsten Organe unseres physischen und geistigen Lebens — schädlichen Gewohnheiten in diesem Blatte besprechen.

I.

Das Lesen.

Zu den vorzüglichsten Ursachen der jetzt so häufig vorkommenden Augenleiden gehört das unzweckmäßige Lesen. Das Auge ist noch nicht aus seinem Sclavendienste emancipirt, und wir mißhandeln dasselbe durch die Art, wie — durch den Ort, wo — oder durch die Zeit, wann wir lesen, so grausam, als gingen wir mit Absicht darauf aus, den treuesten Gefährten unseres Lebens, das Auge, zu zerrütten. Man braucht nur in den Straßen, auf öffentlichen Spaziergängen und Belustigungsorten, in Bibliotheken, in Gast- und Kaffeehäusern u. s. w. einige Aufmerksamkeit zu haben, um sich zu überzeugen, wie oft falsche Wißbegierde, Eitelkeit, Modesucht, Unwissenheit und lächerliche Nachthuerei die Augen in die naturwidrigste Lage versetzen, und zu einem wahren Peinleben verdammen. Ich erinnere hier nur an folgende, am öftesten vorkommende, schädliche Gewohnheiten: 1) Das Lesen während dem Fahren, besonders auf steinigtem, holperigem Pflaster, und in einem etwas stoßenden Wagen. Diese Art zu lesen ist meines Erachtens — obwohl selbst viele Aerzte diese schädliche Gewohnheit haben — höchst verwerflich, und man kann davor, wie vor einer langsamen Vergiftung des Auges, nicht kräftig genug warnen. Die beständig zitternde Bewegung, der oft hiermit verbundene grelle Wechsel von Licht und Schatten, das öftere, blitzähnliche Einfallen des Lichtes, die gebückte Haltung des Kopfes, die Anstrengung des Auges an sich, um die nicht selten kleine Druckschrift zu lesen, endlich die Nothwendigkeit, das Buch näher, als man sonst pflegt, an das Auge zu rücken — sind hinreichende Ursachen, um früher oder später, selbst die gesündesten Augen zu ruiniren. Es wäre hier am unrechten Orte, alle jene Krankheiten im Detail aufzuzählen, welche dieses con-vulsivische Anstrengen des Auges nach sich zieht. Nur so viel getraue ich mir ohne Uebertreibung zu behaupten, daß ein großer Theil der jetzt so häufig vorkommenden rheumatischen und katarhalischen Entzündungen, der Nerven- und Bildungskrankheiten des Auges ihren Grund in dieser Mißhandlung des Gesichtsinnes haben. Kann Wißbegierde oder Mangel an Zeit ein hinreichender Grund zu einer so schädlichen Gewohnheit sein? Ist es auch immer Liebe zur Lectüre, die uns dazu verleitet? Ich sah vor Kurzem eine Dame in einem großen Wagen mit einem Buche in der Hand so tief sitzen und lesen, daß ich überzeugt bin, sie konnte nicht hinreichendes Licht haben. Eine Stunde des Morgens früher aufstehen, einer Einladung entsagen, wo für Geistesbildung weniger als nichts geschieht, und

eine weislich eingeführte, strenge Oekonomie mit der Zeit überhaupt werden uns leicht dieser Gewohnheit, während des Fahrens zu lesen, überheben. — Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Lesen während eines Spazierganges oder gar während des schnelleren Gehens. Besonders schädlich, ja augenzerrüttend ist die nicht selten vorkommende Art des Lesens zur Zeit und an Orten, wo das grellste Sonnenlicht, etwa gar in den Mittagsstunden, auf das Buch auffällt. Nicht nur die verschiedensten Augenleiden, sondern auch manche Krankheit des Gehirns, besonders bei jungen, vollblütigen Personen, sind eine leichtmögliche Folge dieses Mißbrauches. Ich weiß wohl, daß viele junge Leute eine ganz eigene Leichtigkeit im Studiren empfinden, wenn sie auf- und abgehend ihre Lectionen einüben; aber dieses sollte immer nur sehr langsam gehend und an keinem Orte geschehen, wo Schatten mit Licht abwechselt, und am allerwenigsten da, wo das Sonnenlicht beständig auffällt. Das Lesen im Freien hat unwiderstehliche Reize; aber es ist, wenn man es mißbraucht, von den traurigsten Folgen begleitet. Man sollte immer hierzu einen sanft sich erhebenden Hügel oder einen schattenreichen Garten wählen, und nicht minder die Nähe eines Stromes oder Sees berücksichtigen. Ein lautes Lesen scheint nach meiner Erfahrung den Nachtheil des Lesens während dem Gehen zu vermindern, und wirkt schon deshalb wohlthätig, weil es der schwankenden, schnell forteilenden, und man möchte sagen, oberflächlich hingleitenden Thätigkeit des Auges einen fixeren Anhaltspunct, eine langsamere Richtung zu geben und durch die gleichzeitige Beschäftigung anderer Organe die Congestionen gegen Kopf und Augen zu vermindern vermag. — Das Lesen während des Liegens dürfte an sich unschädlich sein, wenn es nicht lange, anhaltend und in unbequemer Lage oder mit zu tief liegendem Kopfe geschieht. Aber gewöhnlich ist es mit einem andern Mißbrauche, dem Lesen nach dem Essen oder vor dem Schlafen, verbunden. Davon jedoch später, hier nur noch die Bemerkung, daß das Lesen während dem Sitzen, wenn man den Kopf zu sehr dem Buche nähert, eben so große Nachtheile hat, als das Lesen bei beständiger Unterbrechung durch Conversation. Das stets wiederkehrende Suchen der eben unterbrochenen Stelle der Druckschrift strengt das schnell auf- und abschweifende Auge bedeutend an, und sollte so viel möglich dadurch vermieden werden, daß man bei merklichen, leicht wieder aufzufindenden Stellen das erwünschte Gespräch beginnt. — Auch das schnell sich aufeinanderfolgende Lesen verschiedener Druckschriften, besonders in so verschiedenen Sprachen, die auch verschiedene Lettern haben, kann als eine, den Augen schädliche, obwohl schwer zu vermeidende Gewohnheit betrachtet werden.

Isabelle.

Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Ideen.

(Schluß.)

Das kleine Tagebuch Isabellens war in die Hände ihrer Mutter gerathen, und diese erlah daraus den wahren Grund der Krankheit ihrer Tochter. Sie glaubte, daß zur Heilung ihres Kindes die Gegenwart Jennarino's nothwendig sei. Dieser junge Mann, aus einer der ersten Familien Neapels, hätte wohl als Lohn seiner Liebe und seiner Sorgen, Anspruch auf Heirath machen können. Jedoch alle Mittel, die er bis jetzt zur Heilung der Unglücklichen aufbot, sind ohne Erfolg gewesen. Voll Liebe gegen sie, folgt er ihr überall nach; aber sie erkennt ihn nicht wieder, und dies ist der junge Mann, welchen Sie an ihrer Seite gesehen haben.

Hiermit beendigte die Dame ihre Erzählung. Kurze Zeit darauf wurde ich der Mutter des unglücklichen Mädchens, der Lady H. . . vorgestellt und erhielt von ihr, da sie meine Theilnahme an ihrem Schicksale bemerkte, eine Einladung in ihre Wohnung in der Straße de Chiaja. Ich nahm dieselbe an, und war auch des andern Tages schon bei ihr. Ihre Tochter schlief eben, die Hitze der Jahreszeit hatte ihre, durch die beständigen Anfälle der Krankheit schon gebrochenen Kräfte noch mehr erschöpft. Ihre Mutter und Jennarino kamen aus ihrem Zimmer, um mich zu empfangen, und führten mich dann auf einen großen Balcon.

Wie reizend war die Aussicht, welche sich hier unseren Blicken darbot! Man sah das Meer, durchfurcht von kleinen Barken und Fahrzeugen, und in der Ferne Posillippo und Portici mit ihren rauschenden Küsten und ihren blühenden Hügeln, welche von der Natur mit Allem ausgestattet waren, um an Schönheit mit der Fläche des Wassers wettzueifern. Aber dies Alles konnte nicht den Schmerz einer Mutter mildern, welche in ihrer Trostlosigkeit gegen jeden Zauber der Natur gleichgiltig geworden war. Sie weinte und Jennarino mit ihr.

Dieser Gegensatz zwischen einer blühenden, lachenden Landschaft und der Trauer von zwei Menschen, auf denen schwerer Kummer lastete, bot ein reiches Feld zum Nachdenken über das menschliche Leben dar, dessen Leiden nie schärfer hervorstechen, als wenn ihnen die Bilder des Reichthums und Luxus und die Reize der Natur als Rahmen dienen.

Nun hörten wir die Accorde einer Harfe ertönen; einige Augenblicke darauf öffnete Isabelle die Thüre ihres Zimmers und erschien auf der Schwelle, in ein leichtes weißes Kleid, welches bis zu ihren Füßen hinunterwallte, gehüllt. Auf ihren Lippen schwebte ein süßes Lächeln, welches nichts Irdisches an sich hatte.

„Wie?“ sprach ihre Mutter, welche ihr entgegen lief, „du schließt nicht, mein Engel?“

Sie antwortete nichts, sondern gab uns mit ihrer schönen Hand ein Zeichen, ihr in ihr Zimmer zu folgen. Ich sah die Mutter an, um aus ihren Blicken Aufschluß zu erhalten, aber das Mädchen ergriff mich, da sie mein Zögern bemerkte, bei der Hand, und zog mich an derselben ihr nach. Ihre Stirne hob sich, und ihre Gestalt wurde majestätischer als gewöhnlich — es war mir, als ob ich einem Geschöpfe der Phantasie folgte. Ihre Mutter und Jennarino folgten uns in traurigem Stillschweigen in das hell erleuchtete Gemach.

Hier setzte sie sich nieder, ergriff ihre Harfe und wendete sich dann plötzlich an Jennarino mit der Frage, ob er Verse singen wolle. Ohne auf eine Antwort zu warten, richtete sie an mich dieselbe Frage. »Ja, singen Sie,« sprach sie zu mir mit Würde, »ich werde Sie begleiten.« Ihre Finger glitten schon über die harmonischen Saiten und entlockten denselben wilde, leidenschaftliche Klänge.

In diesem Augenblicke fiel mein Auge auf die verschiedenen Bosquets des Gartens und ich bemerkte einen kleinen Tempel, in welchem Tasso's Büste aufgestellt war. Ich sah auf Isabelle und dachte über den magischen Einfluß nach, welchen ein großes Genie über den Verstand eines schwachen, glühenden Weibes ausgeübt hatte. Ich murmelte die Verse des »befreiten Jerusalems« vor mich hin, und begann dann, ohne dessen recht bewußt zu sein, mit den Worten:

»Intanto Erminia infra l'ombre piante.«

Ein Blick von Mylady und Jennarino, in welchem sich die größte Unruhe malte, unterbrach mein Debüt. Sie fürchteten, daß mein Gesang durch die Erweckung gefürchteter Erinnerungen den Zustand der Kranken verschlimmern würde, aber diese befahl mir fortzufahren und ich gehorchte. Sie begleitete meinen Gesang mit Tönen, die mit demselben gänzlich disaccordirten; aber dieser Mißklang verschwand nach und nach, und löste sich endlich in wohlthuende Harmonie auf.

Je mehr ich in meinem Gesange fortfuhr, indem ich die grausamen Abenteuer Erminia's erzählte, desto feuriger und doch zugleich süßer klangen die Saiten ihrer Harfe. Die Gestalt Isabellens nahm ihren frühern Ausdruck von Liebenswürdigkeit und Gefühl wieder an, bis sie, sich auf einen Stuhl stürzend, ausrief: »Das sind die Verse Tasso's!« Hierauf weinte sie und verbarg das Gesicht in ihre Hände. Alsdann erhob sie die Augen und sah Jennarino mit tiefer Bewegung an. »Er ist mein Geliebter,« sagte sie zu mir, und wollte sich tief erröthend in seine Arme stürzen, während der erste Funke von Glück die Seele des jungen Mannes durchzuckte.

Kurze Zeit darauf hörte ich, daß das Mädchen geheilt sei, und ich wurde zu ihrer Vermählung mit Jennarino eingeladen. Eine Privatcapelle im Hause des Gemahles wurde zur Vollziehung dieses feierlichen Actes bestimmt. Ein Kapuziner hielt die Messe und vollzog die Vermählung, und ich werde mich immer der Worte erinnern, welche er bei dieser Gelegenheit mit evangelischer Salbung sprach:

»Die Religion,« sagte er, »muß unsere Einbildungskraft regeln, sie reinigt dieselbe und erhebt unsere Gefühle zu Gott. Dieser erlaubt zuweilen, daß die Krankheiten, welche durch die Heftigkeit der Leidenschaften erzeugt werden, den Menschen treffen, damit seine Sünden auf dieser Erde getilget werden. So sind auch euch eure Fehler vergeben; ihr seid der Welt und euch selbst wiedergegeben. Lebet künftig in dem heiligen Frieden eurer Familie, suchet nicht die Eitelkeiten der Welt und die Vergnügen, welche dem Körper und der Seele schaden. Betet zu Gott ohne Unterlaß!«

Die Vermählten befolgten jedoch nicht diesen väterlichen Rath; sie überließen sich den Freuden der Bankette, Bälle, Promenaden und Schauspiele. Jennarino, welcher in seinem Unglücke so liebenswürdig gewesen, war dies in seinem glücklichen Leben weit weniger. Die Religion ward ihm zum Spotte, und

Isabelle an seiner Seite überließ sich sorglos derselben Richtung. Sie dachte nicht mehr an Tasso; ihr Mann war ja kein Dichter, er hatte sogar Abscheu vor Gedichten. Vergnügungen aller Art betäubten sie und nahmen ihr Herz ganz in Anspruch.

Einige Tage Abwesenheit von Neapel brachten mir das junge Ehepaar aus den Augen; bei meiner Rückkehr erfuhr ich von der Herzogin von St. A., daß sie auf einem Feste gewesen sei, welches Zennarino und Isabelle ihren Freunden gegeben hatten; Heiterkeit herrschte in allen Gemüthern, als der junge Mann, getrieben durch eine plötzliche Regung unaufgeforderter Hestigkeit, einen wilden Schrei ausstieß, sich auf seine Frau stürzte und sie mit seinen Händen erdroffelte; — dies war das Werk eines Augenblickes — er war wieder wahnsinnig geworden.

Bei diesen Worten bemächtigte sich unser ein dumpfes Stillschweigen und ich erinnerte mich wieder der weisen Mahnungen des Kapuziners. Wer weiß, fragte ich mich selbst, ob der unglückliche Zennarino nicht von Neuem seine Verzunnt dadurch untergraben hat, daß er sich seinen unbezähmten Begierden wieder hingab? Die Religion, welche ihm Ruhe und Frieden empfahl, hätte ihn gewiß geschützt; und wohl darf man mit Recht sagen, daß sie vor vielen Körperkrankheiten bewahre, weil sie über das moralische Uebel siegt. Indem sie die Wünsche unserer Seele mäßiget, heilt sie auch schon im Keime die meisten Uebel, welche die Menschheit quälen.

Luigi Cicconi.

L i t e r a t u r .

Idrologia medica ossia l'acqua comune e l'acqua minerale, loro natura, uso dietetico, e medicinale etc. del dottore Pietro Lichtenenthal. Novara 1838.

Diese Sr. kais. Hoheit, dem Herrn Erzherzog und Vicekönig Rainer gewidmete Schrift, über die diätetische und heilkräftige Anwendung des kalten und des Mineralwassers, hat zum Zwecke, Aerzte und Nichtärzte Italiens mit den neuesten Erfahrungen über jgenannten Gegenstand bekannt zu machen. Das ganze Buch zerfällt in drei Abtheilungen, deren jede zwei Capitel enthält. Die erste Abtheilung handelt: a) Von dem Wasser im Allgemeinen. (Ursprung, Veränderung desselben unter verschiedener Temperatur, chemische Analyse, Gewicht etc.) 1) Von dem Meteorwasser. (Verschiedene Form, Bestandtheile, Gewicht, Geruch und Geschmack.) 2) Vom tellurischen Wasser. (Quellwasser, hartes, weiches, Fluß-, See-, stagnirendes, Meer-Wasser sammt Eigenschaften.) b) Von den Mineralwässern insbesondere. 1) Die natürlichen Mineralwasser. (Lage, Bildung, Temperatur, klimatische Differenzen, Bestandtheile.) 2) Die künstlichen Mineralwasser. (Ihre Geschichte, Vortheile, vorzügliche Institute Europa's zur Bereitung derselben.) — Die zweite Abtheilung handelt von dem diätetischen Gebrauch des Wassers. a) Innerer, b) äußerer Gebrauch des Wassers (allgemeine und örtliche Waschungen). c) Bäder. (Ursprung, ihr Gebrauch bei den alten und modernen Völkern, ihre Eintheilung und diätetischer Gebrauch.) Die dritte Abtheilung enthält nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung den heilkräftigen Gebrauch des Wassers in Krank-

heiten: a) äußerlich. 1) Die vorzüglichsten Formen, unter denen man Wasser in Krankheiten anwendet. 2) In Bezug auf Temperatur. 3) In Bezug auf mechanischen Druck. (Douche, Gas- und Dampfbäder.) 4) Therapeutischer Gebrauch der Mineralwässer. (In Italien, Deutschland, Schweiz, Frankreich und England.) 5) Anwendung und Nutzen der Schlammwässer. 6) Gebrauch derselben. b) Aufzählung der Krankheiten, in denen man Wasser mit Nutzen anwendet. In einem Anhange kommt 1) eine kurze Beschreibung der berühmtesten Heilwässer und Bäder Europa's, 2) die Literatur vor.

— m —

Tagsbegebenheiten.

— Die Verschönerung der Stadt Teplitz und ihrer Umgebungen geht mit mächtigen Schritten vorwärts. In der Stadt und in Schönau haben sich seit der letzten Curaison wieder mehrere neue Gebäude erhoben, und ein neuer Weg nach und um den Spitzberg, mit einer Baumallee und Ruhbänken, erhöht die Annehmlichkeit dieser Promenade. Auch am sogenannten Judenberge, von dessen Höhe man eine der interessantesten Fernsichten genießt, sind neue freundliche Anlagen entstanden.

— In Kanstadt (unweit Stuttgart) sind jetzt Einrichtungen getroffen worden, wornach man auch Mineral-Bäder im Freien, nämlich in einem Mineralwasserreiche (der sogenannten obern Schulz) in der natürlichen Temperatur des Wassers von 15 bis 17° nehmen kann. Auch sind Einrichtungen zu Schlammwässern in dem eisenreichen Mineralwasserschlamme (mit 33,35 pct. Eisenoxyd) damit in Verbindung gebracht. Dr. Heine, der Vorsteher der rühmlichst bekannten orthopädischen Anstalt, ist der Gründer dieser neuen Einrichtung.

— In der Steinkohlengrube „Esperance“ zu Seraing fand am 22. Juni eine schreckliche Katastrophe Statt; durch eine Entzündung des Gases wurden 40 Arbeiter getödtet. Dieses unglückliche Ereigniß trug sich am Abende zu, als eben die nächtlichen Arbeiten beginnen sollten. Noch waren nicht alle Arbeiter in die Grube hinabgestiegen, als der Steiger einen Dunst und Rauch aus dem Schachte hervorquellen sah; aus diesen Anzeigen schloß er sogleich, daß in Folge einer Gasentzündung ein Unglück geschehen sei. Seine Ahnungen waren nur zu gegründet; außer den Getödteten wird die Zahl der Verwundeten noch auf eilf geschätzt. Man hatte nichts unversucht gelassen, um die in Lebensgefahr schwebenden zu retten.

— Das „Journal de Smyrne“ schreibt aus Alexandrien, vom 27. Mai: »Die Pest hat seit einigen Tagen wieder sehr um sich gegriffen, obgleich die Gesundheitscommission außerordentliche Thätigkeit entfaltet hat; da die Regierung dieselbe nicht unterstützt, so würde die Krankheit schon große Verheerungen angerichtet haben, wenn die atmosphärischen Einflüsse die Verbreitung derselben begünstigten.

Miscellen.

(Die Medaille des Mäßigkeitsvereines.) Neulich wurde der Secretär eines Mäßigkeitsvereines, Namens Vic. Jackson, vor den Aldermann Wilson geführt. Die Watsch-Men hatten ihn am Abende vorher in der Straße des rothen Kreuzes in bewußtloser Trunkenheit auf dem Pflaster liegend gefunden. Als sie ihn zu dem nächsten Wachtposten führten, hatten sie zu ihrem größten Befremden an seinem Halse die Medaille wahrgenommen, welche er an einem schwarzen Bande trug. Der Aldermann Wilson: »Schämen Sie sich nicht, daß man Sie in einem solchen Zustande gefunden, da die Mitglieder des Vereines, zu dem Sie gehören, Ihnen diese Medaille als Belohnung Ihres guten Betragens zuerkannt?“ — Der Angeklagte: »Die Medaille ist mir nicht gegeben worden.“ — Der Aldermann: »Wie sind Sie denn dazu gelangt?“ — Der Angeklagte: »Ich selbst habe sie mir zugelegt, um mich für meine Enthalttsamkeit während eines ganzen Jahres zu belohnen.“ — Der Secretär des Mäßigkeitsvereines wurde zu einer Buße von fünf Schilling verurtheilt.

— Die Mode ist ein Wechselfieber, aber ein unregelmäßiges; denn sie beginnt mit Hitze, auf die gewöhnlich die Kälte der Gleichgiltigkeit — gar oft der Schweiß der Schulden folgt.

— Am Krankenbette einer jungen Frau, die in Fieberphantasien lag, saßen die Herrn Doctoren K . . . und Y . . . und consultirten über den Krankheitsfall. Die Patientin richtete sich plötzlich auf und rief: »Der Herr Doctor K . . . ist ein Fiel!“ — »Sehen Sie, Herr Collega,“ sagte dieser im Tone der Ueberlegenheit zu dem Andern: »Habe ich nicht recht, wenn ich behaupte, die Kranke habe lichte Augenblicke?“

— Eine Geschichte der Kleidertrachten, des Luxus und der Mode dürfte nicht wenig Licht auf die Geschichte herrschender Krankheiten werfen. Eine solche Geschichte würde auch beweisen, daß die Thorheiten der Menschen zu allen Zeiten immer dieselben gewesen. Der Typus des Costums könnte mehr als einmal Aufschluß über den Typus einer herrschenden Krankheit geben. Nieder und Jopf dienen als Belege.

— Einer der innigsten Wünsche des unlängst verstorbenen edlen de La Harpe war, seine Landsleute, die Waatländer, die Trinksucht immer und mehr ablegen zu sehen. Denn das übermäßige Wein- und Branntweintrinken im Waatland ist größtentheils an den vielen Verbrechen und Vergehen schuld, die daselbst vorkommen. Dieser Trinksucht suchte der genannte General ein heilsames Gegengewicht in dem Mäßigkeitsverein zu finden, der sich in Lausanne voriges Jahr gebildet, und den er mit aller Kraft unterstützte. — 0 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 59.

Montag, den 23. Juli 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Die Bedeutung und der Werth der medicinischen Gymnastik. — Ueber einige Heilquellen Oesterreichs im Jahre 1837. — Der Jardin des plantes zu Paris. — Beilage: Der Jardin des plantes zu Paris. — Tagesbegebenheiten. — Miscellen.

Die Bedeutung und der Werth der medicinischen Gymnastik.

Von Dr. A. Zink.

(Andeutungen für Eltern und Erzieher.)

Die Alten vergaßen über das Stärken des Körpers die Cultur des Geistes, wir hingegen oft über diese — jenes.

Wenn man mit dem Worte „Gymnastik“ keine andere Idee verbindet, als Klettern, Springen und (wie sie in mancher Turnanstalt im Auslande betrieben wurde) Kunststücke zu Wasser und zu Land und auf dem Seile mit unberechnetem Kraftaufwande aufzuführen, da haben sorgsame Eltern und Erzieher nicht Unrecht, daß sie die Jugend davor warnen; denn daran ist nicht zu zweifeln, daß das Uebermaß der körperlichen, dem Alter und den Kräften nicht angepassten Anstrengungen zu nicht geringeren Uebeln führt, als andererseits die Vernachlässigung der naturgemäßen Leibesübungen. Allein die den individuellen Verhältnissen angemessenen Leibesübungen mit geistigen Arbeiten (die in dem dazu geeigneten Alter keinen Abbruch leiden dürfen) gehörig vereinigt, führen zur vollkommenen geistigen und körperlichen Ausbildung und Gesundheit, an deren hohem Werthe für das irdische Leben wohl nicht gezeweifelt werden kann.

Diese, nach den individuellen Verhältnissen verschieden angeordneten, von der leichten Ermüdung allmähig bis zum höchsten unschädlichen Kraftaufwande gesteigerten Leibesübungen, wobei die gleichzeitige geistige Ausbildung befördert und keineswegs verhindert wird, kann

man mit Grund medicinische Gymnastik nennen, weil ihre Leitung anatomisch - physiologische Kenntnisse des menschlichen Körpers erfordert. Sie unterscheidet sich demnach deutlich genug von dem Turnwesen, insofern dasselbe ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten des Körpers betrieben, und (wie man sagt) auch zu andern Zwecken gebraucht, verdächtig wurde — wodurch man der guten Sache in unserer Zeit sehr schadete.

Nebstdem, daß die Gymnastik jugendlichen Organismen zur vollkommen gleichmäßigen Entwicklung und Ausbildung zu verhelfen vermag, indem sie die zurückbleibenden Parthien des Körpers erforscht, vorzugsweise bethätigt und dadurch kräftiget, befaßt sie sich allerdings auch mit der Heilung bestimmter, schon vorhandener Gebrechen, nicht nur des jugendlichen Körpers, sondern auch der Erwachsenen. Im letzteren Falle erfordert ihre zweckmäßige Anwendung unbedingt ärztliche Kenntnisse. Es kann und soll daher hier bloß von dem Nutzen derselben im Allgemeinen die Rede sein, und vorzüglich nachgewiesen werden, daß durch zweckmäßige Leibesübungen des jugendlichen Organismus der Grund zu einer festen körperlichen Gesundheit gelegt wird, welche die höchst mögliche geistige Ausbildung gestattet; darin liegt nun aber der höchste Vortheil, denn ein starker Geist benöthigt einen festen Körper zur Wohnung, wenn er nicht einer gläsernen Glocke mit einem eisernen Hammer ähnlich sein soll, der die Stunde des Lebens nicht lange anzeigt, ohne sie zu zerschmettern.

Wahre Menschenkenner haben von jeher den innigen Zusammenhang zwischen Geist und Körper des Menschen erkannt, und einen großen Theil der geistigen Gebrechen in der fehlerhaften Constitution des Körpers begründet gefunden. Die medicinische Gymnastik bietet der Erziehungskunst die kräftigsten Mittel an, um die fehlerhafte Constitution zu verbessern, und dadurch die Zeit des jugendlichen Lebens auch in moralischer Beziehung für die Zukunft nützlich zu machen. Was das Schicksal oder der Mensch selbst in der Folgezeit verdirbt, liegt außer dem Bereiche der menschlichen Einsicht, aber jedenfalls widersteht ein kräftiger Körper, der seine freien Stunden in der freien Natur zu verleben gewohnt ist, auch der sinnlichen Reizung eher als ein verweichlichter, der seine Erholung im Zimmer suchen und jedem rauhen Lüftchen ausweichen muß.

Ich will die bekannten Klagen über die bemerkbare Zunahme der Schlassheit und Schwächlichkeit des Menschengeschlechtes im Allgemeinen hier nicht wiederholen, auch überlasse ich dem Leser das Urtheil, ob man hinlänglichen Grund hat, zu behaupten, daß die Verweichlichung und der Mangel an Thatkraft des Männergeschlechtes von dem gänzlichen Verfall der Gymnastik herzuweisen sei, — daß Treue, Charakterfestigkeit, Gegenwart

des Geistes in Gefahren und wahrer Mannsin wirklich bei der Menschenclasse immer mehr abnehme, bei welcher die Geistescultur auf Kosten der körperlichen Ausbildung zu früh und zu stürmisch betrieben wird; aber wahr ist es, daß männlicher Muth, fester Wille und Gegenwart des Geistes in Gefahren auf dem Gefühle körperlicher Kraft ruht, und daß diese nicht im erschlaffenden Zimmerleben, hingestreckt mit dem Buche als Kopfpolster auf dem elastischen Sopha und auf Spaziergängen im Gebränge der Menge erworben wird.

Gleichwie ein Wasser fault, wenn man es nicht beweget,

So sind auch unser Blut und Säfte anzuseh'n,

Weil Faulheit, stete Ruß' viel Feuchtigkeiten heget,

Die ins Verderben geh'n. Und wenn es nicht gecheh'n,

So folgt Verstopfung darauf in den Visceribus,

Daß man bei früher Zeit ins Alter treten muß.

Schola Salernitana.

Wie viele Jünglinge dagegen, deren Neigung für körperliche Bewegung Jahre lang zurückgedrängt wurde, arten gänzlich aus, und verderben an Körper und Geist, sobald das Gängelband des Hofmeisters zerreißt; denn sie sind fähig gemacht worden, allein zu gehen, und überschätzen dann ihre geistigen und körperlichen Kräfte.

Es fragt sich nunmehr, was können und sollen zweckmäßig angeordnete gymnastische Uebungen leisten?

Hierüber lehrt die Erfahrung Folgendes:

1) Sie verhelfen dem jugendlichen Körper zum gesunden, kräftigen äußern Ansehen.

2) Sie schützen gegen Verweichlichung, kränkliche Zartheit, so wie gegen die zu frühe Wohlbeleibtheit, die man bei jungen Leuten (in der Regel) für eine der geistigen Erstarbung nicht günstige Production nach Außen hält.

3) Sie geben Muskelkraft, Beweglichkeit der Gelenke, Willkürlichkeit der Bewegung, und schützen dadurch gegen körperliche Ungeschicklichkeit im gewöhnlichen Leben und gegen Unbehilflichkeit bei außerordentlichen und zufälligen Gefahren.

4) Sie bewirken eine gleichförmige Ausbildung des Körpers und insbesondere den regelmäßigen Bau der Brust, Stärkung der Lungen, die bei vielen Menschen schon in früher Jugend leiden, welche anhaltend in gebogener Stellung am Arbeitstische zubringen, und dann höchstens in einem Spaziergange das Gegenmittel suchen, der die Füße und Lungen allein in Anspruch nimmt. —

5) Sie befördern das naturgemäße, mit dem Alter regelmäßig vorschreitende Wachsthum, verhindern den Stillstand in den ersten, und die

plötzliche Uebereilung, das schnelle Emporschießen in den spätern Jugendjahren, wodurch hitzige Entwicklungsfieber, galopirende Lungenucht, krampfhaftes Nervenleiden und insbesondere die Epilepsie, so wie auch die meisten Verkümmungen des Rückgrates veranlaßt werden.

6) Sie reguliren die Circulation und Mischung der Säfte, die Verdauung, die Berrichtungen des Hautorganes, der Ab- und Aussonderungsorgane, den Schlaf etc., und heilen dadurch sicherer als jedes andere Mittel die Anlage zur Scrophelsucht, zum Kropf und andern Drüsenleiden, zur Hypochondrie und Hysterie, so wie auch zu krampfhaften Nervenleiden.

7) Sie schärfen die äußern Sinne, bilden sie gleichförmig aus, und geben dadurch Muth und Frohsinn.

8) Sie benehmen dem Hautorgan überhaupt und den Schleimhäuten insbesondere die krankhafte Empfänglichkeit für den schnellen Wechsel der Lufttemperatur, und schützen dadurch gegen die wiederholten katarrhalischen und rheumatischen Affectionen.

9) Sie legen der romanhaften Phantasie der Jugend wohlthätige Zügel an, und verhindern dadurch

10) das zu frühe Erwachen des Geschlechtstriebes, der, einmal geweckt, trotz aller möglichen Vorsicht zu entnervenden Handlungen führt *).

Der hohe Werth der medicinischen Gymnastik ist demnach wohl durch die gemeinste Erfahrung außer Zweifel gesetzt, um so mehr, da sie der geistigen Ausbildung nicht entgegen tritt, und von den 50—60 Stunden, die man bei gesunden Jünglingen und Mädchen nach dem sechsten bis siebenten Lebensjahre wöchentlich zum Unterrichte verwenden kann, nur 4—6 Stunden in Anspruch nimmt.

In dem in Wien (Alservorstadt, Abergasse Nr. 157) eröffneten orthopädischen Institute ist sowohl für den zweckmäßigen Unterricht und Uebung der medicinischen Gymnastik für die Jugend beiderlei Geschlechtes, als auch durch besondere Berrichtungen für Aeltere und Erwachsene, insbesondere für Studierende gesorgt worden.

Der gymnastische Unterricht wird bei günstigem Wetter in freier Luft, bei ungünstigem in eigens dazu hergerichteten Localitäten gegeben.

*) Man beherzige Sufelans's Worte: „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern.“ S. 110.

Ueber einige Heilquellen Oesterreichs im Jahre 1837 *).

Im Jahre 1837 überstieg die Zahl der Parteien, welche als Curgäste nach Carlsbad gekommen waren, die des vorigen um etwas mehr als 300, und betrug 2772, ungerechnet die im Spital behandelt 152 Kranken und 2666 Passanten mit ihrer Personenzahl. Das anhaltend kalte und nasse Wetter im Mai und in der ersten Hälfte des Juni hielt viele Menschen zurück, so daß die Saison nicht sehr besucht zu werden schien; doch mit Eintritt des schönen Wetters strömten Fremde beinahe aus allen Ländern Europa's zu.

In den frühern Monaten fanden sich, wie gewöhnlich, mehr Sachsen, Preußen, Baiern und Oesterreicher, in den spätern der Curzeit mehr Russen und Polen ein; auch war die Zahl der Engländer bedeutender als in frühern Sommern. Unter den Gästen befanden sich einige allerhöchste gekrönte Häupter und sonst viele vornehme fürstliche und gräfliche Familien, welche den Glanz der Saison bedeutend erhöhten. Mit wenigen Ausnahmen jedoch waren Alle; Curgäste im strengern Sinne des Wortes, denen zur Beseitigung mancherlei körperlicher Uebel die Cur Ernst war.

In den ersten zwei Monaten sowohl als in den spätern war der allgemeine Gesundheitszustand auffallend besser, als in andern Jahren, so daß die intercurirenden Krankheiten dem Arzte weniger Sorge machten.

Die inneren Curen wurden häufig durch Bäder unterstützt. So wurden 1823 Mühls-, 1834 Sprudels-, 234 Douche-, 259 Moor- und endlich 248 Dampfbäder in den öffentlichen Badeanstalten verabreicht, ungerechnet die vielen Bäder, welche die Gäste, der größern Bequemlichkeit wegen, in ihren Wohnungen nahmen.

Zu Moorbädern sind einstweilen nur zwei Cabinete am Sprudel seit zwei Jahren vorgerichtet, um erst ihre Wirksamkeit zu prüfen. Auch wurde die Mooreerde in bestimmten Fällen zu feuchtwärmen Umschlägen benützt.

Mehrere Verschönerungen und Verbesserungen wurden im Laufe dieses Jahres vorgenommen, als: Die Legung einer Platsforme, und dadurch bezweckte Erweiterung der Promenade am Theresenbrunnen; eine ganz neue Wasserleitung, eben so ein Trottoir von der Kreuzgasse bis zur Kaiser-Franzensbrücke. Zu den Verschönerungen gehören zwei neue Promenaden auf dem Hammerberge, und der dem Fürsten Louis Rohan gewidmete schattige Platz in der Dorotheenau.

Die Reise nach Carlsbad ist gegenwärtig durch die Anlegung trefflich gebauter Kunststraßen fast nach allen Richtungen, durch die gut eingerichteten Eilsfahrten für die In- und Ausländer bequem und angenehm. Ein vorzügliches Verdienst um die leidende Menschheit hat sich auch in dieser Hinsicht der gegenwärtige Herr Oberstburggraf von Böhmen erworben.

In Teplitz und dessen Umgegend war die Witterungsbeschaffenheit des Jahres 1837 im Allgemeinen dem Gesundheitszustande ungünstig. Es wurden mehr regnerische, neblige und kalte, als heitere und trockene Tage, weniger Ge-

*) Aus den „Jahrbüchern für Deutschlands Heilquellen und Seebäder.“ Herausgegeben von Gräfe und Kalisch. 1838. Auszugsweise mitgetheilt.

witter als im verflossenen Jahre und einige Nordlichter beobachtet. Die Gewitter kamen meist von West, selten Südwest und zweimal von Nordost. In den Wintermonaten fiel häufig Schnee, mit bald wechselndem Thaumetter. Die Tage des Frühlings waren meist trübe, neblig, regnerisch und kalt, selbst die Sommer- und Herbstmonate unbeständig. Den höchsten Wärmegrad zeigte der Monat Juli mit $+ 20^{\circ}$, den niedrigsten der Monat Jänner mit $- 19^{\circ}$ R. Das Barometer erreichte eine Höhe von $28'' \frac{9}{10}'''$, der niedrigste Stand war $26'' \frac{9}{10}'''$.

Die Zahl der Badegäste kann von den Aerzten in Tepliz nicht genau bestimmt werden, indem ein großer Theil, besonders des Bürgerstandes und Pökonomen, die Bäder ohne Leitung und Aufsicht der Badeärzte gebrauchen, und die Curanweisung der Aerzte ihrer Heimat verfolgen, ein anderer Theil endlich wegen geringer Körperleiden, oder aus Mode baden. Die Badeliste der fremden Curgäste mit ihrer Begleitung wies bis gegen 5000 Personen aus.

Im Allgemeinen hat der Heilerfolg in Wirkung des Badegebrauches im Jahre 1837 nicht so ganz der Hoffnung, wie im Jahre 1836 entsprochen, woran der häufige Wechsel ungünstiger, kühler Witterung großen Antheil hatte. Die Moorbäder wurden wenig benützt. Im Civilbade-Spital der Stadt wurden im Laufe der Badesaison 335 Kranke aufgenommen, wovon 297 theils genesen, theils mit Besserung oder Hoffnung von der Wirkung entlassen, 37 ungeheilt weggegangen, und 1 gestorben. Unter diesen waren 210 Männer, 125 weiblichen Geschlechtes; ferner 273 Inländer und 62 Ausländer. Von den theils im königlich preussischen, theils in dem königlich sächsischen Spitale zu Tepliz im Verlaufe der Badesaison aufgenommenen 137 Kranken sind 120 als genesen oder gebessert, 17 ungeheilt entlassen worden und keiner gestorben.

Sehr erfreulich war es, den vielfältigen Nutzen der in Tepliz neuerrichteten, wahrhaft großartigen Trinkanstalt zu beobachten. Schon in geselliger Beziehung gewährt Tepliz dadurch einen neuen Reiz, indem sich den Curgästen ein höchst angenehmer Vereinigungspunct bietet, über dessen Mangel früher mit Recht geklagt wurde. Die herrliche Lage dieser gedeckten, durch Blumenparthien gezierten Colonnade, wo ein gut besetztes Musikchor das gesellige Vergnügen würzt, zieht an jedem Morgen eine große Zahl von Fremden hin. Es werden jenen, die mit dem Baden eine Trinkcur verbinden, sämmtliche inländische und mehrere ausländische Mineralwässer flaschen- und becherweise, und auf Verlangen auch gut bereitete Molken verabreicht. Ein völliger Umbau des Stadtbades, des Schlangenbades und des Schwefelbades steht bevor. An die Stelle des alten Stadtbadehauses wird sich ein neues, imposantes Badehaus mit 24 Wasserbad- und 4 Moorbadlogen erheben. Sämmtliche Specialbäder werden dem Plane gemäß mit prachtvoller Eleganz eingerichtet werden. Auch soll ein großes kupfernes Abkühlungs-Reservoir die Bäder während der heißen Sommerszeit nach Willkür abkühlen können. Ein besonderes Augenmerk schenkt die hohe Landesregierung einer zweckmäßigen Organisation der Moorbäder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Jardin des plantes zu Paris *).

Als wissenschaftliche Anstalt betrachtet, hat der botanische Garten des naturhistorischen Museums zu Paris kaum seines Gleichen, denn nirgends findet man eine solche Anzahl von so vollkommenen Sammlungen aller Art und von für das Studium so günstiger Anordnung, als dort. Unberechenbar sind die Folgen des Unterrichts in allen Fächern des Wissens, welchen so ausgezeichnete Männer, wie Gay-Lussac, Brongniart, Geoffroy, Saint-Hilaire, Duméril, Jussieu, Cordier, Mirbel, Chevreul, Blainville, Flourens, Valenciennes, Audouin und Friederich Cuvier verbreitet haben. Nebstdem läßt die Verwaltung des botanischen Gartens nichts zu wünschen übrig; überall handelt sie mit weiser Oekonomie, während doch jedermann die Eleganz der Treibhäuser, der Hörsäle und Monumente, den Geschmack in der Anlage der Gärten und Menagerien bewundern muß. Dieses schöne Ganze ist wirklich einer großen Nation würdig, und muß dem Fremden einen hohen Begriff von Frankreich und von dem Schutze, dessen sich dort die Wissenschaft erfreut, beibringen.

Ein von Ludwig XIII. im Jahre 1625 gegründeter botanischer Garten, mit einem kleinen Cabinet von Naturseltenheiten, war der Ursprung dieser nun alle Producte der Erde in sich schließenden Anstalt. Sie besaß unter Buffon's Leitung nur drei Lehrstühle, und der Flächenraum des Gartens belief sich nicht über 43 Morgen Landes; dieser ist nun zweimal so groß, und die Anzahl der Lehrkanzeln hat sich um das Dreifache vermehrt. Das Museum hat seit 40 Jahren, besonders unter Cuvier's Verwaltung, eine ungeheure Ausbreitung und einen fast europäischen Ruf erlangt. Die großen Reisen und die Weltumsegelungen der letzten Jahre vermehrten noch die Reichthümer dieser Anstalt, während in Folge der zunehmenden Ausbreitung der Wissenschaften das Museum fast täglich aus allen Puncten Frankreichs Localsammlungen von höchstem Interesse erhält. In ganz Europa, und wo die Cultur der Wissenschaft sich eines freundlichen Schutzes erfreut, machen es sich Männer, die durch ihr Wissen, ihr Vermögen oder ihre sociale Stellung ausgezeichnet sind, zur Ehre, zu diesen Dotationen beizutragen. Die Regierung sah wohl ein, daß sie die erste sein mußte, ein Beispiel von Munificenz zu geben; sie fühlte, daß das Museum, anstatt in seiner Entwicklung stille zu stehen, ohne Unterlaß weiter schreiten müsse und daß es also ihre Pflicht sei, diese köstliche Erbschaft würdig zu unterstützen, und die Zugeständnisse der Kammern in den letzten Jahren haben dies auch hinlänglich bewiesen. Die Säle lagen halb im Schutte und alle Treibhäuser waren in üblem Zustande; nun aber sieht man große und schöne Gebäude für die geologischen, mineralogischen und botanischen Sammlungen, so wie herrliche Glashäuser für Bäume von 40 Fuß Höhe. Jedoch bleiben noch immer einige wünschenswerthe Verbesserungen zu machen übrig, zu deren Deckung einige tausend Franken hinreichend wären. Die Administration der Anstalt verlangt diese von den Kammern in der gegründeten Hoffnung, daß ihr diese Bitte gewährt werde. Der Nutzen des botanischen Gartens wird allgemein anerkannt, und der Staat wird sicher auch immer ein Institut vorzüglich berücksichtigen, welches dem Ackerbau, der Industrie und den Wissenschaften schon so wesentliche Dienste geleistet hat.

*) Nach dem Französischen.

Das Museum ist zugleich botanischer Garten, allgemeine Baumschule, Menagerie, Bibliothek, höhere wissenschaftliche Schule und Naturalien cabinet, und seine Wirksamkeit ist daher über die mannigfaltigsten Punkte verzweigt. Die für dieses Jahr angesuchte Verbesserung bezieht sich erstens auf die Errichtung einer Lehrkanzel der Physik in ihrer Anwendung auf die Naturgeschichte, welche für das weitere Gedeihen der Wissenschaft unerlässlich ist; zweitens die ordentliche Anstellung eines Professors der vergleichenden Physiologie, welche neue Lehrkanzel bis jetzt dem Herrn Fried. Cuvier anvertraut ist; drittens die Errichtung einer Gallerie für die Anatomie und Naturgeschichte des Menschen; viertens auf die Unzulänglichkeit der Hilfsquellen für die Vervollständigung der Sammlungen, und fünftens auf die Kosten und Vorbereitungsarbeiten zur Anschaffung der Sammlungen in den neuen Gallerien u. s. w.

Im Museum werden gegenwärtig 14 Lehrcourse gehalten, nämlich: Ueber menschliche und vergleichende Anatomie, Zoologie, Botanik und Pflanzenphysiologie, landwirthschaftliche Botanik, Oekonomie, Mineralogie, Geologie, allgemeine und angewandte Chemie, und es dürfte vielleicht zweckmäßiger sein, diese letztere in den Unterricht über organische und unorganische Chemie aufzulösen. Diese verschiedenen Lehrcourse werden regelmäßig von 1800 Studenten besucht, worunter die Mehrzahl die Vorlesungen über Botanik und Chemie hört. Das Amphitheater kann bequem 1200 Personen fassen. Der Stand der Sammlungen war im Jahre 1833 folgender: Das Thierreich 152,000 Individuen; 350,000 getrocknete Pflanzen, 4500 Muster von Hölzern, Früchten und Samen, und 60,000 von Felsen, Mineralien und Fossilien. Diese Zahlen haben sich seit dieser Zeit bedeutend vermehrt, da das Museum fast jährlich an 30,000 Gegenstände jeder Art erhielt. Die Bibliothek besteht aus 30,000 Bänden von fast ausschließlich naturhistorischen Werken; und da eine große Anzahl von wissenschaftlichen Büchern, welche in anderen Bibliotheken doppelt vorhanden sind, hier vermisst wird, so wäre es wünschenswerth, daß dieser Uebelstand ausgeglichen würde. Das Merkwürdigste in der an Manuscripten und anderen Werken aller Art so reichen Bibliothek ist eine Sammlung von Zeichnungen auf Velinpapier, welche von den berühmtesten Künstlern ausgeführt sind. Sie wurde im Jahre 1635 begonnen und bis auf die jetzige Zeit fortgesetzt. Sie enthält die Abbildungen der seltensten Pflanzen und Thiere, und besteht aus 80 Portefeuilles, welche mehr als 6000 Originalzeichnungen enthalten, und deren Werth man auf zwei Millionen schätzt. Der Bibliothek sind nur 6000 Franken zum Ankauf von Büchern, Brochüren und ihrer Aufrechthaltung angewiesen, welche Summe offenbar zu gering ist.

Im Garten selbst werden jetzt mehr als 12,000 Pflanzengattungen gezogen; rechnet man hierzu noch die doppelt vorhandenen Exemplare und die verschiedenen Varietäten, so wird diese Anzahl bedeutend erhöht. Die Palmbäume, welche Ludwig XIV. überschickt wurden, bestehen dort noch, so wie die große Fackeldistel von Peru, welche vor anderthalb Jahrhunderten in diesem Garten gepflanzt wurde.

(Der Beschluß in der Beilage.)

Hierzu eine außerordentliche Beilage.

001

i u r

Außerordentliche Beilage

Gesundheits - Zeitung.

N^o 59. Montag, den 23. Juli. 1838.

Der Jardin des plantes zu Paris.

(B e s c h l u ß.)

Die botanische Schule läßt nichts zu wünschen übrig; die auf den Etiquetten angebrachten farbigen Zeichen dienen zur Andeutung, ob die Pflanzen Zier- oder Giftpflanzen seien, ob sie in der Medicin, in den Künsten oder als Nahrungsmittel verwendet werden; nebstdem erkennt man an eigenen Zeichen, ob die Pflanzen einjährig, zweijährig oder holzartig seien, und endlich, ob sie unter freiem Himmel oder in Treibhäusern cultivirt werden müssen. Mehrere Theile des Gartens sind besonders für Baumschulen und zur Cultur von Zier- und medicinischen Pflanzen bestimmt; eben so findet man eigene Bassins für die Wasserpflanzen. Die Brongniart'sche Sammlung von Pflanzenfossilien, von den in Frankreich cultivirten Getreidearten, seltenen Früchten und Hölzern, das bei 50,000 Species enthaltende allgemeine Herbarium, die Special- oder geographischen Herbarien befinden sich mit den auf physiologischen Unterricht bezüglichen Gegenständen in den Gallerien für Botanik.

Von dem Reichthume der mineralogischen Sammlungen kann man sich kaum einen Begriff machen; wir erwähnen hier bloß des riesigen Felsenkrystalles, welcher mehr als 800 Pfund wiegt, und des in der Provence gefundenen Meteor-eisensteines von mehr als 12 Centnern. Die auf Geologie bezüglichen Mineralien sind methodisch nach ihrem relativen Alter, nämlich chronologisch geordnet; denn die Wissenschaft hat es nun so weit gebracht, daß sie das genaue Alter fast einer jeden Schichte der Erdrinde anzugeben weiß. Mehrere Säle sind fossilen Polypen, Muscheln, Pflanzen und Wirbelthieren gewidmet. Hier finden sich die Mollusken, Crustaceen, die Zoophyten, diese ersten und geheimnißvollen Bewohner der Erde, die schönen petrificirten Fische von Monte-Bosca, von Clarus, Libanon und der Pfalz, die Ueberreste von Thieren, welche man aus dem Gyps des Montmartre grub, mehrere Mammuthsknochen aus dem Eismeere u. s. w. H. Cordier hat die Absicht, in den neuen Gallerien eine besondere Sammlung von Felsen, eine systematische Sammlung zum Studium der Terrains, eine Sammlung von Fossilien nach ihrem relativen Alter, und endlich geographische Sammlungen von Felsen, nach den verschiedenen Formationen, welche die Hülle unseres Planeten bilden, anzulegen.

Für die vergleichende Anatomie sind 12 Säle bestimmt; man findet hier die kostbare kraniologische Sammlung des Dr. Gall, eine Reihe Schedeln

von Rückenwirbelthieren, besonders aber von Menschen verschiedener Racen und aller Lebensalter; ferner die Skelete und anatomischen Theile fast aller bekannten Thiere, des Foetus in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen, Mumien, Fossilien und eine große Menge von Mißgeburten. Ferner findet man hier die Skelete vom Zwerg des Königs Stanislaus, der hottentottischen Venus, des fanatischen Soliman-Kalebi (welcher Kleber ermordete) u. s. w.

In den zoologischen Gallerien findet man alle organischen Wesen, von den Riesen der Schöpfung bis zu den mikroskopischen Insecten, und die Zahl der Säugethiere allein ist beiläufig 5000. Von der herrlichen Sammlung von 10,000 Vögeln, von Myriaden von Insecten, Muscheln, Schlangen, Reptilien u. s. w. kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Diese Gallerien geben uns einen Inbegriff der gesammten Schöpfung, eine Welt im Kleinen, und die Naturgeschichte wird einem bei dem aufmerksamen Besuche dieser Gallerie klarer, als wenn man den Buffon, Lacépède und Latreille gelesen hat. Die lebenden Thiere sind (wie bekannt) in dem Garten selbst vertheilt. Hier findet man die Repräsentanten der Gewalt und der Stärke, die Löwen, Tiger und Jaguars, diese Könige der Wüste. Die Vogelhäuser sind mit den seltensten Vögeln bevölkert; Condors, Geier, Adler, weiße Pfauen, Gold- und Silberfasanen, Straußen aus Amerika und der alten Welt, die gekrönten Kraniche vom Senegal, Casuars vom indischen Archipelagus und aus Neuolland, — nichts fehlt hier! Das große Rondel enthält gegenwärtig zwei Elephanten, nämlich einen asiatischen und einen afrikanischen, einen Trogloditen, einen Schimpansen aus Afrika und einen aus Frankreich, Kamehle, afrikanische Zebra's, von denen zwei hier zur Welt kamen, endlich einige wiederkäuende Thiere aus dem Straßengeschlechte. Wenn die biblische Mythe von der Arche, welche bestimmt war, alle Thiergattungen des Universums zu retten, nicht bloß eine orientalische Dichtung wäre, deren Sinn uns noch nicht klar ist, so wäre in dem Museum der Naturgeschichte diese Fiction realisiert; die Schlußen des Himmels könnten sich nochmals eröffnen und endlosen Regen herabsenden, und die Erde würde nach dieser Katastrophe doch wieder bevölkert werden können, wenn nur das Museum allein von der Ueberschwemmung verschont geblieben war.

Zu keiner Zeit erregte der botanische Garten lebhafteres Interesse, als eben jetzt, und die Administration desselben hat seit seiner Gründung nie eine größere Energie entwickelt. Es bleibt also bloß der Wunsch übrig, daß sie ihren Fleiß auf wahrhaft praktische und nützliche Verbesserungen wenden möge, und daher ihr besonderes Augenmerk auf die Fortpflanzung und Pflege von Gewächsen, welche in Künsten, Gewerben, im Ackerbau und der Hauswirthschaft eine so nützliche Rolle spielen, wenden möchte. Es würde dem Museum in dieser Beziehung ein Leichtes sein, mit den verschiedenen Ackerbaugesellschaften und botanischen Gärten der Provinzen einen freundlichen Verkehr anzuknüpfen, und so bis in die entferntesten Puncte Frankreichs neue oder wenig bekannte Pflanzgattungen zu verbreiten. Die Pflanzungen des Kaffees in den Colonien und erst neuerlich die Cultur des vielstengigen Maulbeerbaumes (*morus multicaulis*) geben einen Maßstab der Verdienste, welche sich das Museum erwerben könnte. Nur eine kleine Anzahl von Auserlesenen ist berufen, den Nutzen hoher wissenschaftlicher Speculationen zu begreifen, da hingegen weniger glückliche Köpfe

leicht die ins praktische Leben greifenden Belehrungen auffassen, weil da Alles palpabel und materiell ist. Die Cultur einer neuen Färb- oder webbaren Pflanze würde das Museum zu einem wahren Nationalinstitute umschaffen. Diese von uns ausgesprochene Verbesserung ist jedoch schon im Werden begriffen; denn schon hat man Samen und Bäume unentgeltlich an Privatleute und Baumgärtner vertheilt; denselben Weg haben auch die Directoren der öffentlichen Gärten von Montpellier, Toulouse und Avignon eingeschlagen, und diese ausnahmsweise vorkommenden Fälle bedürfen daher nur einer größern Ausdehnung, um so zu den vortheilhaftesten Resultaten zu führen. Die Administratoren des Pariser Museums kennen zu gut den Charakter und die Tendenz unserer Zeit, als daß sie noch länger zaudern könnten, einen ruhmwürdigen Anfang zu machen. Die Baumschulen des Luxembourg sind größtentheils mit dem botanischen Garten vereinigt worden, und dürfte man nur noch das rings um dieselben gelegene brache Terrain verwenden, so würde sich der von uns ausgesprochenen Verbesserung nichts weiter in den Weg legen. Was die dazu erforderlichen Summen betrifft, so wird sie die Kammer gewiß nicht abschlagen.

Tagsbegebenheiten.

— In den ersten Tagen des Monats Juli hat ein bis jetzt unbekannter Mann in Weimar einigen Kindern Schinken und Wurst geschenkt, die, wie sich nachher ergab, Arsenik enthielten. Von zwei Kindern, welche davon etwas genossen, ist eines gestorben und das andere gerettet worden. Die Section des einen hat die Vergiftung herausgestellt, und man gab sich von Seite der Criminal-Behörde alle Mühe, den Giftmischer ausfindig zu machen.

— In einem Schreiben aus Weimar vom 6. Juli heißt es: „Die Wasserheilanstalten zu Elgersburg und Ilmenau, auf dem Thüringer Walde, sind von Hilfesuchenden fast überfüllt. In diesem Jahre soll besonders das neuerichtete Wellenbad in Ilmenau von großer Wirkung sein. Beide Heilbäder liegen sehr hoch und nur eine halbe Stunde von einander entfernt, und bieten den Kranken durch ihre treffliche Gebirgslage und durch das harmlose Wesen der Waldbewohner anziehende Aufenthaltsorte, so wie die dasigen Chausséezüge herrliche Ausflüge nach Paulinzelle, Schwarzburg und den Thüringischen Bergen gestatten.“

— In Smyrna hat die Pest gänzlich aufgehört, während sie in Alexandrien am 6. Juni noch immer fort dauerte, ohne jedoch große Verheerungen anzurichten.

— Die Zwistigkeiten, welche sich zu Constantinopel in Folge eines Mißverständnisses zwischen mehreren Mitgliedern der Gesundheits-Commission erhoben hatten, und in Folge deren Dr. Bulard ausgeschieden war, scheinen (nach einer im „Journal de Smyrne“ enthaltenen Nachricht vom 12. Juni) jetzt wieder ausgeglichen zu sein. Dr. Bulard ist zur Wiederantrittung seines Amtes aufgefordert worden, und er bezieht außer einer Entschädigung von 30,000 Piaſtern einen monatlichen Gehalt von 7500 Piaſtern. Uebrigens hat man jetzt beschlossen, daß jede Gesandtschaft sich bei den Berathungen der Commission vertreten lassen solle, damit die Gesandten in den Stand gesetzt werden, die Zweck-

mäßigkeit der zu ergreifenden Maßregeln zu würdigen, indem doch viele derselben für den Handel von großer Wichtigkeit sind.

— Einem Schreiben aus Athen, vom 27. Juni (in der allg. Zeit.), zu Folge herrscht in dieser Stadt unter den Kindern vom zartesten Alter eine Art Epidemie, die schon viele Opfer hinwegraffte. Im Monate Mai starben im Ganzen 51 Menschen in Athen, worunter 39 Kinder, von denen noch keines ein Jahr zurückgelegt. Das Uebel beginnt mit Diarrhöe, artet in Entzündungen aus, und selten gelingt es, das ergriffene Opfer zu retten.

Miscellen.

— (Zur Beherzigung für Mädchen!) In einem Schreiben aus Danzig (im Frankf. Conversbl.) lesen wir unter Anderem: „Die glänzendsten Feste, die sich hier drängen, sind große Privat-Ballete, auf denen nicht dem allbelebenden Geiste, sondern dem Tod bringenden Siechthume gehuldigt wird. Von der hier herrschenden Tanzwuth kann sich nur der einen Begriff machen, der sie selbst beobachtet. Es gibt Mädchen, deren Geist und Herz gewiß in anderer Richtung sich entfalten würden, die an den seltenen Abenden der Winterwochen, an denen sie etwa an keinem Tanzvergnügen oder Balles Theil nehmen, von den Strapazen des Tages so ermüdet sind, daß mit ihrem Körper der Geist zu erschlaft sein muß, um Lust zu finden an irgend einer erhebenden Beschäftigung. Was Wunder, daß man auch wohl an wenigen Orten so viele alternende Mädchen findet, als hier. Der Mann sucht ja zu seiner Lebensgefährtin ein treu liebendes Weib, eine zärtliche Mutter, und nicht eine Bacchantin.“

— (Vergiftung durch Morison'sche Pillen.) Am 9. August 1836 fragte Mistres Kussel zu Hull, einer leichten Unpäßlichkeit wegen, einen benachbarten Apotheker, Herrn La Motte, um Rath, welcher ihr den Gebrauch der Morison'schen Pillen, von denen er eine Niederlage hatte, anrieth. Die Frau fing noch an demselben Tage mit einer täglichen Dosis von 4–5 Stücken an, steigerte aber auf Verordnung des Herrn La Motte dieselbe auf 15 Pillen alle drei Stunden, worauf sie am 22. desselben Monats unter grausamen Schmerzen, Magenkrampf und Convulsionen des ganzen Körpers, wobei aus dem Munde ein zäher Schleim floß, ihren Geist aufgab. Die beiden Chirurgen Casson und Walworth erklärten nach dem Ergebnisse der Leichenöffnung, daß Mistres Kussel in Folge einer, durch zu heftiges Abführen entstandenen Darm-entzündung gestorben sei. (Le Droit.) — (Im dritten Bande von Kliner's Repert., neue Folge, p. 193, ist ebenfalls ein Fall von Vergiftung eines jungen Menschen durch Morison'sche Pillen erzählt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprecht'splatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 60. Donnerstag, den 26. Juli 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Das bittere Nichtsthun. — Die Arzneikunde Mohammeds. — Ueber einige Heilquellen Oesterreichs im Jahre 1837. — Miscelle.

Das bittere Nichtsthun.

(Ein Gegensatz zu dem *dolce far niente*.)

Die Süßigkeit des Nichtsthuns (*das dolce far niente*) ist eine Frucht vorausgegangener Geistesanstregungen. Wenn die Werkstätte des Geistes durch lange Zeit sich mit Ideen beschäftigte, die der Ewigkeit, der Nachwelt angehören — wenn sich die ganze Kraft unsers höhern Daseins auf die Durchführung einer Geistesconception bis zur drohenden Erschöpfung concentrirte, dann reagirt die Heilkraft unserer geistigen, wohl auch unserer physischen Natur, die Sehnsucht nach Ruhe erwacht, und das Nichtsthun hilft alsdann einem tiefgefühlten Bedürfnisse ab. Nach solchen Anstrengungen gewähren das Leben mit sich selbst, das stille sich gehen lassen, und das schlaffe Halten der Gedankenzügel eine belebende, erquickende Erholung, der kein irdischer Genuß gleicht. Tiefe Denker, Staatsmänner, Dichter, Maler, Gelehrte, Schauspieler erfahren es periodenweise, daß ihr Geist gleichsam eines Stillstandes bedarf; mit wahrer Seelenruhe genießen sie die Freuden des Müßigganges, denn sie fühlen wohl, es ist kein eigentliches Müßiggehen, sondern nur ein verkapptes Ausbrüten neuer Keime zu neuen Schöpfungen, die durch Ruhe, wie durch Lebenswärme, einst ins wahre Dasein treten werden. Die Zeit der Ruhe ist für sie eigentlich die der größten Thätigkeit — nur geht diese Thätigkeit still, unbemerkt und in einer Werkstätte vor, in die nur der Künstler selbst einen klaren Blick werfen kann. Nach langem, scheinbar plantosem Müßiggehen fällt das Gerüste weg, und der großartige Gedankenbau steht da — wunderbar Aller Blicke auf sich ziehend. Dieses Nichts-

thun ist süß, es ist ein Leben des unschuldigen Kindes, wie es voll Vertrauen in die Zukunft blickt, ruhig erwartend, was da kommen soll. Aber welchen Gegensatz bildet mit dieser Geistesruhe das, was wir das bittere Nichtsthun nennen. Nach einer Nacht voll Ausschweifungen, nach raffiniert erschöpfenden Genüssen, liegt der seelenkranke Wollüstling kraftlos und verstümmt da, nicht wissend, was er mit dem kommenden Tage beginnen soll. Er sieht mit düsterer Behmuth, wie alle seine Menschenbrüder voll energischer Thatkraft ihr Ziel verfolgen — nur er allein ist zum krankhaften Müßiggange verdammt. Er weiß und fühlt es nur zu tief, daß er von diesem gezwungenen Nichtsthun, von diesem Sinkenlassen der geistigen Schwingen selbst die Schuld trägt, er sehnt sich nach einer Thätigkeitssphäre, um die schleichende Zeit auszufüllen — und doch verläßt ihn der Muth, die gute Laune, die Lust, irgend etwas zu beginnen. Wie Blei drückt der Müßiggang auf sein krankes Gehirn, sein Kopf ist wüst, was er beginnt, mißlingt, ein krampfhafter Zustand, ein Schwanken zwischen Leben und Tod martert sein unentschlossenes Gemüth — und das ist der bittere Müßiggang. —

Rechnet man die Tage unseres Lebens zusammen, die mancher unter solcher Last des Nichtsthuns zubringt, so begreift man leicht, wie ein solcher Zustand oft zum Verzweifeln an der eigenen Willenskraft, zu Mißmuth, Lebensüberdruß und Menschenscheu nach und nach führt. Nichts nagt an des Menschen Leben tiefer und sicherer, als der ungewisse Zustand zwischen dem ihm angeborenen Triebe nach Thätigkeit und dem erworbenen Widerwillen, diesem Triebe nachzukommen. Wohin dieses Amphibienleben führt, lehrt leider die tägliche Erfahrung. Besuchet die Kranken- und Irrenhäuser, und Ihr werdet euch bald überzeugen, daß ein großer Theil menschlicher Leiden daher entspringt, daß man zu geistigen Getränken, zu neuen Ausschweifungen jeder Art gerade an den Tagen seine Zuflucht nahm, in denen man die Bitterkeit eines selbsterworbenen Müßigganges mildern wollte. So ist der Mensch! Er will sich selten die wahre Quelle seiner Leiden gestehen. Drückt ihn daher die Last des Nichtsthuns körperlich und geistig zu Boden, so denkt er nicht, dies sei die Folge seiner gestrigen Unbesonnenheiten, und er müsse ihnen mit starker Willenskraft entsagen. — Nein! Er sucht sich zu betäuben, und nimmt, um die trügmachende Wirkung des gestrigen Rausches zu schwächen, zu einem heutigen stärkeren seine Zuflucht. Das Bittere solcher Tage eines gleichsam erzwungenen Müßigganges hat also durchaus nichts mit der edlen, neuen Kraft gebenden und stille fortschaffenden Geistesruhe, die man das *dolce far niente* nennt, gemein. Dieses ist des Menschen würdig, jenes entehrt ihn; dieses stärkt, erhebt und bereitet zu neuen Schöpfungen, zu neuen Ideen-

conceptionen vor — jenes lähmt jeden Gedankenflug und hemmt mit bleierner Schwere jeden bessern Fortschritt; dem Einen haben sich die edelsten Geister von Zeit zu Zeit überlassen, das Andere ist jedes besser Denkenden unwürdig.

Dr. Beer.

Die Arzneikunde Mohammeds.

(Von Hammer-Purgstall.)

Die Arzneikunde des Propheten bildet in dem encyclopädischen Systeme der Moslimen eine besondere Wissenschaft, welche schon deshalb besonderer Aufmerksamkeit werth ist, weil aus derselben der Zustand der Arzneikunde unter den Arabern in der Mitte des siebenten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung hervorgeht, worüber selbst aus Sprengel's „Geschichte der Arzneikunde“ bisher Nichts bekannt. Unter dem Titel: „Arzneikunde des Propheten“ bestehen mehrere besondere Werke, und in den großen Lebensbeschreibungen Mohammeds befindet sich gewöhnlich ein Hauptstück unter der obigen Aufschrift; die gemeinsame Quelle aber, woraus sowohl die medicinischen Werke, als die Prophetenlegerde geschöpft, sind die Ueberlieferungen des Propheten. Von den sechs großen canonischen Sammlungen derselben ist die Böhari's die größte und wichtigste; in zwei und siebenzig Bücher abgetheilt, enthält dieselbe unter 3828 Hauptstücken 7275 Ueberlieferungen, wovon ein Zehntel, nämlich 700, zuerst in dem zweiten Bande der „Fundgruben des Orient's“ erschienen sind. Von den 72 Büchern der großen Sammlung Böhari's handelt das 54. von den Krankheiten und der Arzneikunde, das 55. von der Arznei, das erste ist in 22, das zweite in 55 Hauptstücke abgetheilt, deren Titel in der Inhaltsanzeige des großen Sammlers Böhari's *) gegeben worden. Hier wollen wir diese 77 Abschnitte selbst in ihrer Folge durchgehen, und die Ueberlieferungen als den Kern, woraus sich die arabische Wissenschaft der Arzneikunde des Propheten entwickelt hat, ausschälen. Das Interesse dieser Mittheilungen dürfte ein um so größeres sein in dem Augenblicke, wo es sich zu Constantinopel um die Einrichtung von Quarantaineanstalten handelt, und also auch die Frage, in wie weit das Gesetz die Vorsichtsmaßregeln wider ansteckende Krankheiten gut heißt, zur Sprache kommt, und noch jüngst in der osmanischen Staatszeitung ausführlich besprochen worden; dies geschah aber auch schon in früherer Zeit in besonderen Abhandlungen über die Befähigung des Flüchtens vor der Pest, trotz des Dogma der Vorherbestimmung. Das Beste, was aus dem Leben und der Handlungsweise des Propheten zu Gunsten von Vorsichtsmaßregeln, trotz des Glaubens an Vorherbestimmung, beigebracht werden kann, ist ganz gewiß das von ihm selbst gegebene Beispiel, daß er im Vorübergehen vor einer Einsturz drohenden Mauer seine Schritte beschleunigte, und als sich seine Gefährten hierüber eine ehrfurchtsvollste Anfrage erlaubten, dieselben durch seine Antwort belehrte, daß man sich nicht unnöthigerweise in augenscheinliche Gefahr begeben dürfe.

*) Anzeigeblatt des LXXVIII. Bandes der „Jahrbücher der Literatur,“ S. 15.

Das vierundfünfzigste Buch, von den Krankheiten und der Arzneikunde.

1) Von der Sühnung der Sünde durch die Krankheit. Der Prophet hat gesagt: Den Moslim trifft keine Krankheit und keine Unpäßlichkeit, kein Kummer und kein Gram, kein Trübsal und keine Mühseligkeit, es sticht ihn kein Dorn, ohne daß Gott es ihm nicht abrechne an seinen Sünden. Der Prophet hat gesagt: Das Gleichniß des Rechtgläubigen ist das der weichen, nachgiebigen Pflanze, welche sich im Winde beugt und wieder aufrichtet, das Gleichniß des Gleisners ist das der starren Pinie, welche widersteht, bis sie umgerissen wird.

2) Von der Heftigkeit der Krankheit. Aische (die geliebteste, aber nicht treueste der Gemahlinnen Mohammeds) bezeugte, daß sie Niemanden gesehen, der heftigere Schmerzen ertragen, als der Prophet. Ich kam, sprach Abdallah, zum Propheten in seiner Krankheit, als ihn eben das Fieber heftig geschüttelt; dir hat, sprach ich, das Fieber heftig zugesetzt. Er antwortete: Den Moslim trifft keine Beschwerde, wofür ihm Gott nicht seine Sünden abschüttelt, wie die Blätter eines Baumes abgeschüttelt werden.

3) Die Menschen, welche die heftigsten Unglücke ertragen, sind die Propheten. Ich ging, sprach Abdallah, zum Propheten, als er im Fieberanfalle lag; ich sprach, das Fieber hat dich heftig geschüttelt; wirklich, antwortete der Prophet, hat es mich geschüttelt, wie mich zwei Männer von euch schütteln könnten; dafür, sagte ich, wird dir doppelter Lohn; so ist's, sagte der Prophet, denn den Moslim trifft nicht das Ungemach eines Dornes, ohne daß Gott ihm seine Sünden abschüttelt, wie der Baum die Blätter.

4) Von der Erforderniß des Krankenbesuches. Der Prophet hat gesagt: Speiset den Hungrigen, besuchet den Kranken und entledigt den Gefangenen seiner Fesseln. Beran, der Sohn Asüb's sagte: Der Prophet hat uns sieben Dinge verboten und sieben geboten, er verbot uns goldene Ringe, seidene Kleider, Goldstoffe, reiche Zeuge und Schabraken, er gebot uns den Leichen zu folgen, die Krankheiten zu besuchen und die Leute zu grüßen.

5) Von dem Besuche des in Ohnmacht Gefallenen. Dschaber Ben Abdallah sagte: Ich war krank, als der Prophet mit Ebubekr mich zu besuchen kam, sie fanden mich ohnmächtig, der Prophet verrichtete seine Abwaschung und goß dann das Wasser über mich; ich kam zu mir, ich sagte: O Prophet, wie soll ich es mit meinem Vermögen halten, wie soll ich darüber verfügen; er antwortete nicht, bis daß der Vers der Erbtheilung vom Himmel gesendet ward (er gab nämlich bei dieser Gelegenheit im Namen des Himmels das Gesetz der Erbtheilung).

6) Von dem Verdienste des von hinfällender Krankheit Befallenen. Ibn Edi rijah erzählt, Ibn Abbas sagte zu mir: soll ich dir ein Weib zeigen, das in das Paradies eingehen wird, sie antwortete: ja wohl! er zeigte mir eine Negerin; diese, sprach er, kam zu dem Propheten und sagte zu ihm: ich bin von der hinfällenden Krankheit befallen, bitte Gott für mich. Der Prophet sprach: harre geduldig aus, so wird dir das Paradies, wenn du aber willst, so bitte ich Gott, daß er dich heile; sie sprach: ich harre geduldig aus.

7) Von dem Verdienste dessen, der das Gesicht verloren. Auis Ben Malik erzählt, ich hörte den Propheten sagen: Gott spricht, wenn ich einen meiner Diener an seinen beiden Geliebten (seinen beiden Augen) schlage und er harret geduldig aus, so vergelte ich ihm den Verlust derselben mit dem Paradiese.

8) Von dem Krankenbesuche der Weiber. Aische erzählt: „Als der Prophet (über den Heil sei!) nach Medina kam, machte er dem Eubekr und Belal einen Krankenbesuch; auch ich ging zu den Beiden hinein und sprach: Väterchen (Aische war Eubekr's Tochter), wie befindest du dich, und zu Belal, wie geht es dir? Eubekr, wenn ihn das Fieber befiel, sagte: Jedem Manne, der Morgens im Kreise seiner Familie erwacht, dünkt der Tod verächtlicher als der Riemen seines Schuhs; Belal, als ich mich von ihm trennte, sagte: o möchte ich doch eine Nacht in meinem Zelte schlafen im Thale, wo rings um mich der wohlriechende Schilf *) und wilder Hirse **) wuchern! Werde ich wohl noch eines Tages schlummern an den Wassern der Liebe? Ich kam dann zum Propheten und erzählte ihm dieses, er sprach: Gott hat mir Liebe eingestößt für Medina wie für Mecca, Gott mache sie stark und gesund, und segne uns ihren Scheffel und ihren Mudd', Er entferne von ihnen das Fieber und die Pest!“

9) Von dem Krankenbesuche der Knaben. „Der Prophet sagte zu Esamet Ben Jesid, dessen Sohn krank war: Gottes ist, was er nimmt und was er gibt, alle Dinge sind bei ihm bis auf den bestimmten Termin (des Lebens), sei geduldig und verlasse dich auf ihn. Der Prophet stand auf und wir standen auf, er legte den Knaben in seinen Schooß, knirschte mit den Zähnen und seine Augen wurden naß; was ist dieses? sagte Saad zum Propheten; er antwortete: Dies ist Barmherzigkeit, welche Gott in das Herz seiner Diener gelegt, denen er sie einflößen will, und Gott erbarmet sich nur seiner Diener, die Erbarmen haben.“

10) Von dem Krankenbesuche der Araber. Der Prophet besuchte einen Araber (Beduinen), der krank lag; er pflegte beim Eintritte zu einem Krankenbesuche zu sagen: Es schadet Nichts, es ist Alles rein, so Gott will! Ich sprach (der Erzähler Ibn Abbas): Nicht doch; hier ist das Fieber, das schüttest und rüttelst den alten Mann, um die Gräber zu Lügen zu strafen. Recht so! sagte der Prophet.

11) Von dem Besuche des Götzendieners. Der Prophet hatte einen Judenknaben zum Bedienten, welchen er als Kranken besuchte; werde Moslim, sagte der Prophet, er ward es und gesundete.

12) Von dem Krankenbesuche zur Zeit des Gebetes und dem Verrichten desselben mit dem Kranken. Der Prophet erhielt, als er krank lag, Besuch von Leuten, mit denen er sitzend das Gebet verrichtete, sie waren aufgestanden, er winkte ihnen, sich niederzusetzen, und als er vollendet hatte, sprach er: Der Imam ist der Vorsteher, dessen Beispiel befolgt werden muß; wenn er sich beugt, so beugt euch, wenn er sich aufrichtet, so richtet euch auf, und wenn er sitzend betet, so betet sitzend.

*) Isbeir Schönäthum auf Türkisch Stroh von Mecca.

**) D'schelil ist wilder Hirse, welche eigentliche Bedeutung des Wortes in Freitag's „arabischem Wörterbuche“ fehlt.

13) Von der Auflegung der Hände auf den Kranken. Saadan erzählt: Ich lag sehr krank zu Mecca, da kam der Prophet mich zu besuchen, ich sprach: O Prophet Gottes! ich lasse Vermögen und nur Eine Tochter zurück, ich gedenke ihr zwei Drittel meines Vermögens zu vermachen und den Rest zu überlassen (der Gemeinde), er sagte: Nein! So will ich denn, sagte ich, ihr die Hälfte vermachen und die Hälfte der Gemeinde überlassen; er sagte: Nein! so will ich ihr denn ein Drittel vermachen und zwei Drittel überlassen; er sagte: Ein Drittel und wieder ein Drittel ist viel, dann legte er die Hand auf seine Stirne, fuhr damit über mein Gesicht und über meinen Bauch und sagte: O mein Gott! mache den Saadan gesund und ende seine Auswanderung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Heilquellen Oesterreichs im Jahre 1837.

(B e s c h l u ß.)

Die Franzensbader Badeliste für das Jahr 1837 enthält nur um 100 weniger als im Jahre 1836. Nach Dr. Conrath, Brunnenarzt im Franzensbad, gaben zu dieser verminderten Frequenz am meisten Veranlassung: 1) der ungewöhnlich kalte und nasse Frühling, der sich weder zu Trink- noch zu Bädereuren eignete; 2) die um diese Zeit ausgebrochene commercielle Crisis, wodurch namentlich dem Franzensbader Curorte eine, in andern Jahren nicht unbedeutende Zahl von Badegästen aus dem Handelsstande entzogen wurde; 3) das aufblühende, mächtiger Empfehlungen und Mittel sich erfreuende Kissingen; 4) die zur Mode gewordenen kalten Waschungen, wodurch anderen, besonders aber Thermalbädern, wie z. B. Tepliz, großer Schaden erwächst*).

Die in den letzten 20 Jahren in Gebrauch gezogenen alkalisch-salinischen Säuerlinge und die zweckmäßiger eingerichteten Bäder, namentlich die Schlamm-bäder sind es, welche den Wirkungskreis von Franzensbad sehr erweitert, und in der letzten Zeit, wo die meisten eisenhaltigen Quellen beinahe verlassen standen, seinen Ruf und Besuch gesichert haben. Auch wird die im Jahre 1837 erst neugefaßte Wiesenquelle ohne Zweifel nicht wenig dazu beitragen, künftig diesen Ruf zu vermehren.

Diese Quelle stand schon früher bei den Bewohnern dieser Gegend in dem Rufe einer stärker lösenden und abführenden Kraft. Durch die deshalb von der hohen Behörde angeordnete und im Frühjahre 1837 bewerkstelligte neue Fassung hat die Quelle nicht nur außerordentlich an Menge des Wassers, sondern auch der Kohlensäure gewonnen. Nach Dr. Conrath's Beobachtung scheint sie in ihren Wirkungen auf den menschlichen Organismus dem kalten Sprudel am nächsten zu kommen, obwohl noch einige Zeit vergehen dürfte, bis sie ganz constant bleiben wird.

In Gastein begann nach dem Berichte des k. k. Physikus Dr. Kiene die Badesaison des Jahres 1837 mit dem Monate Mai und schloß erst mit dem Mo-

* Nach Dr. Conrath's Vorschlag könnten die Quellen von Franzensbad sowohl wegen ihrer niedern Temperatur, als besonders wegen ihrer belebenden und stärkenden Einwirkung auf das Hautorgan in den geeigneten Fällen vorzugsweise zu kalten Waschungen und Bädern benützt werden.

nate October. In der ersten Hälfte der Badezeit zählte man mehr trübe, nasskalte und unfreundliche, als warme Tage. Erst um die Mitte des Juli trat eine anhaltend schöne und warme Witterung ein, welche bei ungemeiner, den Alpengegenden eigenthümlichen Klarheit des Himmels den ganzen August hindurch andauerte. Unsteter verhielt sich die Witterungsbeschaffenheit im September und October, wo Trübung der Atmosphäre, Niederschläge von Regen und einmal von Schnee wieder mit heitern und angenehmen warmen Herbsttagen abwechselten. Die Gesamtzahl der Hilfsuchenden betrug 1042 Personen. In die Curlisten wurden nur jene eingetragen, welche die Badecur regelmässig gebraucht haben. Es fanden sich Curgäste beinahe aus allen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, dann vom Auslande — vorzüglich aus Baiern, Württemberg, Baden, Schweiz, Sachsen, Hannover, Preußen, Holstein, Dänemark, England und Rußland — ein. Zwei russische Familien überwinterten des Curgebrauches halber in Gastein, und liefern neuerdings den Beweis, daß man bei der daselbst fast immer gleichförmigen, mässig kalten Winterwitterung diese Thermalbäder mit Nutzen gebrauchen könne. Hierzu sind auch einige Curchäuser, wie das k. k. Schloß und die neue Prälatur — wo wohl verschlossene Corridors von den Zimmern in die Bäder führen — ganz geeignet, wie denn überhaupt für zweckmäßige Einrichtungen, Vermehrung der Wohnungen und Erweiterung der Anstalten seit zehn Jahren mehr geschehen ist, als im ganzen verfloffenen Jahrhunderte.

Unter den Heilquellen Oesterreichs ist Baden bei Wien die am längsten und schon den Römern bekannte, und von den Bädern Deutschlands kann ihm nur Wiesbaden in dieser Hinsicht an die Seite gesetzt werden. In den letzten zehn Jahren hat, nach Dr. Habel, die Anzahl der Badegäste zwar nicht abgenommen, aber die Besucher aus den höchsten Ständen sind seltener geworden, was sich (wie genannter Arzt meint) leicht durch das Emporkommen neuer Badeorte, von denen Ischl (*) besonders zu nennen ist, und das Ableben Sr. Majestät des Kaisers Franz I. und Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Anton erklärt, denen Baden in geselliger Hinsicht so unendlich viel verdankte. Wenn man die Anzahl der Badegäste in den verfloffenen zehn Jahren (1828 — 38) vergleicht, so sieht man, daß die mittlere Zahl sich auf jährlich 5328 beläuft, und kein bedeutendes Schwanken sich zeigt.

Der Sommer 1837 (mit 5431 Gästen) gehörte zu den zahlreich besuchten, und war durch Lebhaftigkeit des gesellschaftlichen Verkehrs ausgezeichnet. Wie viel von jenen 5431 zu den eigentlichen Curgästen, welche Baden als Heilort besuchten, gehören, läßt sich nicht genau bestimmen. Nach Dr. Habel kann man zwei Drittel mit Sicherheit annehmen. Die atmosphärischen Verhältnisse waren im Ganzen keineswegs günstig; Mai und Juni waren kalt und regnerisch, der Juli unbeständig, der August heiter und warm, ja selbst heiß (bis 85° R. in der Sonne), der September regnerisch und kühl.

Von hoher Wichtigkeit ist die praktische Bemerkung des Dr. Habel, daß im Allgemeinen auch zu große Hitze für den Gebrauch der Schwefelbäder nicht

*) Ueber Ischl im Jahre 1837, bekanntlich einer der glänzendsten Epochen in den Annalen dieses Badeortes, hoffen wir unsern geehrten Lesern bald einen besondern Bericht mittheilen zu können.

zuträglich sei, indem die Nachtheile derselben bei langandauernder sehr warmer Witterung weit eher und häufiger eintreten, als bei niederer Temperatur. Daher steht sich der genannte Arzt veranlaßt, den Wunsch auszusprechen, daß die vor 30 Jahren in Baden herrschende Sitte, vom Mai bis halben Juli zu baden, dann bis Ende August auszuruhen, und noch eine Nachcur im September und halben October zu brauchen — durch die Alles bezwingende Mode wieder eingeführt würde.

Im Jahre 1836 wurde in Baden einem lang gefühlten Wunsche der Badegäste und der Aerzte durch Errichtung einer zweckmäßig errichteten Trinkanstalt entsprochen. Durch eine in hölzernen Röhren geführte Leitung läuft das Thermalwasser aus einer porzellanenen Auslaufsröhre zu Tage, wird dort in Beschern aufgefangen und getrunken. Von Außen ist die Trinkanstalt mit einer geschmackvollen Halle im dorischen Style geziert, um auch in regnerischen Tagen trinken zu können.

M i s c e l l e.

— (Einfluß der Musik.) In dem Militärspitale von Dum-Dum (5 Meilen von Calcutta) hatte Dr. Spry Gelegenheit, zu sehen, wie die Personen, die sich mit dem Fangen der Schlangen abgeben, zu Werke gehen. Er führte, mißtrauisch gegen die Wunder, welche man von der Geschicklichkeit solcher Schlangenfänger erzählte, einen derselben in die Nähe eines großen, vertrockneten Sumpfes, der mit Dornen und Unkraut bedeckt war. Der Schlangenfänger begann nun eine Art von eintönigem Gesumme anzustimmen, schritt langsam vorwärts, während ihm Dr. Spry folgte, um jede seiner Bewegungen beobachten zu können. Sie hatten kaum einige Schritte in dem Unkraute gemacht, als der Schlangenschwörer mit der Hand in einen Dornbusch griff, sie aber bald zurückzog und mit seinem Gesange fortfuhr. Bald darauf griff er wieder zwischen die Blätter, zog daraus eine sehr große Schlange hervor, die er weit von sich warf. Als das Gesumme von Neuem anfing, schien das in voller Freiheit sich befindliche Thier ganz wie bezaubert, und fing an, den Kopf auf eine Weise zu wiegen, die deutlich zu erkennen gab, daß es die Töne vernehme. Bei der Untersuchung ergab sich, daß es eine Klapperschlange (?) war, deren Gifthaken noch im vollkommenen Zustande sich befanden. — „Diese Versuche,“ sagt Doctor Spry, „sind jedoch nicht ohne Gefahr; kurze Zeit vorher waren zwei Schlangenfänger, welche ihre Zöglinge üben wollten, tüchtig gebissen worden. Der Eine starb am Abend desselben Tages, der Andere einige Stunden später.“ (Aus Dr. Spry's „modern India.“)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelm Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 61.

Montag, den 30. Juli 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Unsere Badekuren. — Die Arzneikunde Mohammeds. — Sanitäts-Zustand der französischen Besitzungen in Nordafrika. — Tagesbegebenheiten. — Miscellen.

Unsere Badekuren.

Vom Med. Dr. J. E. Schönaug.

Es entsteht alljährlich mit Abgang des Frühlings in größern Städten eine kleine Ebbe im geschäftigen Treiben der großen Welt, sobald der Wirbel der Mode die Menschenflut auf das Land und in die Kurplätze treibt. Man sollte glauben, daß es diesen allen, die jetzt wie die Heuschrecken nicht selten eine wahre Land- und Dorfpflage zu werden pflegen, nur darum zu thun sei, ihre Gesundheit zu erhalten, oder sonst eine diätetische Lebenspflicht zu erfüllen. Aber dem ist nicht so; es geschieht oft bloß, um einen regelmäßigen Plan zu haben, nach welchem man seine Gesundheit in Unordnung bringen könne, einen Plan, den der Arzt sanctioniren muß. Je mehr die Vernunft sich in Rhapsodien gefällt, desto systematischer wird die Narrheit. Es verleiht dem Körper einen gewissen Adel, eine unnennbare Zartheit, wie es die Mode nennt, nervenschwach zu sein; es ist daher etwas Gemeines, das ganze Jahr gesund zu sein; man muß daher täglich den Arzt beschäftigen, um doch für kränklich gehalten zu werden. Es läßt um so schöner, bei blühenden, rothen Wangen in einem Häubchen und einem Corset leidend zu scheinen; denn was für ein liebender Engel müßte das nicht sein, wenn er erst recht gesund wäre. Ist der Arzt nicht zu bedauern, welcher zu allen diesen Künsten und Thorheiten sein Parere gibt oder — geben muß? —

Der erste Grund zum Uebel wird schon mit der bloßen Wahl gelegt: man wählt ein wirksames Bad, weil man gesehen sein, und folglich an einen Ort gehen will, wo der Zusammenfluß der Kurgäste größer ist; der

Arzt soll seine Beistimmung hergeben; verweigert er sie, so wird ein anderer beliebter Praktiker seine Meinung sagen, und jener nur für eigensinnig erklärt werden. Ist er ein angehender Praktiker und soll er als Begleiter mitgehen, wird er kaum einem solchen Vorhaben abgeneigt sein, da ihm hierdurch Mittel in die Hand gegeben sind, sich hier und da als Arzt einzuführen, und mit der großen Welt in Berührung zu kommen.

Ein Uebel, welches im Anzuge ist, wird uns oft mehr als ein schon vorhandenes in Unruhe versetzen; die Vorbereitungen zu einer solchen Unternehmung setzen vier Wochen voraus in die größte Unordnung. Da man trotz dieser Verkehrtheit von der Wurzel aus dennoch die wirkliche Potenz des finanziellen Wesens im Hause nicht nachweisen lassen will; so geht es wie bei allen Gleichungen dieser Art: das Positive wird ins Negative übersezt. Auf der einen Seite wird ab- oder vielmehr einge-zogen, um von der andern kein Deficit merken zu lassen; dadurch wird ein solcher Abstecher von der gewöhnlichen Regel zur Folge, daß diese von dem Menschen, der bloß ein Gewohnheitsthier ist, nicht so leicht ohne üble Folgen verschmerzt werden kann. Bei der Reise werden ebenfalls solche Maßregeln ergriffen, welche Dekonomie zum Zwecke haben sollen. Das langsame Reisen füllt Wirthen und Fuhrleuten schnell die Säcke; der Tag wird zur Nacht gemacht, die Elemente selbst müssen hilfreiche Hand herleihen, kein Wetter wird gescheut, um durch Zeitgewinn den Geldverlust zu ersetzen. So gelangt man halb und halb zerrüttet, doch nicht ganz zwecklos im Kurorte an.

In stark besuchten Kurplätzen, wo die Wohnhäuser den Winter über leer sind, und zuweilen zu Speichern oder Behältern verwendet werden, sich mit den ersten Schwälben nach und nach füllen und in Paläste umgestalten — müssen die Gäste die leere Wintersaison bezahlen, und je häufiger dieselben sind, desto theurer wird der geringste Winkel bezahlt. Also auch hier muß die Dekonomie aushelfen; man drängt sich in enge Räume zusammen, und schnappt sich gegenseitig das Wischen Luft weg.

Jetzt fangen aber auch die Coteries wechselseitig von Seiten der Gäste an; man will sich an öffentlichen Orten zeigen, sich überbieten, und eine Quelle von geistigen Uebeln eröffnet sich: der Neid mit seinem ewig schleichenden Gifte; Prunksucht, Klatzereien, Verleumdung mit ihren kleintlichen Hänken vergällen die fröhlichen Stunden, welche im Schooße der Zufriedenheit der Gesundheit zuströmen sollen.

Natürlicher Weise wird auch in einer solchen Lage, wo es sich um keine wichtigere Lebensfrage handelt, und man den Feind um so weiter hinter sich glaubt, als er sich unvermerkt in unseren engen Sanitätsbezirk schleicht, auch nicht die gehörige Vorsicht beim Gebrauche der Bäder ange-

wendet, da selbst im gewöhnlichen Zustande ihre energische Wirkung schon etwas stark eingreifend wäre; man badet bei minder gutem Wetter, trinkt die wirksamsten Mineralquellen so unbedacht, als wären sie frisches Bergwasser; aber hier an der Quelle lebt noch der Wassergeist in ihnen, heilsam ist seine Nähe für den Leidenden, doch rächt er sich schwer, wer unnöthiger Weise, keck in sein stilles Reich zu dringen wagt.

Aber auch das Spiel, dieser geheime Zunder aller Leidenschaften, wird in einsamen Stunden, je ungünstiger die Zeit sich zeigt, zu Hilfe gerufen; außer den nachtheiligen Gemüthsaffecten, welche hier rege werden, wenn ausgespielte Trümpfe übersehen werden, ein Stich überzählt, oder eine schlechte Farbe gebracht wird, kommen noch die schädlichen Folgen einer sitzenden Lebensweise, die Nachtheile der eingesperrten verdorbenen Luft hinzu. Diese Unterhaltungen betriegen nicht selten die Ruhe um ihre angenehmsten Stunden, und hiermit wird eine große *Dhnesorgenkur* vernachlässigt, die als Grundlage aller andern betrachtet werden sollte. Dem verpraßten Schläfe greifen die im Voraus schon in Beschlag genommenen Morgenstunden unter die Arme, welche theils zum Baden, theils zu Landparthien verwendet werden, und so tritt in die Unbequemlichkeiten, denen man ausweichen wollte, nur ein richtiges System ein.

Welche Diät, sollte man nicht glauben, herrscht an solchen Orten, welche hauptsächlich darum besucht werden, um der gesunkenen Gesundheit auf die Beine zu helfen? Aber gerade überzeugt man sich nur vom Gegentheil; die Tafeln, welche an solchen Kurplätzen gehalten werden, sind dermaßen beschaffen, daß man leicht verleitet werden könnte, anzunehmen: hier wäre eine Pflanzschule, wo man Gourmands zu bilden beabsichtigte; Mancher, der, zu Hause mit zwei Schüsseln vorlieb nehmend, ein recht diätes Leben führt, glaubt sich berechtigt über die Schnur zu hauen.

Sieht man diese Verkehrtheiten in der Nähe, wie die Menschen mit ihrem höchsten Gute spielen, so kann man es nicht unterlassen, mit *Horaz* zu sagen:

Mein lieber Bala, wisse, daß Musa,
Antonius das warme Bad zu Bajä *)
Soviel als unnütz hält, und mit den dortigen Leuten
Mich ganz entzweit hat — u. f. w.
Denn meine Absicht ist, hübsch glatt als ein echter
Phäazier **) von dort zurückzukommen.

*) Bajä in Italien wurde zu dieser Zeit von den Römern sehr stark besucht; die Gesunden suchten da Vergnügen, wo die Kranken Gesundheit suchten, und wie jene oft unter den Freuden Bajä's Gelegenheit fanden, krank zu werden, so verloren diese, um sich besser zu befinden, oft den Rest der Gesundheit, den sie mitgebracht hatten.

**) D. h. wie ein glatter, wohlgenährter Schmaroger.

Die Arzneikunde Mohammeds.

(Von Hammer-Purgstall.)

(Fortsetzung.)

14) Von dem, was zum Kranken gesagt wird, und von dem, was gegen denselben erforderlich. »Abdallah spricht: Ich kam zum Propheten in seiner (letzten) Krankheit und berührte ihn mit meiner Hand, indem ich sagte: es schüttelt dich heftig, und er sagte: es ist mir bestimmt, daß ich geschüttelt werde wie zwei von euch; ich sagte, dafür wird dir auch zweifacher Lohn.«

15) Vom Krankenbesuche zu Fuß und zu Pferd. »Der Prophet bestieg einen Esel, von Esamet begleitet, um den Sad Ben Ibadet, welcher krank lag, zu besuchen.«

16) Vom Worte des Kranken: Ich habe Schmerzen; oder: Mein Schmerz ist heftiger geworden (während Job gesagt: Mich hat der Schaden berührt, aber du bist der Erbarmendste der Erbarmenden). »Kaab Ben Udschret erzählt: Der Prophet ging an mir vorbei, als ich in Hitze lag; er sprach: belästigt dich dein Schwindel? ich sagte: Ja! er hieß mich den Kopf scheren und ein Opfer bringen.«

17) Vom Worte des Kranken: Hebt euch weg von mir. »Sbn Abbas erzählt: Wir waren (in der letzten Krankheit des Propheten) mehrere Männer bei ihm, darunter Omar Ben el-Chattab, er sprach: Ich will euch eine Schrift schreiben, daß ihr ferner nicht irren sollet; Omar sprach: Den Propheten überwältigt der Schmerz, wir haben den Koran, der uns genug als Gottes Schrift; da wurden die Glieder der Prophetenfamilie unter sich uneins, die einen sagten, laßt den Propheten die Schrift schreiben, welche weiteren Irrthum verhindern soll, die anderen sagten wie Omar, und als sie sich darüber mit vielen Worten stritten, sagte der Prophet: Hebt euch weg von mir!«

18) Von dem, der zu einem Fürsten des Volks geht, daß er ihm die Hand auflege, und über ihn Anwünschungen sage. »Saib erzählt: meine Tante ging zum Propheten und sprach zu ihm: Mein Nefse leidet Schmerzen. Er berührte mein Haupt und wünschte mir Segen, dann wusch er sich, ich trank von dem Wasser, womit er sich gewaschen, ich stand hinter ihm und sah das Siegel des Prophetenthums zwischen seinen Schultern.«

19) Dem Kranken ist verboten, den Tod zu wünschen. »Der Prophet hat gesagt: Keiner von euch wünsche den Tod, wenn ihn ein Uebel trifft, denn er wird ihn ohne Zweifel erreichen. Ein solcher sage: O mein Gott, laß mich leben, so lang das Leben gut, und nimm mich zu dir, wenn der Tod ein Gut! Der Prophet sagte: Keiner kömmt durch seine Handlungen ins Paradies. Die Angeredeten fragten: Auch du nicht? Gottesgesandter! Er sprach: Auch ich nicht, wenn mich nicht umhüllt Gottes Huld und Barmherzigkeit. Keiner von euch wünsche den Tod, denn wenn er wohlthätig, so kann er des Guten noch mehr thun, und wenn er Böses thut, so wird er vielleicht um Verzeihung flehen.«

20) Von der Anwünschung des Krankenbesuchenden. »Der Prophet sagte, wenn ein Kranker zu ihm kam oder er zu einem: O Herr der Menschen, die da leben, du wollest das Uebel heben; heile, du bist der Heilende, es gibt keine Heilung als deine Heilung, eine Heilung, welche kein Rückfall benachtheiligt.«

21) Von der Waschung des Kranken durch den Krankenbesuchenden nach dem Besuche. »Abdallah erzählt: Ich lag krank, da kam der Prophet, goß Wasser auf mich und sagte: Gieß Wasser auf ihn. Ich sagte: Mir bleibt nur noch die Schwäche, wie ist's aber mit der Erbschaft? Da kam der Vers der Erbtheilung vom Himmel.«

22) Von dem, der das Aufhören der Pest und des Fiebers anwünscht. Hier wird nur die schon unter Nr. 8 gegebene Uebersetzung wiederholt.

(Wird fortgesetzt)

Sanitäts-Zustand der französischen Besitzungen in Nordafrika.

Ueber den Zustand der französischen Eroberungen in Nordafrika enthält die preussische Staatszeitung einen größern Artikel, aus dem wir in Bezug auf Quarantaine-Anstalten und Spitäler Folgendes erfahren: Gleich zu Anfang der französischen Occupation war bestimmt worden, daß Fahrzeuge, mit der Reinigung unterworfenen Waren befrachtet, nicht in den Hafen von Algier zuzulassen, vielmehr gehalten sein sollten, ihre Reinigung in einem, mit einem Quarantaine-Hause versehenen Hafen, gewöhnlich auf den Balearischen Inseln, zu bewirken. Im Jahre 1834 setzte der Obersanitätsrath fest, daß giftfangende Waren nicht mehr in ein Quarantaine-Haus ausgeladen zu werden brauchten. Hieraus folgte, daß nun Alles aus Afrika Ankommende nur einer Beobachtungs-Quarantaine unterworfen, und insofern es mit den nöthigen Attestaten über seine Unverdächtigkeit begleitet war, in allen Häfen Frankreichs zugelassen werden konnte — ein Beispiel, das bald in mehreren andern Ländern Nachfolge fand.

Als die Cholera im Jahre 1835 zu Toulon ausbrach, bestimmte die Gesundheits-Commission zu Algier, daß alles aus jenem Hafen Eintreffende einer Beobachtungs-Quarantaine von 10 Tagen unterworfen sein sollte. Eben so wurde bei dem Ausbruche der Pest im Oriente festgesetzt, daß Alles, was aus Tunis eintraf, einer Quarantaine von 20 und 15 Tagen, je nachdem es leicht ansteckbar war oder nicht, zu unterwerfen sei. Von der Strenge der französischen Quarantaine-Anstalten zeugt der Umstand, daß zur Zeit des Abganges der Expedition nach Constantine, als die Nachricht von dem Ausbruche der Cholera in Marseille nach Vona gelangte, dem 12. französischen Linien-Infanterie-Regimente, welches während des Bestehens der Krankheit von Marseille abgegangen war, eine zehntägige Quarantaine auferlegt wurde. Erst auf Verwendung des Gouverneurs und im dringenden Interesse der Militär-Operationen ward dieselbe auf fünf Tage ermäßigt.

In Bezug auf Militärspitäler in den französischen nordafrikanischen Besitzungen ist bemerkenswerth, daß in den Jahren 1831 — 37 in die Spitäler

der Plätze Algier, Oran, Bona, Bugia und Mostaganum 224,822 eingebracht und 207,331 entlassen worden sind. Gestorben sind in den gedachten Jahren von den Eingebrachten 16,482. Die Zahl der Todten war im Jahre 1837 wegen des Eindringens der Cholera in die Provinzen Algier und Constantine am stärksten, indem nur allein in diesem Jahre 4500 Todesfälle vorkamen. Bei den Krankheiten fanden in den Jahren 1835, 1836 und 1837 folgende Verhältnisse Statt: Fieberkranke 16 Zwanzigstel.

Blessirte 3 —
Kräßige und andere syphil. Formen . . . 1 —

Man darf jedoch das afrikanische Clima nicht als Ursache des starken Verhältnisses der Fieberkranken betrachten; denn zu diesem wurden auch die von der Cholera Ergriffenen und alle die Kranken gerechnet, deren Uebel nicht in einer Blessur oder Krätze bestand. Auch sind die großen Strapazen und die außergewöhnlichen Arbeiten, welche die Truppen verrichten mußten, so wie der Umstand hierbei in Anschlag zu bringen, daß, wegen Mangel an Casernen, die Truppen theilweise in schlechte Gebäude oder Zelte untergebracht werden mußten. Mit Ausnahme der Stadt Bona, die wegen der sie umgebenden Moräste ungesund ist, sind die meisten Theile der von den Franzosen besetzten nordafrikanischen Länder gesunder als manche Garnisonen in Frankreich. So finden sich verhältnismäßig mehr Kranke jährlich in Rochefort, La Rochelle, Dunkirchen, Gravetins als in Afrika.

Tagsbegebenheiten.

— Die Witwe des Doctor Franz Horn (eine geborne Gedike) hat, Nachrichten aus Berlin, vom 8. Juli zu Folge, um den Wunsch ihres Gatten zu erfüllen und aus eigenem Mitgefühl für die Leiden bedürftiger Kranken, und für die Hemmungen, denen die Entwicklung des jugendlichen Talentes unter körperlichen Uebeln und Mangel an Geldmitteln ausgesetzt ist, für den Fall ihres Todes der königl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin ein Capital von 5000 Thalern geschenkt, aus dessen Zinsertrag würdige und bedürftige kranke Studierende der Universität Unterstützung erhalten sollen.

— Briefen aus New-York, vom 25. Juni zu Folge, soll sich seit einigen Tagen daselbst das gelbe Fieber wieder zeigen.

— Die Wissenschaft und die Humanität haben einen gleich großen Verlust erlitten. Herr Starb, Mitglied der medicinischen Akademie in Paris, ist gestorben. Er hat dem Pariser Taubstummen-Institute, bei welchem er seit einer Reihe von Jahren angestellt war, eine immerwährende Rente von 8000 Franken hinterlassen.

— Das „Journal de Smyrne“ meldet aus Smyrna, vom 25. Juni: „Die Cholera ist in Alexandrien von Neuem ausgebrochen und mehrere Eingeborne und Europäer sind derselben unterlegen. Die Pest scheint aufgehört zu haben, wenigstens wird von keinen weiteren Erkrankungen gemeldet.“

— Die im Kößliner Regierungsbezirke unter dem Klauenviehe herrschende Krankheit — die Maul- und Klauenseuche — hat sich auch fast in allen Kreisen des Stettiner Regierungsbezirkes gezeigt, obwohl sie meist gutartig und

ohne Sterbefälle auftritt. Auch in ganz Ostpreußen ist sie in verschiedenen Ortschaften unter dem Rindsvieh und unter den Schweinen, so wie in Sachsen, in mehreren Kreisen des Merseburger Regierungsbezirkes, in der Gegend von Wittenberg und Torgau, ausgebrochen.

Miscellen.

— Von den Salinenbeamten in Rösen und den Mühlenbesitzern in Merseburg ist das Wellenbad als ein Surrogat des Seebades eingeführt worden. Die Vorrichtung hierzu besteht in einem, unten und zu beiden Seiten von Bretwänden, hinten und vorn jedoch durch senkrecht stehende, vier Zoll von einander entfernte Latten gebildeten Badekasten, der mit drei Fuß Wassertiefe in einem Flosse von langen Baumstämmen befestigt, von einem Badehäuschen bedeckt, und durch Taus oder Ketten einem Mühlengerenne so nahe gehalten wird, daß die Wellen bequem durch die Latten (deren vordere Wand das Niveau des Flosses um 1 — 1½ Fuß überragen muß) einschlagen können. Im Kasten zweckmäßig angebrachte Handhaben unterstützen die Haltung des Badenden gegen den Andrang der tobenden Wassermasse. — Das Baden im Wellenbade unterscheidet sich nach Dr. Wasedow (Medic. Zeit. 1837. Nr. 46) von dem im Flusse dadurch, daß der Körper einem ungleich stärkern Drucke, ferner einer Art von Percussion ausgesetzt ist, welche eine auffallende Röthung, vermehrtes Wärmegefühl und Turgescenz der Haut zurückerlassen, — endlich noch durch die Gymnastik, zu welcher das ganze Muskelsystem, vorzüglich die Muskeln der Athmungsorgane und die Lungen selbst aufgefordert werden, wodurch vielleicht auch durch die in diesem tobenden Gemisch von Luft und Wasser frei werdende Reibungselectricität, jene heitere Gemüthsstimmung bedingt wird, mit welcher die Badenden das Wellenbad verlassen. Die das Floß haltenden Taus und Ketten dürfen nicht zu tief am Mühlengerenne befestigt sein, weil sonst bei steigender Fluth das Floß überschwemmt, und die Cajüte abgerissen werden kann.

— Andrew Brown erzählt den Fall von Rogkrankheit bei einem Soldaten in Irland, Namens Wels. Derselbe war Dragoner-Corporal, ein kräftiger Mann von 38 Jahren, während seiner 19jährigen Dienstzeit stets gesund, und soll vor seinem Erkranken ein rosiges Pferd gewartet, und nachdem es abgestochen war, abgehäutet haben.

— Das sogenannte Bahrrecht, oder der Glaube, daß die Wunde eines Getödteten bei Berührung des Mörders blute, scheint nach Friedreich eine nicht uninteressante psychische Bedeutung, und seine erste Entstehung in der schon in den ältesten Zeiten vorkommenden, und in neuerer Zeit wieder auftauchenden Ansicht von dem Verhältniß des Blutes zur Seele zu haben, so daß wir, so weit die geschichtlichen Forschungen reichen, öfter finden, daß dem Blute eine besondere psychische Bedeutung gegeben wurde.

— Dr. Dietrich in München hat in neuester Zeit vergleichende Versuche in Bezug auf den Einfluß der verschiedenen quantitativen Abstufungen der Luftelectricität (ohne Rücksicht auf deren Spannung) auf die Erzeugung epidemischer Krankheiten angestellt. Als Resultat dieser Beobachtungen ergab sich, daß zu einer Zeit, wo gallige Krankheiten häufig vorkamen, das Schweigger-Nobis-

lische Galvanometer viel positive Elektrizität anzeigte, während das gegen die gespannte Elektrizität so empfindliche Bohnenberger'sche Elektroskop bewegungslos blieb, obwohl Dr. Dietrich mehrere Vorkehrungen getroffen hatte, um die Elektrizität zu verdichten.

— Aus der Reihe scharfsinniger Aphorismen von Walther (in dem von demselben und Gräfe herausgegebenen Journal für Chirurgie und Augenheilkunde) theilen wir folgenden, sehr beherzigenswerthen, in Bezug auf künstliche Beleuchtung, auszugsweise mit: Das menschliche Auge ist so wenig als irgend ein Thierauge von der Natur zu einer immerwährend fortgesetzten Anstrengung (wie beim Lesen, Schreiben, Sticken u. s. w.) gebaut, und mit der hierzu nöthigen Sehkraft ausgestattet. Eben so wenig hat die Natur bei Erschaffung des Auges an die künstliche Verlängerung des Tages durch Kerzenlicht gedacht. Jede künstliche Beleuchtung ist an und für sich widernatürlich, für das gesündeste Auge belästigend und schädlich; nur dann hat sie weniger Nachtheile, wenn sie dem Tageslichte und der Art seiner Ausbreitung ähnlicher gemacht wird. Deshalb muß bei der künstlichen Beleuchtung der lichtausstrahlende Körper sich wenigstens über der horizontalen Ebene der Augen befinden; es muß eine gleiche Lichtvertheilung durch die Vervielfachung der Flammenkegel der brennenden Kerzen u. s. w. erzielt werden; alle, das Licht zurückwerfenden Gegenstände sind zu entfernen. Da diese Bedingungen zur Erhaltung guter Augen wohl schwerlich immer vorhanden sein können, so ist gar nicht zu verwundern, warum bei so vielen jungen Leuten die Sehkraft geschwächt ist.

— Der deutsche Naturforscher Dr. Helfer hat in der Nähe der Stadt Altchan, bei Moulmein (in Ostindien), heiße Quellen entdeckt, von denen er glaubt, daß sie für die vielen Hautkrankheiten, denen der Europäer in den tropischen Klimaten unterworfen ist, sehr heilsam wirken könnten.

— Von Doctor Gosse aus Genf sind kürzlich Bemerkungen über die orientalische Pest vom Jahre 1827 und 1828 in Griechenland erschienen, die nicht allein für Aerzte von hohem Interesse sind, sondern auch für alle Regierungen, welche Anstalten gegen die Krankheit errichten oder erhalten. Dr. Gosse behauptet, die Pest habe sich nur in Folge des Einfalles der ägyptischen Armee in Morea über Griechenland verbreitet. Auch behauptet er, daß die Incubation dieser Krankheit, d. h. die Zeit zwischen dem Augenblicke, wo Jemand den Keim der Krankheit empfängt, und dem Augenblicke, wo sie sich zeigt und ausbricht, nie über zwölf Tage dauere. Die Mittheilungsart geschieht nach ihm theils durch Berührung, theils durch den Hauch.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. E. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. E. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. E. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 62. Donnerstag, den 2. August 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Ueber das Einschnüren des Leibes neugeborner Kinder. — Doctor Chanmergy.
— Literatur. — Miscellen.

Ueber das Einschnüren des Leibes neugeborner Kinder.

Vorzüglich an Mütter und Ammen gerichtet. Von B. Schmidt.

Um die Menschen von alten Gewohnheiten und tiefeingewurzeltten Vorurtheilen abzubringen und zu bekehren, reicht es nicht immer hin, die betreffenden Thorheiten bloß durch Vernunftgründe zu beleuchten, und so die Verirrten in die Bahn des Wahren und Nützlichen zu leiten; viele können nur durch öfter vorgeführte schlagende Beweise oder selbst schmerzlich empfundene Erfahrungen von ihrem Irrthume geheilt werden.

So ist es von den Aerzten schon längst einstimmig erkannt, und oft deutlich und eindringend erklärt worden: daß das übliche Einschnüren des Leibes neugeborner Kinder, das sogenannte Einfaßchen derselben, wie es heut zu Tage leider noch immer viel zu häufig (wenn auch nimmer so allgemein, wie einst, und in der gebildeten Welt größtentheils ausgemerzt) üblich ist, und wobei mittelst einer gewirkten, mehrere Ellen langen Binde gewöhnlich Brust und Unterleib völlig zu einer cylinderförmigen Masse zusammengepreßt werden — als: allen Naturgesetzen zuwider, für des arme Kleine höchst lästig und peinvoll; und oft auch für die Gesundheit, ja selbst zuweilen für das Leben desselben verderbend sein müsse.

Denn wem ist es nicht einleuchtend, und wer wird es bezweifeln können, daß durch ein solches widernatürliches Einwickeln und Zusammenpressen des Leibes die Circulation des Blutes gehemmt, und in Folge dessen Blutcongestionen nach dem Kopfe Statt finden müssen; wodurch sowohl zu Schlagflüssen, als auch zu Gehirn- und Augenentzündun-

gen, zum hitzigen Wasserkopfe, zu intellectuellen Störungen zc. Anlaß gegeben, oder doch der Keim hierzu gelegt werden kann, ein Keim, der uns zuweilen auch noch in späteren Jahren mit seinen traurigen Früchten beschenkt? —

Wie können sich ferner die Lungen vollkommen entwickeln, wenn man den Brustkasten (und dieser wird durch das gewöhnliche Einsatschen jederzeit, wenigstens in seiner untern Hälfte mit eingewickelt, und dies um so mehr, als es sich häufig ereignet, daß sich die Winde nach längerem Anliegen vom Unterleibe weg, gänzlich auf die Brust, oft bis unter die Arme hinauf, verschiebt, und so auf jenen allein einwirkt), fort-dauernd zusammengedrückt erhält; ihn so in seiner freien Bewegung und Ausdehnung hemmt, und dadurch diesem, wie den Lungen, das Hauptbedingniß zur nöthigen Ausbildung raubt? — Wie viele Engbrüstige, Bluthuster, Lungenleidende und an organischen Fehlern des Herzens Kranke entkeimen nicht eben wieder aus dieser und keiner anderen Quelle! —

Endlich: welche üble Folgen muß nicht auch noch jene naturwidrige Bandage durch ihr Zusammenschnüren des Unterleibes, insbesondere in diesem, oft nach sich ziehen? So sehen wir die Leber, die bei Neugeborenen besonders groß ist, hierbei am meisten theilhaftig. Ein andauernder Druck, dessen dieselbe hierdurch ausgefetzt ist, gibt nicht selten zur Entzündung derselben, zu gastrischen Störungen, zu Gelbsucht und Rothlauf zc. Anlaß. Ueberdies werden auch noch die übrigen Unterleibsorgane zusammengedrückt, gequetscht und in ihrer Entwicklung gehemmt; so wie auch das Lumen aller Gefäße beengt, und so der Grund zu mannigfaltigen Uebeln gelegt; insbesondere dürfte nur zu oft hierin der Keim zu Hämorrhoidalleiden, zur Hypochondrie und Hysterie zu finden sein.

Wenn es also keinem Zweifel mehr unterliegt (wofür Vernunft und Erfahrung bürgen), daß jenes besprochene Einsatschen so viele üble Folgen nach sich zieht; so kommt man doch auch nothgedrungen zu der Frage: welches denn die Vortheile desselben sind, die man allen jenen großen Nachtheilen entgegen zu stellen im Stande ist, und wodurch man doch einigermaßen das Nachahmen jener alten Gewohnheit zu rechtfertigen sucht?

Die für die Eitelkeit ihres Kindes besorgte Mutter erwidert uns, daß sie ihm auf diese Art zu einem der Mode gefallenden schlanken Körperwuchse verhelfen wolle; — indeß uns die weise Großmutter versichert, hierdurch der möglichen Entstehung eines Bruches (Hernia) vorbeugen zu müssen.

Bei einer kritischen Betrachtung dieser beiden einzig und allein nur für das Einfatschen sprechenden Beweggründe müssen wir jedoch erklären, daß, so gewissenlos das erstere dieser Motive ist, eben so irrig und den Zweck verfehlend das letztere sei.

Denn zugegeben, daß man durch jenes Einfatschen und ein solches fortdauernd unterhaltendes Zusammenschnüren des Körpers einen schlanken Wuchs erzielen könne (was trotz dem nicht immer möglich ist); darf denn eine Mutter so gewissenlos handeln, und die Gesundheit ihres Kindes in die Schanze schlagen, um einer thörichten Mode zu fröhnen?! —

Wie kann sich selbe vertheidigen, wenn hierdurch Krankheiten, Siechthum, oder wohl gar der Tod ihres Kindes erfolgt? —

Würde man öfter diese Krankheitsquelle klar und für Jedermann erkennbar und überzeugend nachweisen können, so dürfte man bald allgemein zur wahren Einsicht gelangen, und weit schneller zum Zwecke kommen; da aber die Natur bei ihrem dunklen Walten nicht jedem oberflächlichen Beschauer sogleich die Wahrheit erblicken läßt, sondern mit größter Aufmerksamkeit eifrig und andauernd studirt sein will, und daher auch nur für so geübte Forscher zugänglich ist, so muß man erklären, daß es nur die leidige Unwissenheit, oder der hier Verderben bringende Unglaube ist, daß so viele Mütter nicht zu dem trostlosen Bewußtsein gelangen, mit jener Bandage die Ursache so vieler Leiden zu sein, in welchem Falle sie dies nur zu oft zur Verzweiflung führen müßte.

Was dann die zweite Meinung betrifft, daß nämlich jenes Einfatschen als Vorbeugungsmittel gegen Brüche dienen soll, so muß dagegen erwidert werden: Wenn schon der Unterleib und insbesondere die Nabelgegend eines neugeborenen Kindes in der erstern Zeit — bis der Nabel fest vernarbt ist — eines der zu starken Ausdehnung der Bauchwandungen widerstrebenden Schutzverbandes benöthiget (was wir auch gerne zugeben), zu diesem Zwecke dennoch nicht das gewöhnliche Einfatschen dienen dürfe; da:

1. Jenes Einfatschen, wie schon bemerkt, zu viele Nachteile mit sich führet, als daß man es eines einzigen Zweckes wegen beibehalten dürfte.

2. Jener beabsichtigte Zweck höchstens hierdurch nur in so fern erreicht wird, als es sich von Nabelbrüchen handelt; dagegen aber oft zu Leisten- und Hodensackbrüchen vermöge des Zusammenschnürens des ganzen Unterleibes und des Hinabdrängens der Eingeweide in die unterste Bauchgegend Anlaß gegeben wird; und wir endlich

3. zu jenem Zwecke mit einem einfacheren, keine nachtheiligen Nebenwirkungen übenden Verbands auslangen; und auch überdies eigens hierzu

verfertigte, ganz zweckmäßige Verbandmittel, die sogenannten Bauch- oder Leibbinden besitzen, welche den Bauch in seinem ganzen Umfange in sich aufnehmen und ihn gleichmäßig unterstützen, ohne ihn theilweise einzuschnüren, oder wohl gar die Brust zu beengen.

Bernunft und Erfahrung lehren uns nämlich, daß die Bekleidung des Kindes wohl warm, aber keineswegs die freien Bewegungen hemmend sein soll; der Nabelstrang auf die linke Seite des Bauches zu legen, der Nabel bis zu seiner völligen Verheilung mit einer Compresse, d. i. mit einem vierfach zusammengelegten Leinwandläppchen, zu bedecken, und das Ganze mit 2 — 3 Touren einer Cirkelbinde leicht zu befestigen sei; ferner man auch in den erstern Wochen nach der Geburt von der oben bemerkten Bauchbinde mit Vortheil Gebrauch machen könne; das durch mehrere Monate übliche Einfatschen aber, welches gewöhnlich den ganzen Körper des Kindes umfaßt, als qualtvoll, schädlich und verderblich wirkend zu verwerfen ist.

So gewiß es nun ist, daß alle diese Bemerkungen richtig und wahr sind; so oft auch schon die Mütter und Ammen hierüber belehrt worden sind; und so sehr man sich beeifert, jenes naturwidrige und schädliche Einfatschen gänzlich auszumärzen; so ist es jenen wohlmeinenden und edlen Bestrebungen doch noch immer nicht gelungen, dieses Ziel vollkommen zu erreichen; weshalb ich neuerdings hierauf aufmerksam mache, und zur mehreren Bekräftigung des Gefagten einen Krankheitsfall mittheile, welcher sich erst vor kurzer Zeit ereignet hat.

Ich wurde nämlich Nachts zu einem Kinde gerufen, welches vor fünf Tagen geboren worden war, nun aber schon drei Tage unausgesetzt durch Jammern und Schreien auf's Aeußerste beunruhigte; wovon man sich jedoch die Ursache um so weniger erklären konnte, als dasselbe wohlgebildet und gesund ausah, und alle sonstigen Verrichtungen naturgemäß vor sich gingen. Meine erste Anordnung war, das Kind völlig entkleiden zu lassen; und nun ward auch sogleich die Ursache dieses schon mehrtägigen Leidens offen und klar. Das arme Kind war nämlich der ganzen Körperlänge nach so fest und unnachgiebig eingefatscht, daß es sich weder regen noch bewegen konnte, und diesmal der besondere Nachtheil hieraus erwuchs, daß der zum Theile noch wunde Nabel andauernd gedrückt und gequetscht wurde, in Folge dessen er sich entzündete, und zu jenem Schmerz und kläglichem Geschrei Anlaß gab.

Augenblicklich, als man das Kind von jener naturwidrigen Bandage befreite, hörte dasselbe auf zu jammern, wurde ruhig und genoß bald eines schon zu lange entbehrten, und nun um so mehr erquickenden Schlafes. In wenigen Tagen erfolgte dann auch die Heilung und Vernarbung des

Nabels, dessen auf jene Weise so arge Beleidigung hier bald zur höchsten Gefahr geführt hätte.

Es fehlt uns nicht an ähnlichen Beispielen, welche die nachtheiligen Wirkungen eines solchen Druckverbandes auf directem Wege vor Augen stellen; alle jene oben angegebenen entfernteren üblen Wirkungen aber, welche leider nicht eben so klar und deutlich überweisend erscheinen, sind darum keineswegs weniger wahr, und kommen noch häufiger vor als diese.

Wenn sich daher Vernunft und Erfahrung so sehr gegen eine Sache vereinen, sollte man glauben, daß dies Alles noch nicht hinreichend sei, derselben allgemein das Verbannungsurtheil zu sprechen? — Und doch ist es so, doch können sich noch immer Viele nicht vom Einfatschen der Kinder lossagen, von jener alten üblen Gewohnheit, welche die armen Kleinen so vielen Qualen aussetzt und den Keim zu so mannigfaltigen Krankheiten legt.

Dürfte es denn unter solchen Verhältnissen noch immer nicht bald zu erwarten sein, daß man endlich allerseits aufhört, jenes verderbliche Einwickeln nachzuahmen? —

Mögen die Mütter und Ammen das hier Gesagte beherzigen und darnach handeln.

Doctor Chanmergy.

(Ein Charaktergemälde *).

Der Doctor Chanmergy galt bei Allen, welche ihn kannten, für einen gefürchteten Arzt, und zwar mit Recht. Zwar achtete Jedermann sein Talent und seine Kenntnisse, denn er war trotz der Bizarrieren seiner Laune ein praktischer Arzt von dem unbestrittensten Verdienste; aber man mußte sehr viel Muth besitzen oder sehr krank sein, um ohne Schrecken den Entschluß zu fassen, sich seiner Sorge anzuvertrauen. Bloß wenn ein Kranker überzeugt war, daß das Leben mit all' seinen Schwächen und seinem Elende das einzige Positive, und das Beste hiernieden sei, konnte er sich entschließen, seine Rettung von Doctor Chanmergy zu verlangen; aber dann mußte man sich auf den starrsten und kältesten Blick, gefaßt machen, einen Blick, der, tief und enthüllend, Alles sah und durchdrang.

Hochgewachsen, trocken, braun, kahl, mit halbgeschlossenen Augen, strengem Munde, starker Stimme, so war der Doctor oder vielmehr der Baron Chanmergy; denn obwohl er nicht von Geburt aus adelig war, so hatte ihn doch der König wegen der ausgezeichneten Dienste, welche er der Menschheit und der Wissenschaft geleistet hatte, dazu gemacht. Nebstdem war er Mit-

*) Frei nach dem Französischen.

glied der meisten Akademien der gelehrten Welt, so wie auch Ritter der höchsten Orden von Europa.

Trotz diesem Allen war es eine der niedrigsten Classen der Gesellschaft, aus welcher dieser Mann, der so hoch stieg, hervorgegangen war, und zwar zu einer Zeit, wo es nicht leicht war, sich emporzuschwingen, nur Talenten vom ersten Range und dem Genie möglich war, sich einen bedeutenden Platz zu erringen.

Schon von Geburt an verwaist und allen Mängeln des Lebens preisgegeben, hatte *Teophile Chanmergy* Verstand genug, zu sich selbst zu sagen, daß der Mensch auf dieser Erde nie ohne Stütze sei, wenn er es sich nur zum Gesetze macht, bloß auf sich selbst zu bauen. Seine Armuth lehrte ihn bei Zeiten, daß *Arbeit* sowohl die heiligste der Pflichten, als auch die unerschöpflichste Hilfsquelle sei. Zugleich lehrte ihn seine Einsamkeit, das *Studium* unter allen Gütern, nach welchen der Mensch strebt, das einzig wahre und das edelste sei, weil es das einzige ist, welches uns nicht betrügt, und endlich das einzige, welches keine Reue zurückläßt. Die Arbeit verschaffte ihm Wohlstand, das *Studium* machte ihn berühmt, und sein wohlbegründeter, unangefasteter Ruf öffnete ihm leicht die Bahn zu Reichthümern und zu Ehren.

Wenn man den *Baron Chanmergy* zum ersten Male bei der Ausübung seiner Kunst sah, so schien es eher seine Absicht zu sein, Schrecken zu erregen, als das Zutrauen zu gewinnen; man holte ihn daher auch nie, außer in den verzweifeltsten Fällen und in dem Augenblicke, wo man auf Niemanden als auf Gott hoffen durfte.

Aber diese Rauheit, welche man ihm so sehr vorwarf, dieser unerschütterliche Ernst, vor welchem Alles erstarrete, war nur *Schein*, nur Oberfläche, und drang nicht tiefer ein; denn, wenn im Cirkel der Seinigen ein Schmerz oder eine Freude der Familie, die unverhoffte Zurückkehr oder der unwiederbringliche Verlust eines Freundes diese kalte Rinde schmolz, dann entwickelte sich ein wahrhaft edles und fühlendes Herz, und man sagte dann nicht bloß: der *Baron* ist ein mit Recht berühmter Arzt; sondern man fügte auch hinzu, daß er unendlich gut und der unbegrenzten Achtung, Freundschaft und des Zutrauens würdig sei. Man sah dann wohl, daß er nicht bloß einen Kopf zum Denken, sondern auch ein Herz zum Lieben und Dulden hatte.

Seine ihm zur Religion gewordene Genauigkeit gegen seine Patienten, ob diese nun Paläste oder baufällige Hütten bewohnten, häufte seine Arbeiten außerordentlich. Ein *Slave* der Pflichten, welche ihm sein Stand auferlegte, hätte er sich einer bösen Handlung schuldig gehalten, wenn er seiner, nur zu sehr geschmälernten Ruhe eine Stunde seiner schaffenden Thätigkeit aufgeopfert hätte. Anders war es jedoch, wenn er den Schauplatz des ärztlichen Wirkens auf einige Augenblicke verließ und sich dem behaglichen Zauber des Privatlebens hingab.

Aber welcher sonderbare und betrübende Gegensatz; hier in dem Heiligthume seines häuslichen Lebens, in dem sich seine Seele so wohl befand, wo er, die Last seiner ärztlichen Würde vergessend, fühlte, daß das Leben süß und leicht zu tragen sei, wenn man es mit einem Andern theilt und Beide einander dasselbe erleichtern; hier war eine schöne, junge und reiche Frau, der weder die Liebe ihres Gatten, noch die Genüsse des Luxus und der Eitelkeit, noch die Huldigungen der schmei-

chelnden Welt fehlten. Aber obwohl von Allen geliebt, von Allen beneidet, war diese Frau doch nicht glücklich; sie verschloß ihr Auge der schönen Wirklichkeit, fand ein Vergnügen daran, die düstere Hülle der Traurigkeit um sich zu werfen und sich so von dem wahren Glücke immer mehr und mehr zu entfernen.

Doch, um nun auf den Doctor zurückzukommen, wer wird jenes sonderbare Wesen im menschlichen Geiste erklären können? Der wahre, ausgebildete Arzt ist ein geborner Beobachter; seine Studien, die Liebe zur Kunst, die Pflichten seines Standes entwickeln dieses natürliche Talent für Beobachtung immer mehr; daher sieht sein geübter Blick überall, nur nicht an sich selbst, das versteckte Uebel, selbst unter der Hülle der blühendsten Gesundheit. Während jener so scharfsichtige und so wohl unterrichtete Arzt alle Geheimnisse der Seele und des Körpers kennt, leidet seine von ihm über Alles geliebte Mathilde, schwindet dahin, verliert ihre lebhaftige Farbe und den lebendigen Glanz der Augen, ohne daß er, durch ihr sich gleich bleibendes Lächeln getäuscht, etwas sieht oder befürchtet. Ihm erscheint sie täglich gleich blühend, gleich schön, und wie er sie den ersten Tag sah, so glaubt er sie noch immer zu sehen. Was fruchtete also hier das Licht der Wissenschaft? Ist es vielleicht doch wahr, daß Alles in der Liebe dazu dient, uns zu täuschen?

Lag aber vielleicht nicht in dem Irrthume des Barons etwas von dem angeborenen Egoismus, welcher seit der Schöpfung dem Schlamme, aus dem wir herausgebildet wurden, beigemischt ist? Ganz beschäftigt mit einem Glücke, welches ihm genügte, hütete er sich vielleicht wohl ein Unglück zu argwohnen, welches seine männliche Eitelkeit nicht für möglich hielt.

Ohne Zweifel bedurfte es nur eines Augenblickes und des Zuckens eines schnellen Blickstrahles, um den Schleier zu zerreißen, welcher ihm die Wahrheit verhüllte; aber dann verdankte er bloß dem Zufalle das aufklärende Licht, und eben der Zufall, welcher Alles zu seiner Zeit an das Licht bringt, that dasselbe endlich auch für ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r .

Theoretisch-praktisches Handbuch der Heilquellen-Lehre, nach dem neuesten Standpunkte der physikalischen und physiologischen Wissenschaften, so wie nach eigenen ärztlichen Erfahrungen, systematisch bearbeitet von August Wetzler, Med. Doctor und praktischem Arzte in Berlin. (Berlin, 1838. Wien, bei Gerold. 2 Theile.)

Die Lehre von den Quellen und ihrer Entstehung ist in den neuesten Zeiten, wo man immer mehr die Heilkraft derselben würdigt, ein vorzüglicher Gegenstand des Forschens für Geologen und Aerzte geworden. Das eben genannte Werk hat es sich zum Thema genommen, alle auf jene Untersuchung Bezug habenden, und das höchste Interesse gewährenden Fragen zu erörtern und mit möglichster Rücksicht auf den Standpunkt der physikalischen Wissenschaften zu beantworten. Nicht nur Aerzten und Naturforschern, sondern jedem Gebildeten überhaupt, dringt sich bei dem Bewunderung einflößenden Anblicke einer fortwährend sprudelnden Heilquelle die Frage auf: Woher diese pulsirende Bewegung, diese Wärme, diese Salze u. s. w.? Im genannten Werke sind alle Fortschritte

der Physik und Chemie zur Lösung dieser interessanten Fragen benützt worden, und ein geistreicher Mann sprach sich über die glückliche Ausführung der Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, dahin aus, daß er sagte: Der Verfasser habe den Ausbruch der Heilquellen zu einem begreiflichen Phänomen gemacht. Auch über die höchst wichtige Frage: „Woher die Heilkraft dieser Quellen?“ hat der gelehrte Verfasser mit Benützung Alles dessen, was über diesen Gegenstand Gedienees vorliegt, zu lösen sich bemüht.

— m —

Miscellen.

— In der letzten Sitzung der Academie des Sciences zu Paris wurde über ein neues chirurgisches Mittel, große Wunden zu heilen, Bericht erstattet. Dieses besteht in erwärmter Luft, die in einer Höhe von 35—36 Grad (des hunderttheiligen) mittelst einer Lampe erhalten wird, und verdient besonders bei Wunden amputirter Glieder gebraucht zu werden. Man gibt das Glied in eine Schachtel, wo dieser Wärmegrad erhalten wird, und läßt den Druck der Luft auf die Wunde wirken, die nur leicht verbunden wird. M. Breschet trägt seine Erfahrungen hierüber vor, die er und Dr. Jules Guyot sich durch solche Behandlungen in ihrem Spital gesammelt. Das Resultat ist: daß nach 14 Tagen die Wunde eines amputirten Schenkels ganz vernarbt war, und der Patient war ein Mädchen von 14 Jahren und von einer äußerst schwächlichen Gesundheit. Am vierten Tage schon stellte sich der Appetit mit solcher Energie ein, daß man ihr zu essen geben mußte. Ein zweites Beispiel war ein Mann von 60 Jahren, dem man das Bein abnahm, und der sich in eben dieser Zeit erholtete.

— 47 —

— In jeder Lebensweise gibt es Beispiele von sehr langem Leben, dem selbst der Wechsel der verschiedensten Himmelsstriche nichts anhaben konnte. So ist jetzt nach dem „London Dispatch“ zu Joppa bei Edinburg ein Sergent, Namens Wright, in einem Alter von hundert und zehn Jahren gestorben, der den französisch-canadischen und den Unabhängigkeitskrieg von Amerika mitgemacht. Er war Augenzeuge des Todes des Generals Wolfe's in den Ebenen d'Abraham, und sah den Prinzen Carl in Holy-Rood. Er hinterläßt einen sehr greisen Sohn, der als katholischer Priester zu Montréal lebt.

— 47 —

Berichtigung. In Nr. 50, Seite 488, Zeile 80 von oben muß es heißen. Denn sie sind nicht fähig gemacht worden u. s. w., so wie Seite 482, Zeile 20 größte — statt höchste Vortheil.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprecht'splatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 63.

Montag, den 6. August 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Warnung vor schädlichen Einflüsterungen bei Krankheitsfällen — Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt. — Doctor Chanmergy. — Tagesbegebenheiten.

Warnung vor schädlichen Einflüsterungen bei Krankheitsfällen.

(Von S. Dollmayer.)

Da nur zu häufig durch unzeitige Einflüsterungen heillustiger Personen die Gesundheit mancher Patienten untergraben, ja oft sogar der Tod derselben herbeigeführt wurde; so kann man nicht oft und nachdrücklich genug die Kranken und deren Umgebung vor solchen Personen warnen, die sich aller erdenklichen Mittel bedienen, um entweder zu dem Patienten selbst, oder doch wenigstens in dessen Umgebung zu dringen, damit sie ihren sogenannten wohlmeinenden Rathschlägen Eingang verschaffen. Es ist kaum glaublich, daß, ungeachtet so mancher, durch Thatfachen bekräftigten Warnung, es dennoch so viele Menschen gibt, die mit einem unverantwortlichen Leichtsinne ihr eigenes, oder das Leben ihrer Angehörigen, den unsicheren und geistlosen Rathschlägen von Personen Preis geben, denen sie sonst auch die geringfügigste Sache nicht anvertrauen würden.

Am häufigsten kann man dies jedoch bei Erkrankung der Kinder bemerken, und wie viele Eltern beklagen und beweinen nicht den Tod oder das Siechthum ihrer lieben Kleinen, an welchen sie doch selbst aus oben angeführter Ursache die meiste Schuld tragen. Durch welche Gewissensbisse und Reue wird nicht oft das gefühlvolle Herz einer Mutter zerfleischt, wenn sie leider nur zu spät zu der traurigen Einsicht gelangt, ihr Kind würde gerettet worden sein, hätte sie gleich Anfangs der Krankheit zweckmäßige Hilfe gesucht, und nicht den Rath dieser oder jener Nachbarin befolgt.

Um diesen so häufig vorkommenden traurigen Folgen allmählig vorzubeugen, ist es vor Allem nöthig, die Eltern, besonders der ärmeren Volksclassen, von dem für die Kinder höchst schädlichen Wahne zu befreien, als könne der Arzt in Kinderkrankheiten nur sehr wenig zur Heilung derselben beitragen. Die Folge dieses Wahnes ist gewöhnlich, daß sie, um ihre Kinder nicht — wie sie zu sagen pflegen — unnöthig mit Einnehmen zu quälen, sich lieber auf den unsicheren Rath der Hebammen und Nachbarinnen verlassen, senach dem Kinde nicht nur durch den Gebrauch unzweckmäßiger schädlicher Mittel, sondern häufiger noch durch Unterlassung aller Hilfe den größten Schaden zufügen.

Ich will hier nur auf einige, am häufigsten vorkommende Fälle der Art aufmerksam machen.

Wie oft sieht man nicht Kinder, die Freude ihrer Eltern, an der Eungensucht dahinwelken und sterben, bloß aus der einzigen Ursache, weil die Frau Nachbarin die mit einem Husten beginnende Krankheit für einen Krampfkatarrh erklärte, für welchen man nach ihrer Meinung keine Arzneien gebrauchen dürfe, weil derselbe eine bestimmte Zeit zur Zu- und Abnahme brauche, die trotz aller angewendeten Mittel nicht abzukürzen sei, endlich jedoch von selbst aufhören werde.

Daselbe geschieht auch sehr häufig, wenn Kinder von der häutigen Bräune befallen werden. Wer die schnelle Tödtlichkeit dieser Krankheit kennt, wird leicht einsehen, welcher unerseßliche Schade bloß durch den Aufschub der nöthigen Kunsthilfe von nur einigen Stunden verursacht wird.

Wie viele Krankheiten gibt es, die leicht zu heilen gewesen wären, hätte man die nöthigen Heilmittel zeitig in Anwendung gebracht; sie werden aber tödtlich, bloß darum, weil die verblendeten Eltern in dem Wahne schwebten, daß dieselben Folge des Zahndurchbruches seien, wofür nach ihrer Meinung auch der Arzt nicht helfen könne, daher dieselben gänzlich der Natur überlassen, oder, was noch schädlicher war, mit ganz unzweckmäßigen Mitteln behandelt wurden. Ich will hier nur an den Tod durch die hitzige Gehirnhöhlenwasser sucht erinnern, dem man Anfangs der Krankheit durch eine zweckmäßig eingeleitete Hilfe leicht hätte vorbeugen können.

Daselbe geschieht auch bei äußern Verletzungen, als: Prellungen, Verstauchungen, Quetschungen, Verrenkungen, Knochenbrüchen ic., wo die meisten Leute nichts Angelegentlicheres zu thun wissen, als so schnell als möglich in Wein gesottene Heublumen oder irgend ein berühmtes Pflaster überzulegen, wodurch jener Zeitpunkt, in welchem man den schädlichen Folgen leicht hätte vorbeugen können, nicht nur nutzlos vor-

übergeht, sondern meistens noch die Krankheit durch den Gebrauch so schädlicher Mittel hartnäckiger und selbst auch oft unheilbar gemacht wird; und die armen, hilflosen Kinder den Leichtsinne und das Vorurtheil ihrer Eltern mit verkümmerten, zu ihren Verrichtungen untauglichen Gliedern, oder gar mit dem Verluste derselben oder selbst auch oft des Lebens büßen müssen.

Ähnliche Fälle könnte ich unzählige anführen, wenn es der Raum dieser Blätter gestatten würde; doch ich begnüge mich, eine kleine Andeutung der schädlichen Folgen dieser Einspisterungen gegeben zu haben, und schätze mich glücklich, wenn durch diese wohlmeinende Warnung nur mancher Kranke vor Schaden bewahrt wird.

Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt.

III.

Lieber Freund!

Lächerlich ist es beinahe, wenn wir Aerzte euch Diplomaten darüber ein Gegenstand des Neides werden, daß Euer einer sich so schwer und langsam auf der halbsbrecherischen Scala des Avancements emporzuarbeiten hat; während wir durch die einzige, zwar schwierige Koulade der Promotion, im Besitze des schwerer sich zu verdienenden als zu bezahlenden Diplomes, wie durch einen Zauberschlag in unsern steten, künftigen Wirkungskreis versetzt sehen, wo wir selbstständig, eigenen Einsichten gemäß, nicht nach einer vorgelegten Vorschrift maschinenmäßig, handeln können. Wer dieses dem Arzte zum Vorwurfe machen kann, der ist wenig mit der schlüpferigen, ja zuweilen dornenvollen Bahn bekannt, die der junge Aeskulap zu wandeln hat, bevor es ihm noch lange nicht gelingen will, sich durch seine Lage mit den überstandenen Beschwerden auszuföhnen.

Nach so vielen schlaflos zugebrachten Nächten, nach so vielen Geist und Körper anstrengenden Arbeiten, nach so vielen mit Zeit- und Kostenaufwand verbundenen Reisen, bei dem hohen Grade seiner Bildung, muß sich es der junge Arzt gefallen lassen, wie der gemeinste Handwerker, um seine höhern Leistungen erproben zu lassen, sich zu bloßem, unbedeutendem Flickwerke verwenden zu lassen, wo man dem beschäftigten Praktiker zur Last zu fallen fürchtet. Was muß er nicht Alles, bevor er sein erstes Debüt in einem großen Hause geben darf, für Proberollen bei Bedienten und Stubenzofen liefern? was freilich dem höher strebenden, im edleren Sinne handelnden Arzte gleichviel gilt, wenn er nur unter der Menschheit, und zwar jener, gegen welche sich so leicht Vorgesetzte jedes Mitgeföhls entäußern zu dürfen glauben, als rettender Engel erscheinen kann.

Wie oft sieht er sich nicht aus Mangel an Beschäftigung, mit der einzigen Hoffnung, sich auf eine bessere Zukunft zu vertrösten, wieder auf Jahre bloß auf sein Studierzimmer und seine Bücher beschränkt (was wohl dem Arzte, der ein ewiger Student ist, für sein ganzes Leben der liebste Aufenthalt bleiben muß), wenn er nicht, wie gemeine Charlatane, zu verächtlichen Kunstgriffen und niedrigen Mitteln seine Zuflucht nehmen will? Wie viel muß er nicht von seinen besten Meinungen, sobald es einem alten Praktiker, der ihn zu protegiren die Gnade hat, gefällt, gegen seine Ueberzeugung aufopfern; was ihm gewiß dann nicht gelingt, wenn er im strengen Sinne ein Wahrheitsfreund ist.

Und ist er endlich nach so langen, sauern Prüfungstagen zu einem Wirkungskreise gelangt, was erwartet ihn Erfreuliches, als von einem Leiden zum andern zu wandern? Wie oft muß er nicht eine frohe Miene erheucheln, wenn selbst die letzte Hoffnung schwindet, um nicht den letzten Funken von Leben, welcher noch den stehenden Patienten zusammenhält, mit einem Athemhauche zu vernichten? Wie oft muß er nicht, bei langwierigen, unheilbaren Krankheiten, wo die Umgebenden nach und nach den Muth zu verlieren beginnen, auf einmal wie aus einem langen Nachdenken erwachen, als hätte er jetzt das einzige, rechte Mittel gefunden, damit dem Hinscheidenden der letzte traurige Gang durch verdoppelte Sorgfalt erleichtert werde? Wie künstlich muß er nicht oft eine Einfalt, von Allem, was um ihn vorgeht, nichts wahrzunehmen, erlügen, um nicht durch sein Mitwissen desto zurückhaltender zu machen, wenn er verheimlichten Geschichten, deren Ausmittelung ihm manchmal so nöthig ist, auf die Spur kommen will; während die Verschlagenheit sich ins Fäustchen lacht, ihn so leicht und läppisch hintergehen zu können? Wie auffallend keck und roh muß oft sein Betragen gegen seine gewöhnliche Lebensweise erscheinen, wenn er Mißbräuche abschaffen will, welche mit offenem Nachtheil für seine Klienten verbunden sind; wenn er zu Zwecken gelangen will, welche er sonst auf keine Weise durchzusetzen im Stande ist?

Wohl braucht er sich bei diesem Allem an keinen Codex, keinen Corpus Juris zu binden, an keine Partei zu halten; aber eben dieses zuweilen momentan nöthiggewordene Eingreifen in das Chaos der Erscheinungen — was den geniale n Arzt von dem rohen, handwerksmäßigen Receptschreiber unterscheidet, und alles Stereotype in der Heilkunst vereitelt — was ihn nicht selten, wie einen tiefer begeistert in die Natur Blickenden erfasst, und von dem er doch seinem Verstande genaue Rechnung ablegen können muß, macht dem Arzte seinen Stand so schwierig, wie keinem Andern. Jeder Schritt, den er zu weit vor- oder rückwärts macht, kann auf längere Zeit ihm die Ruhe seines Gewissens kosten, wenn er

nicht pünctlich mit seiner geistigen Gesamtheit über sein Wirken mit sich zu Rathe geht. Und für dies Alles muß er sich mit einem *Solde* entschuldigt, ja zuweilen, wenn ihm dieser vorenthalten wird, sogar feindlich gemieden sehen!

Nur wenn eine Menschlichkeit zur Wahl dieses Standes getrieben hat, der wird Belohnung genug darin für die Beschwerden seines Berufes finden, wenn er seinen Nebenmenschen die höchsten Lebensgüter retten oder erhalten kann; daß er wie ein versöhnender Engel zwischen den Menschen steht, wenn Krieg den Bruder gegen den Bruder reizt; daß ihm seine Amtspflicht nicht Stolz, sondern Liebe und Herablassung auferlegt.
Dein Freund. Dr. — g.

Doctor Chanmergy.

(Ein Charaktergemälde.)

(Fortsetzung.)

Eines Tages wurde Dr. Chanmergy in aller Eile zu der Vicomtesse von M . . . , einer jungen, schönen und reichen Dame gerufen. Der Vicomte erwartete mit ängstlicher Ungeduld die Ankunft des berühmten Arztes. Endlich langte er an; der Vicomte lief ihm von Weitem entgegen und sagte, indem er ihm die Hände drückte, mit einem Tone, der das fühlloseste Herz rühren mußte: »Ach! kommen Sie, kommen Sie; denn sie stirbt, meine arme Hortense, ohne das Uebel angeben zu können, welches sie tödtet.«

Der Doctor runzelte die Stirne, denn die letzten Worte des Vicomte brachten ihn auf den Gedanken, daß er es hier mit einem jener künstlichen Fieber oder eingebildeten Krankheiten der Frauen zu thun haben würde, gegen welche alle Mittel der Heilkunst ohne Wirkung bleiben, und welche bloß der beharrlichen und festen Ungläubigkeit, die sie beständig läugnet, weichen.

In dieser Gemüthsstimmung verließ der Baron Chanmergy den trostlosen Gatten, um sich in den Salon zu begeben, in welchem er die Vicomtesse finden sollte.

Dieses Gemach war ganz dazu gemacht, den müßigen Gedanken das grenzenlose Feld des Hinbrütens zu eröffnen. Ein schwaches Zwielficht durchdrang kaum das dreifache Gewebe der Vorhänge, welche zwei große Fenster bedeckten, und beleuchtete die verschiedenen Farbennüancen des schillernden Atlases, der zeltartig an dem Plafond des Salons angebracht war. Zwei bis an den Plafond reichende Spiegel neigten sich gegeneinander, der eine auf dem Saspistische des Kamines ruhend, der andere auf dem Mosaik eines aus einem versteinerten Palmbaume gehauenen Toiletentischchens. Kurz, nichts von allem Dem, was zur Weichlichkeit verleitet, die Moral tödtet, den Körper schwächt, den Geist auf Abwege führt, nichts war von dem bösen Geiste vergessen worden, welcher das Arrangement dieses Salons geleitet hatte. Und als ob alles dies noch nicht hinlänglich gewesen wäre, verbreiteten noch überdies Blumenbouquets, Körbe und Vasen ihre gefährlichen Dünste in dem verführerischen Gemache.

»Madame,« sprach der Doctor bei seinem Eintritte, »Sie selbst werden sich tödten, und nicht die Krankheit.«

»Doctor, ich leide entsetzlich!« erwiderte die Vicomtesse, indem sie einen Versuch machte, sich gegen den Baron Chamergy zu wenden.

»Gehen Sie bei Tage spazieren,« fuhr er mit seinem bekannten barschen Tone fort, »schlafen Sie bei der Nacht, öffnen Sie ihre Fenster der Sonne, und Sie werden nicht ferner mehr krank sein.«

»Man hat mir wohl gesagt, daß Sie ein grausamer Mann seien, und, um freimüthig zu sein, muß ich Ihnen gestehen, daß ich Sie nicht sehen wollte.«

»Also ist Ihr Uebel ernsterer Art, als ich im Anfange glaubte?«

»Nein, aber der Vicomte erschrickt über die leiseste Unpäßlichkeit, welche mir zustößt, und so mußte ich mich wohl einem Zwange unterwerfen, dessen Grund nur in seiner großen Zärtlichkeit gegen mich liegt. Ich habe Sie nur empfangen, um die Unruhe meines Gatten zu beschwichtigen; aber ich habe Ihnen nichts zu sagen; ich brauche den Beistand von Niemanden. Fragen Sie mich also um nichts, und ich wünsche auch nichts von Ihnen, als daß Sie den Herrn von M . . . über den Zustand meiner Gesundheit beruhigen. Sagen Sie ihm, daß Sie meiner Rettung gewiß wären, und er wird Ihnen glauben. — Und dann lassen Sie mich sterben.«

Hier fing die junge Dame zu weinen an.

Der Doctor zog die Vorhänge auf, öffnete ungestüm das Fenster und murmelte: »In dieser verpesteten Luft kann man nicht 14 Tage leben.«

Der Lichtstrom, welcher sich nun in den Salon ergoß, beleuchtete plötzlich das Gesicht der Kranken, und das hatte Chamergy eben gewollt. Er fand es so blaß, daß die Vicomtesse ihn wirklich dauerte. Er setzte sich ganz nahe neben sie hin; Frau von M . . . schob ihren Stuhl wie erschrocken zurück; der Doctor näherte sich ihr, aber ohne Affectation; endlich nahm er ihre Hand, um sich von ihrer Krankheit, die ihm keineswegs gleichgiltig schien, zu überzeugen, wobei die Vicomtesse in außerordentlicher Verlegenheit zu sein schien.

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, Doctor, daß ich Niemandens Beistand bedarf?«

Mit diesen Worten suchte sie ihre Hand loszumachen, welche Chamergy noch immer hielt.

»Und doch, Madame, werden Sie sich entschließen müssen, den meinigen anzunehmen; denn Herr von M . . . hat mich rufen lassen, und sowohl mein Gewissen als seine Ruhe fordern die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit. Ich bin nicht hier, die Wahrheit zu schminken und will daher freimüthig sein. Sie fürchteten meinen Besuch, Madame, und ich selbst glaubte, daß derselbe unnütz sein und mir die kostbare Zeit, welche meinen Patienten gehört, rauben würde. Sie sind, wie ich Ihnen wohl sagen muß, kränker als Sie glauben; erschrecken Sie jedoch nicht zu sehr darüber, und wenn Sie der Heilung kein Hinderniß in den Weg legen wollen, so werden Sie bald von der Krankheit geheilt sein, welche Sie sich selbst gegeben haben.«

»Ich selbst?« sagte die junge blasse Dame etwas betroffen.

»Ja,« fuhr der Doctor fort, »Sie selbst sind die Hauptursache Ihrer Leiden, und nur in Ihnen selbst liegen die wirksamsten und besten Mittel dagegen.«

Die Vicomtesse schien für einige Augenblicke etwas zu überlegen, sie lispelte mit leiser Stimme einige Worte, welche ihre Lippen nicht deutlicher zu articuliren wagten. Dieser innere Kampf dauerte jedoch nur kurze Zeit und die Kranke schien unter dem beherrschenden Einflusse des Blickes, welchen Chanmergy unbeweglich auf sie richtete, einen verzweifeltsten Entschluß zu fassen; endlich neigte sie sich zu dem Ohre des Doctors hinab und lispelte mit dem leisesten Tone, welchen sie annehmen konnte: »Kann ich mich Ihnen gänzlich vertrauen, Doctor?»

»Sie müssen das, obwohl ich nicht das Recht habe, Sie dazu zu zwingen.«

»So wissen Sie denn, daß ich nicht geheilt werden will.«

Der Doctor schien durch dieses sonderbare Geständniß nicht überrascht zu werden. Er erwiderte mit einer ruhigen Strenge:

»Ich habe das Unglück, Madame, daß ich den Entschlüssen der Verzweiflung keinen Glauben schenke; und haben Sie denn schon überdies alle Ihre Kraft versucht, um sagen zu können, daß das Leben eine gar so schwere Bürde sei? Ich wiederhole es Ihnen, es ist die Körperbewegung und der Aufenthalt in freier Luft, so wie der Schlaf, welche Ihnen fehlen; genießen Sie dieselben und Sie werden nicht ferner zu sterben wünschen.«

»Aber wird mich dies Alles,« erwiderte Sie mit einer auffallenden Heftigkeit, »vor der Langeweile bewahren? Diese ist das Uebel, welches mich peinigt, sie verfolgt mich überall wie mein Schatten, sie erspüht mich und wird mich auch tödten.«

Die fieberhafte Energie dieser letzten Worte machte auf den gleichmüthigen Doctor einen großen Eindruck.

»Wird denn nie,« sagte er in einer gewissen Aufwallung von Zorn, »Einer auftreten, welcher, gerüstet mit der Gewalt des Wortes, der Menge beweisen wird, daß die Langeweile keine Krankheit, sondern ein Rechenfehler sei?»

Er fuhr dann mit sanfterer Stimme fort:

»Lassen Sie mich Ihnen beweisen, Madame, daß bei Ihrem Alter, Ihrer Stellung in der Gesellschaft und Ihrem Vermögen die Langeweile eine Unmöglichkeit sei; lassen Sie mich Ihnen das beweisen, und Sie werden dem Arzte seine Mühe sehr erleichtern. Es gibt, wie ich glaube, keinen schlimmeren Feind unserer Ruhe als die Stimme des Gewissens, und wenn ich mich nicht irre, so darf ich wohl glauben, daß Madame keinen einzigen Grund zu Gewissensbissen haben.«

»Welcher ungerechte Verdacht!« entgegnete die Vicomtesse.

»Sie vergessen, Madame, daß Sie es selbst sind, welche mich zu Ihrem Beichtvater machten. Gewissensbisse können, obwohl sie immer ein Unglück für unser Inneres sind, doch ein Gut für unsere Gesundheit sein; ferner sind sie ein Hauptmittel gegen die Langeweile. Ich bin jedoch weit entfernt, Ihnen das selbe anzurathen, da es weit edlere, sanftere und Ihrer würdigere Mittel gibt, welche den reinen Spiegel der Seele nicht trüben, und da Sie Ihren Gatten lieben . . .« fuhr er fort, indem er absichtlich die letzten Worte desinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagsbegebenheiten.

— Man schreibt aus Smyrna, vom 29. Juni: »Die Pest, welche in der letzten Zeit fast auf allen Inseln des Archipelagus ausgebrochen, ist von den Türken aus nach Syrien eingeführt worden, da diese in ihrem religiösen Fanatismus jede Vorsichtsmaßregel verabsäumt hatten. Von den Inseln wurde die Pest nach Smyrna übergeführt, wo sie in zwei Wochen nur zwei Menschen hinraffte, und wahrscheinlich wird sie auch jetzt nicht weiter um sich greifen.»

— Die von Dr. Struve in Leipzig errichtete Trinkanstalt künstlich zubereiteter Mineralwässer befindet sich seit zwei Jahren in dem Reichenbach'schen (jetzt Gerhard'schen) Garten, und erfreut sich auch gegenwärtig eines nicht geringen Besuches, indem sich bis jetzt seit Eröffnung der Anstalt, vor sechs Wochen, an 150 Brunnengäste eingefunden haben, wozu Stadt und Vorstadt die meisten liefern.

— Einem in Petersburg eingegangenen officiellen Berichte des Ober-Befehlshabers der Kaukasischen Provinzen zu Folge, hatte am 16. April d. J. in der Stadt Kisljâr eine sehr merkwürdige Lufterscheinung Statt. Ueber einem leichten Gewölke um abendlichen Himmel, in einer Höhe von 20 — 25 Graden, zeigte sich um acht Uhr Abends ein feuriges Meteor, welches vollkommen die Figur einer Schlange hatte. Das Meteor war in einer beständigen wellenförmigen Bewegung und verbreitete einen hellen Strahl. Es erhielt sich gegen eine Viertelstunde sichtbar am Himmel. Auf die niedern Volksclassen machte diese schauerlich anzusehende Lufterscheinung keinen besondern Eindruck.

— Das „Journal de Smyrne“ schreibt aus Alexandrien, vom 17. Juni: »Das gänzliche Aufhören der Pest ist noch nicht vollkommen erwiesen, und schon ist in Alexandrien wieder die Cholera ausgebrochen. In noch nicht zehn Tagen sind beinahe 80 Personen an derselben erkrankt, und drei Europäer in Folge derselben gestorben. Neue Pestfälle sind seit mehreren Tagen nicht in der Stadt selbst, wohl aber auf der Flotte und im Arsenele vorgekommen; nichts desto weniger scheint diese Krankheit ihrem Ende nahe zu sein.»

— In der Versammlung der Gesellschaft naturforschender Freunde, am 17. Juli in Berlin, zeigte Herr Müller einen Apparat vor, durch welchen die Function der Gehörgane und das Hören in Medien von unterschiedener Dichtigkeit und Elasticität erläutert wird. Er verband damit die Demonstration einiger Präparate von den Stimmorganen des Menschen, an welchen sich noch durch künstliche Spannung und Druck der Mechanismus, durch welchen der Ton erhöht wird, ja sogar die Verschiedenheit zwischen sogenannter Brust- und Kopfstimme hörbar nachweisen ließ.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprecht'splatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 64. Donnerstag, den 9. August 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Der Glaube an fremde Leiden. — Scene aus dem Leben einer Hebamme. — Doctor Chanmerghy. — Miscellen.

Der Glaube an fremde Leiden.

Non ignara mali miseris succurrere disco.

Virgil.

Es gibt Menschen, deren Phantasie so verödet, und deren Herz so verhärtet ist, daß sie, trotz ihres scharfen Verstandes, durchaus nicht im Stande sind, sich in die unglückliche Lage eines Kranken hinein zu denken. Von Gesundheit strogend, haben sie kein offenes Ohr für die Stimme des Klagenden, keine Thräne für die Leiden ihres Nebenmenschen, kein Wort des Trostes für seinen Schmerz. Kalt, glatt und fein polirt, wie Marmor, bieten sie keine Seite, ja keinen Punct dar, an dem das Mitleid sie fassen könnte. Schilderst du ihnen deinen Schmerz mit lebendigen Farben — sie nennen deine Sprache überspannt, oder gar Lüge; trägst du deine Leiden in einfachen, prunklosen Worten, in schlichter Wahrheit vor: — „Es muß bei solcher Ruhe wohl nicht so arg sein,“ heißt es dann, und sie glauben dir gar nicht. In der That gränzt es beinahe an Wunder, wenn bei Menschen, die niemals das Leben von seiner Schattenseite kennen gelernt, nie krank waren, nie einen Kampf mit Noth und Entbehrung zu überstehen hatten — der Glaube an fremde Leiden nicht geschwächt sein sollte. Aber nicht immer sind es das stete Glück einer kräftigen Gesundheit, Mangel an Erfahrung, natürliches Phlegma, oder vernachlässigte Erziehung der Gefühlsseite, die den Unglauben an den Schmerz unseres Nebenmenschen herbeiführen; vielmehr sind es oft edeldenkende, gutherzige Seelen, die durch ihre Leichtgläubigkeit, ihre Hingebung, ihre Humanität und ihr Streben, Jedermann möglichst zu helfen, oft getäuscht, da mit en-

den, keiner Klage mehr zu glauben. Zwei Klippen sind es also vorzüglich, an denen unser Mitleid mit Kranken scheitern kann: Blühende Gesundheit und gutherzige Leichtgläubigkeit; die eine kennt die Leiden nicht — die andere hat sie überschätzt; jene ist leichtsinnig, träge, stumpf, will in die fremden Verhältnisse, in die düstere Krankenstube nicht näher eingehen; sie fürchtet die Wahrheit, oder mißkennt ihre Sprache — während der Leichtgläubige und oft Betrogene auf seine vieljährige Erfahrung, auf seine Menschenkenntniß pocht, gewißigt ist, und Stillschweigen seinem Herzen gebietet, sobald es die alte Sprache des Mitleids erneuern will.

Versuche es, lieber Leser, wenn du das Unglück hast, krank zu sein, dein Schicksal, deine traurige Lage, dein Ringen und Streben nach Geduld, deine Körper- oder Seelenleiden einem Manne vorzutragen, der stets gesund war, nie einen unglücklichen Feldzug auf der Bahn des Lebens mitgemacht, der die Höhe, auf der er steht, nicht im Schweiß seines Angesichtes erklimmen, den immer andere Günstlinge des Glückes mit sich emporgetragen — versuch' es, sag' ich, einem solchen Manne deine düstere Gegenwart, deinen Schmerz zu schildern, damit er durch balsamische Theilnahme deine Leiden lindere, oder durch Rath und That dir eine bessere Zukunft vorbereiten helfe — und du wirst bald sehen, wie es mit seinem Herzen, mit dem innern sittlichen Gehalt dieses Mannes steht. Geht er in die Geschichte deiner Leiden, in ihre Entstehung und allmähliges Werden mit ruhigem Blicke, mit geduldiger Haltung ein; kommt er deiner schüchternen Erzählung zu Hilfe mit anregenden, ermunternden Fragen, mit Andeutungen, daß er dich verstanden, mit dem zarten Abwarten des Hauptpunctes, der die Seele deines Vortrages ausmacht — hilft er dir gleichsam so k r a t i s c h deine Klagen entbinden — alsdann hast du es mit einem Manne von Ehre, von Gefühl zu thun, du kannst auf seine Sympathie, auf seine thätigste Theilnahme ruhig bauen. Er hat dir geglaubt, und ist bis in das Mark deiner Leidensgeschichte eingedrungen. Hast du es aber mit einem kalten, ungläubigen Egoisten zu thun, der deine Sprache nicht verstehen kann oder will — der von seiner eigenen Persönlichkeit zu sehr aufgebläht ist, als daß die Klagen eines Unglücklichen noch Raum in seinem stolzen Herzen finden könnten — alsdann thust du besser, zu schweigen, deine Leiden eben so ruhig und lautlos zu ertragen, als jener taub für deine Klage ist. Du entweihst das heiligste Band, das Menschen an Menschen knüpft, wenn du mit dem Egoismus die Sprache der Sympathie, des Vertrauens, der Herzlichkeit sprichst. Der Anblick deiner Schmerzen erregt in ihm kein anderes Gefühl, als das der Freude, daß er keine solchen Leiden zu ertragen. Erwarten, daß er seiner geizigen Selbstsucht ent-

sage, mit Wort und That dir helfe, hieße das Unnatürliche, das Unmöglichste erwarten.

Welche Mittel gibt es, solche kalte Seelen, die durchaus den Klagen ihres Nebenmenschen keinen Glauben schenken, von ihrer verstockten Seelenhärte zu heilen? Die Natur heilt sie oft mit Erfolg. Trifft sie einft selbst die Geißel des Schmerzes, bannt sie endlich selbst ein langes Siechthum an das Krankenbett — sie werden bekehrt, und glauben nur zu sehr an fremden Schmerz. Alsdann fühlen sie die Heilkräft eines theilnehmenden Wortes, und wie wohl es dem Leidenden thut, ihn anzuhören und Glauben zu schenken. — Den aber oft mißbrauchtes Mitleid, allzuleichtgläubige Herzensgüte verleiten könnte, sein Ohr den Klagen Aller zu verschließen, weil mehrere ihn getäuscht, der bedenke, daß Prüfung und Wahrheitsliebe dem Mitleide zur Seite gehen müssen, und daß es Pflicht ist, dem Leidenden so lange zu glauben, als wir keinen Grund haben, gegen seine Sprache mißtrauisch zu sein. Es liegt auch nicht in der Natur eines jeden Menschen, seinen Schmerz für heftiger, als er ist, auszugeben, und der erfahrene Menschenkenner wird schon die Gesamtheit der Verhältnisse zu benützen wissen, um mit Grund beurtheilen zu können, ob den Klagen des Leidenden Wahrheit, Uebersreibung oder gar Täuschung zum Grunde liegt. Jedenfalls zeigt es mehr Seelengröße, dem Schmerze eines Andern etwas zu viel zu glauben, als aus klugseinsollender Apathie einer jeden harten Anklage des Geschickes Mißmuth, Laune oder Täuschung unterzuschieben.

Dr. Beer.

Scene aus dem Leben einer Hebamme.

Erster Act. — Die Wohnung der Hebamme.

Madame, ich habe die Ehre Sie zu grüßen. — Ihre Dienerin, womit kann ich aufwarten? — Sie sind Hebamme? — Von der medicinischen Facultät approbirt und, wie ich wohl sagen darf, sehr wohl bekannt. — Das weiß ich, und eben darum komme ich zu Ihnen. Madame — Madame — wie heißt sie doch nur; ich habe Ihren Namen vergessen, — kurz eine Dame, welche sie mit der größten Geschicklichkeit entbunden haben, schickte mich zu Ihnen. — O es gibt deren so viele, daß es mir sehr schwer fallen möchte. . . . — Eine Dame, welche in der Straße St. Denis wohnt. — Ah, das ist vielleicht Madame Nivelet? — Wahrhaftig, das eben ist ihr Name. Sie sagte mir, daß sie mich recht gütig aufnehmen und auch nicht überhalten würden. — O, in diesem Punkte handle ich sehr vernünftig; ich richte mich nur nach den Mitteln der Leute, fordere viel bei Reichen und bin billig bei Armen. — Das ist sehr edel von Madame. Ich bin Arbeiter, verdiene wenig und wende mich daher an Sie. — Ist es Ihre Frau, mein Herr? — Ja. — Die erste Niederkunft? — Ja. — Ich fordere

blos acht Franken, das ist der niedrigste Preis. — Wohl Madame, es bleibt bei acht Franken. Aber um Eines muß ich noch bitten; ich habe keine Wäsche, denn ich mußte sie alle während der letzten Zeit, wo ich keine Arbeit hatte, versehen. — Nun gut; ich werde ein Leintuch und ein Duzend Servietten mitnehmen. — Sehr gütig von Ihnen, Madame. Doch die Sache ist dringend, der Augenblick ist gekommen. Wenn es gefällig ist, so werden wir mit einander gehen. — Sehr gerne.

Madame Bonnefond, die Hebamme, nimmt aus einem Gläserschrank ein Leintuch und ein Duzend Servietten von ganz neuer Leinwand, und geht dann mit dem jungen Arbeiter fort.

Zweiter Act. — Das Zimmer der Wächnerin.

Hier sind wir schon Madame. Nehmen Sie sich in Acht, der Gang ist sehr finster; halten Sie sich an meine Rockschöße; so, recht gut. Zum Glück haben wir nicht hoch zu steigen; es ist im zweiten Stock. Belieben Sie herein zu treten; nehmen Sie Platz; ich will nur nachsehen, wie sich die arme Kranke befindet.

Der Arbeiter öffnet das Schlafgemach, dessen Thüre er schließt. In einigen Augenblicken kehrt er zurück mit den Worten: Es scheint, daß sich die Schmerzen etwas gemildert haben, denn sie schläft. — Desto besser, das ist ein gutes Zeichen. Ich will nun hinein.

Der Arbeiter führt sie in das Zimmer der Patientin, und kehrt alsobald wieder daraus zurück. Die Hebamme entschließt sich nach längerem Warten, die Schlaferin zu wecken; nach längerem Schütteln wird diese wach, und fragt mit erstaunten Blicken, was Madame Bonnefond wolle? — Was ich will? können Sie darüber noch im Zweifel sein, kleine Mutter? Es scheint, daß es nun besser geht; das ist ein gutes Zeichen, und es wird bald Alles glücklich vorüber sein. — Was denn? Ich verstehe Sie nicht! — Hat Ihnen denn Ihr Mann nicht gesagt. — Mein Mann? Possen! mein Mann! — Ob er nun Ihr Mann ist, oder sonst etwas, das kümmert mich nicht; das Ganze ist, er holte mich, um sie zu befreien. — Mich befreien! bin ich denn im Gefängniß? — Keinen Scherz, Madame! ich bin Hebamme, und ich komme — Hebamme! ha, ha, ha, man hat Sie zum Besten gehabt, gute Frau. — Zum Beispiel! Ach Gott, meine Wäsche!

Madame Bonnefond stürzt schnell in das Zimmer, in welchem sie ihre Wäsche gelassen; Alles ist verschwunden. Sie wird wüthend; sie schreit: Diebe! und erklärt, daß sie einen Polizeicommissär holen wolle. »Holen Sie den Teufel, wenn Sie wollen, doch lassen Sie mich schlafen.«

Madame Bonnefond geht unter wiederholten Drohungen ab.

Dieses Drama hat sich bald vor dem Correctionsgerichte aufgeklärt. Die Hauptperson ist abwesend, und nur die Hebamme und die junge Frau, zu deren Hilfe sie geholt worden war, gegenwärtig; die erste als Klägerin, die zweite als Angeklagte.

Die Hebamme erzählt lang und weitschweifig, was wir so eben berichtet haben. Die junge Frau, welche sich Annetta Perouge nennt, will sie mehr als zehnmal unterbrechen. Endlich, wie die Reihe an sie kommt, erhebt sie sich, hüllt sich in ihren orangengelben Tartan und spricht folgendermaßen:

»Ich kenne diesen Mann nicht; er fragte mich, ob er eine Nacht bei mir zu bringen könnte und ich willigte ein. Zu Hause angelangt, bietet er mir ein Nachtmal an; ich hole Schinken und ein Litre Wein; wir speisen bis zwei Uhr Morgens und legen uns endlich nieder. Sicherlich hat er mir etwas in meinen Wein gegeben; denn ich war darauf wie todt, und hatte zwei Tage lang Kopfweh. Der Beweis, daß ich umsonst hier bin, ist, daß er mich auch bestohlen hat; er nahm mir meine Uhr, mein Camisol, drei Hemden, vier Livres und zehn Sous, welche in meinem Schranke waren.»

Da Niemand kam, welcher dieser Aussage widersprochen hätte, so schickte das Tribunal Klägerin und Beklagte wieder nach Hause.

(Gazette des Tribunaux.)

Doctor Chanmergy.

(Ein Charaktergemälde.)

(Fortsetzung.)

Die Frau von M . . . ergriff convulsivisch die Hand des Arztes und sah ihm mit einer verzweifelten Starrheit in die Augen; sie zögerte noch zu antworten, endlich sagte sie mit einer erstickten Stimme und als ob ihr jedes Wort aus dem Herzen gerissen würde:

»Doctor, ich liebe meinen Gatten nicht!»

»Ach!» seufzte er, seinen Stuhl zurückschiebend, als ob ihn dies Geständniß, welches ihn doch in keiner Beziehung berühren durfte, schmerzhaft verwundet hätte; »ach, Madame, er scheint Sie so sehr zu lieben, und Sie hassen ihn!»

»Glauben Sie nicht, daß ich ihn verabscheue; ach Gott, ich habe keine Abneigung gegen ihn . . . Abneignung?» wiederholte sie, »das wäre doch wenigstens etwas; aber es ist nichts, nichts als Langeweile. »Sehen Sie, Doctor! ich mache Ihnen da ein sehr schweres und vielleicht auch unkluges Geständniß; aber das Unglück drückt mich schon zu lange, und ich muß endlich Jemanden haben, dem ich mein Geheimniß anvertrauen kann.»

Der Doctor blieb ganz betroffen; er dachte an sein glückliches, häusliches Leben, an das Herz seiner Frau, welches dem seinigen so ganz entsprach, und stellte dann, gänzlich seine Rolle als Arzt vergessend, die Frage:

»Und weiß Herr von M . . ., daß Sie ihn nicht lieben?»

»Welche Frage, Doctor! wagt man es denn, solche Dinge kund werden zu lassen? Sie würden sich vergeblich bemühen, Herrn von M . . . darüber aufzuklären, denn seine Eitelkeit würde ihm nicht erlauben, Ihnen zu glauben.»

Also, dachte Chanmergy bei sich, also ist es möglich, daß man sich in diesem Puncte so über die Gefühle täuschen kann, welche man seiner Gattin einflößt. — »Hat Herr von M . . . vielleicht irgend ein geheimes Gebrechen?»

»Nein, Doctor, kein einziges.»

»Sie glauben vielleicht nicht an die Aufrichtigkeit seiner Neigung gegen Sie?»

»Im Gegentheile, er fühlt gegen mich eine blinde Liebe, welche keine Opfer scheut und die mannigfaltigsten Formen annimmt, um mir täglich ergebener und liebenswürdiger zu erscheinen. Sie sehen, ich verhehle Ihnen nichts von dem Guten, welches er an sich hat, um ihm vollkommene Gerechtigkeit widerfahren

zu lassen. Er besitzt Alles, was sich eine Frau wünschen kann, um glücklich zu sein; ich jedoch fühle gegen ihn nichts als die vollkommenste Gleichgiltigkeit; mein Herz hat wider Willen zwischen mir und ihm eine Scheidewand von Eis gezogen, deren Kälte ich durch alle meine Adern ziehen fühle, sobald ich nur den Ton seiner Stimme höre, oder seine Hand die meinige berührt.“

„Es ist mir leid, daß ich es Ihnen sagen muß, Madame, aber ich glaube, daß Sie mir die Hälfte ihres Geheimnisses verschwiegen haben; eine solche Gleichgiltigkeit ist nicht möglich; es muß an Ihrem Gatten ein Fehler sein, den Ihnen Ihre Bescheidenheit mir zu entdecken nicht erlaubt. Es wäre doch grausam, denken zu müssen, daß die Frau, welche man liebt, welche unseren Namen trägt, so ohne Grund das Recht haben sollte, ihren Gatten zu lieben oder nicht zu lieben.“

Indem *Chamergy* mit diesen traurigen Gedanken rang, folgte er nur einer Aufregung seines persönlichen Stolzes. Ohne sich von dem, was er fühlte, Rechenschaft geben zu können, hatte die sonderbare Mittheilung der *Vicomtesse* in ihm eine Masse von Ideen aufgeregt, in deren Gewirre ihm das Bild seiner *Mathilde* erschien. Aber da sein innerer Blick sie bald wieder mit dem ihr stets bleibenden Lächeln sah, so fuhr er mit der Hand über die Stirne, und sagte dann mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit:

„Ich bedaure Sie Beide, Madame; aber dies ist eine Familienangelegenheit, und der Arzt hat dabei nichts zu thun.“

Er stand auf. Die *Vicomtesse*, welche sich noch einmal gegen ihn wendete, sagte mit einem tiefen Gefühle von Verwirrung:

„Sie halten mich für eine Närrin, nicht wahr, Doctor?“ — Der Doctor erwiderte nichts, sondern ging nach der Thür.

„O, wenn Sie wüßten,“ fuhr sie fort, „wenn Sie wüßten, was es heißt, eine Frau zu sein, welche nicht verstanden wird!“

„Madame!“ erwiderte der Doctor, indem er zurückkehrte, „es gibt in der That keine verkannten Frauen, als solche, welche sich darin gefallen, unbegreiflich zu scheinen.“

„Ist es aber bei allen guten Eigenschaften M . . . s meine Schuld, wenn ich fühle, daß wir Beide nicht für einander geschaffen sind. Er ist ein braver und ehrenwerther Gatte, aber weiter nichts, und daher rührt die Langeweile, welche mich bei seiner Nähe tödtet. Diese raubt mir alle Kraft und jede Freude, und ihm allein nur verdanke ich jene Blässe, welche Sie nur um so mehr beunruhigen würde, wenn Sie mich früher gekannt hätten.“

„Ich gestehe, Madame, daß Sie so eben selbst sich das Urtheil gesprochen haben. Sie werden an Langeweile untergehen, wenigstens Aber nein,“ unterbrach er sich plötzlich, „Sie gehören nicht zu jenen Frauen, welche die Verirrungen der Einbildungskraft zu Hilfe rufen, um sich von ihrem vorgeblichen Unglücke durch ein Verbrechen zu befreien. Der Himmel bewahre mich, einen unredlichen Gedanken in Ihnen zu vermuthen. Ich werde zu den vielen Worten, welche Ihnen nichts helfen können, nur noch einige Rathschläge fügen, deren Befolgung von Nutzen sein dürfte. Sie sind reich, Madame, und es gibt Unglückliche, die des Trostes bedürfen, geben Sie also; aber damit die Wohlthätigkeit auf Ihre Gesundheit einen gedeihlichen Einfluß ausübe, so verschmähen Sie es

nicht, Ihre Wohlthaten selbst in die Wohnungen des Jammers zu tragen; dieses Mittel zerstreut und ermüdet zugleich, und eben Zerstreung und Ermüdung sind für Sie unerlässlich. Sie haben eine lebhaftere und glühende Einbildungskraft, und die Künste bieten Ihnen die verschiedensten Wege dar, um Ihren Geist von seinem verhängnißvollen Vorurtheile abzulenken. Versuchen Sie dieses Alles, und es würde mir eine Freude sein, zu hören, daß die Vicomtesse von M . . . ihre Schwachheit einigermassen befreit habe."

Er wollte sich von Neuem entfernen, aber die Kranke rief ihn zurück mit den Worten:

„Doctor, wenn ich todt sein werde, so verrathen Sie dem Herrn von M . . . nie, daß mich die Langeweile in das Grab gestürzt habe; er würde Sie ja ohnehin nicht begreifen.“

Als sie zu sprechen aufhörte, klopfte der Vicomte sanft an die Thüre.

„Ich bin es, Hortensie!“ sagte er von Außen mit bescheidener Stimme, „darf man eintreten?“

Die Kranke suchte sich zu fassen, um ihm eine bestimmte Antwort geben zu können; der Doctor fühlte sich unbehaglich, denn er sah voraus, daß ihn der Vicomte fragen würde, und daß er, der jeder Verstellung feind war, antworten müsse.

„Wie blaß Sie sind, meine liebe Freundin!“ sprach der Vicomte, indem er seine Frau mit der zärtlichsten Theilnahme ansah.

„Es ist nichts, mein Freund! als eine kleine Abspannung, denn ich habe mich noch nie so wohl, als eben heute befunden.“

„Begreiflich,“ erwiderte lächelnd der Vicomte, „denn der Besuch des Arztes pflegt immer von solcher Wirkung zu sein; bei der Annäherung desselben erwacht in uns eine so lebhaftere Erinnerung an die frühere Gesundheit, daß uns seine Gegenwart fast entbehrlich scheint. Der Himmel gebe es,“ sagte er, indem er einen forschenden Blick auf Chaumergy warf.

„Herr Vicomte!“ erwiderte der Arzt, „mein Besuch kann vielleicht das Gute für Sie gehabt haben, daß ich Sie auf die Nothwendigkeit, unsere Kranke so sehr als möglich zu zerstreuen, aufmerksam gemacht habe.“

„Warum denn meinen Gemahl erschrecken? Es fehlt mir nichts, ich sage es Ihnen noch einmal, mein Freund!“ Bei diesen Worten streckte sie dem Herrn von M . . . ihre Hand entgegen.

„Es fehlt Ihnen nichts, sagen Sie, Madame? — ich, der ich es sehr wohl weiß, sage, daß Ihre Krankheit sehr schwer ist,“ sprach der Doctor. „Reisen Sie, mein Herr!“ sagte er zum Vicomte, „reisen Sie morgen, reisen Sie noch heute fort, wenn es möglich ist, und gewähren Sie Ihrer Gemahlin nicht einen Augenblick Frist; verschaffen Sie ihr ein bewegtes Leben, geben Sie ihr Luft und Sonne, und hören Sie nicht auf ihre Vorwürfe und ihre Klagen; fürchten Sie sich vor nichts so sehr, als vor ihrer Ruhe, denn nur diese, das verschlossene, düstere Gemach, die schwellenden Kissen und die duftenden Blumen sind Ursache ihrer Krankheit. Nehmen Sie sie weit und auf eine lange Zeit mit sich, überlassen Sie sie nicht einen Augenblick ihren Gedanken, und kümmern Sie sich wenig um Ihre Schwäche; seien Sie unerbittlich in diesem Punkte; denn um diesen Preis allein kann ich Ihnen eine heitere Zukunft versprechen.“

Die Frau von M . . . , unwillig über den Mißbrauch, welchen der Doctor von ihrem Vertrauen machte, warf ihm heimlich einen zornfunkelnden Blick zu. Er hielt ihn ruhig aus und erwiderte:

„Madame, ich bin Gott für Jene, die er meiner Sorge anvertraut hat, Reschenschaft schuldig und scherze nicht mit meinen Pflichten.“ Hiermit grüßte er und ging.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

— Unter dem Titel: „Medical Portrait Gallery“ erscheinen jetzt in London die Lebensbeschreibungen und Porträte der berühmtesten Aerzte und Wundärzte aller Zeiten. Es sind bis jetzt zwei Theile erschienen, und enthalten nebst dem der berühmten Statue im Louvre nachgebildeten Meskulas, auch noch die Porträte von Sir. Henry Hallford, Albinus, Ruysch, Haller und Carlisle, alle vortrefflich ausgeführt.

— In einer „Maison de secours,“ zu Auch in Frankreich, befindet sich ein Monoman eigener Art, Namens Dominique Batas, der seit 70 Tagen weder aß noch trank. „Seit dem 4. des vorigen Monats,“ sagt die Zeitung von Auch, „empfing er die Besuche aller Aerzte der Stadt und Umgegend. Er spricht kein Wort, aber antwortet durch Zeichen sehr passend auf alle an ihn gerichteten Fragen. Er hat einen äußerst schwachen Puls, aber er geht noch sichern Schrittes, und Alles läßt voraussetzen, daß er, selbst wenn er in dieser absoluten Absinenz verharren sollte, noch lange Zeit leben könne.“

— Ein amerikanisches Journal sagt, daß im Jahre 1836 in Frankreich dreihundert Bände über die verschiedenen Fächer der Medicin geschrieben worden seien. Rechnet man noch dazu die Menge Flugschriften, Memoiren und andere kleinere Büchelschen, so gibt dies eine Summe von 115,000 Seiten. Summirt man aber auch die medicinischen Zeitungen und andere periodische Erscheinungen dazu, so gibt dies eine totale Summe von 900 Seiten tägliche Lectüre für Jedermann, der Zeit und Geduld genug hätte, Alles zu lesen, was in Frankreich über Arzneikunde erscheint. Vereinigte man mit dieser Ziffer die medicinisch-literarischen Erscheinungen in Deutschland, England, Amerika und Italien, so entsteht der nothwendige Schluß auf die materielle Unmöglichkeit, das in einem Jahre zu lesen, was über Medicin gedruckt wird, daher ist aber auch der Nutzen solcher Zeitschriften höchst einleuchtend, die Auszüge aus allen bringen.

— 47 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue

Folge



d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 65.

Montag, den 13. August 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Der Sündenbock. — Bade-Literatur. — Literatur. — Tagesbegebenheiten. — Miscellen.

Der Sündenbock.

Nur zu gern sucht der Mensch sich jede Schuldenlast, die sein Gewissen drücken könnte, entweder möglichst zu erleichtern, oder — ganz über Bord zu werfen. Mit einer Freude, die oft an Mißgunst gränzt, ja nicht selten in übelwollende Schadenfreude ausartet, wälzen wir gern die Verantwortlichkeit irgend eines Unglücks, eines Sterbefalles u. s. w. auf Umstände, die bei unparteiischer Prüfung damit in gar keinem Zusammenhange stehen. Dieses lieblose Streben der Menschen, jeder unwillkommenen Wirkung eine außer ihnen liegende Ursache unterzuschieben, ist besonders eine ergiebige Quelle von Ungerechtigkeiten gegen den Beruf des Arztes. Die schiefsten Urtheile werden über sein Handeln am Krankenbette gefällt. Man geht in dieser Lieblosigkeit bei Schätzung ärztlicher Wirksamkeit oft sehr weit. Es bedarf von Seiten des Verkannten einer enthusiastischen Vorliebe für die Kunst, wenn sie ihm nicht gänzlich verleidet werden sollte durch die falschen, übelwollenden und harten Deuteleien und Auslegungen, die sich bei einem Todesfalle nur zu laut geltend machen.

Einer muß doch die Schuld haben, wenn die Kur mißlingt — man sucht eifrig einen Sündenbock, welcher mit der ihm aufgebürdeten Sündenlast — in den Abgrund gestürzt werden soll; es würde zu viel Mühe und auch etwas Menschenliebe erfordern, den armen Arzt nicht alsogleich als Schuldträger zu bezeichnen. Daher nur muthig auf ihn und seinen Ruf eingehauen! Der Arme wird ohne Weiteres in das Vorder-treffen gestellt, gegen den die Pfeile der Schwäger und Kaffeehändler mit namenzerreißender Lieblosigkeit abgedrückt werden, und sollte auch

mit dieser Sage, mit dieser auf Nichts sich gründenden Schuld das ganze Lebensglück eines Mannes in Trümmer zerfallen. Ja es ergeht dem armen Arzte, auf den die Ungerechtigkeit mit schonungsloser Härte scharf loszieht, oft noch weit ärger als dem Sündenbock Israels. Denn dieser wurde von der Höhe hinabgestürzt, tilgte aber die Sünden in ewiger Vergessenheit — der einmal von der bösen Fama angeklagte Arzt wird gar nie vergessen — es gibt der guten Leute gar zu viele, die nach Jahren noch das Andenken an die verunglückte Kur auffrischen, sich an ihrem Opfer weiden, und gar nicht aufhören, dasselbe öffentlich anzuklagen. Armer, junger Mann, wie bedauere ich dich, wenn du, still auf der Bahn deines edlen Berufes fortschreitend, das Unglück hast, bei gewissen redseligen Allwissern in Ungnade zu fallen. An allen Straßenecken, allen Gast- und Kaffeehäusern, allen öffentlichen Plätzen, in den glänzendsten Salons und den schmutzigsten Kneipen kann man sie sehen und hören — die hochweisen Kritiker, die mit aller böswilligen Laune, und ohne alle Kenntniß des Thatbestandes, sich nur an einer auffallenden unglücklichen Wirkung halten, und bei Eintritt eines Todesfalles mit aller Hast keine andere Ursache finden können oder wollen, als Unwissenheit, Nachlässigkeit des Arztes. Doch mögen die Götter solche Ungerechtigkeit vor ihr Gericht ziehen — wir wollen sie doch noch mit jener Nachsicht beurtheilen, mit der man menschliche Schwäche, Unwissenheit oder blindes Vorurtheil zu beurtheilen pflegt. Aber ohne alle Nachsicht verdammenswerth, ja mit dem bleibenden Stempel des unverzeihlichsten Egoismus gebrandmarkt zu werden verdient die gehässige Erfindungsgabe mancher Menschen, die da, wo sie mit der Wahrheit einem glücklichen Arzte nicht zu Leibe kommen, ihm gehabte Unglücksfälle andichten, oder ihm eine Behandlung des betreffenden Krankheitsfalles unterschieben, an die er gar nie gedacht. Leicht kann ein Arzt selbst im Umgange mit solchen Krämern erlogener Stadtklatschereien in die Gefahr gerathen, das Thun und Lassen seines Kunstgenossen vom falschen Gesichtspuncte zu beurtheilen. Die nichtärztlichen Kunstrichter haben in dieser Beziehung oft den feinsten Tact; sie rücken nicht immer gleich mit ihrem Urtheil hervor, sondern erzählen einem andern Arzte schlecht und gerecht die Thatsache, thun so unschuldig als möglich, bedauern, entschuldigen, spielen die trostlosen Menschenfreunde oder gar die Lobredner. Aber unter dieser kühlen Asche sind heiße Kohlen. Der zuhörende Arzt braucht nur das überspannte Lob seines Collegen, wie es so eben aus dem Munde dieser gutherzigen Leute strömt, buchstäblich zu nehmen, und in feinen Andeutungen zur Mäßigung oder zu irgend einer Modification desselben sich verleiten zu lassen — nur ein Wörtchen, das nach Tadel riecht, braucht ihm zu entwisphen — und es fällt wie brennende Kohlen in eine Pulverkammer. Die

frühern Lobredner stimmen einen ganz andern Ton an, schimpfen auf den abwesenden Kunstgenossen so tüchtig sie können, nehmen den, obwohl leisen Tadel des gegenwärtigen Arztes als kunstgerechte Bestätigung, und dieser mag noch so sehr protestiren — „αυτος εσθ“ heißt es dann überall; er selbst hat über den Collegen den Stab gebrochen; man hat eine Autorität, man kann sich auf das Gutachten eines Kunstverwandten stützen. In welchem Lichte muß dann ein Arzt vor dem Forum seiner übrigen Kunstgenossen erscheinen, wenn jene tadelwürdigen Klatscher, in deren Falle er gegangen, die von ihnen erfundenen Lügen und Verleumdungen in seinem Namen erzählen, und mit allen Wortzeichen der Wahrheit bekräftigen.

Um aber wieder auf die Ungerechtigkeit zurückzukommen, die das Klatschüchtige Publicum nur zu oft gegen den Arzt begeht, wenn es ohne nähere Einsicht in die stattgefundenen Verhältnisse einen Todesfall beurtheilt, wollen wir noch bemerken, daß gar oft derlei Verleumdungen ihres Zweckes verfehlen, wenn dieser darin besteht, dem Verleumdeten zu schaden und ihn in den Augen der Welt herabzusetzen. Durch das Geschrei, das derlei lebende Zeitungen überall erheben, wird oft ein sonst dunkelgebliebener Name bekannt, die Vernünftigen suchen sich von der Wahrheit oder Unwahrheit der Beschuldigungen zu überzeugen, und nicht selten beginnt der praktische Ruf eines Arztes eben von dem Moment zu blühen und sich auszubreiten, in welchem das Lärmen und Toben der Kaffeehändler seinen Namen zerfleischen. „Nitimur in vetitum nefas“ ist ein altes Sprichwort und kann zur Beruhigung für manchen jungen Arzt dienen, dessen Glücksschiff die Fama vulgivaga durch die Erzählung seiner unglücklichen Kuren bei dem Publicum in den Grund bohren will. Aber eine zarte Sache des Gewissens bleibt es immer, wenn Nichtärzte auf grundlose Vermuthungen hin den Arzt zum Sündenbock machen, und es wäre im Interesse der Menschheit höchst wünschenswerth (obwohl leider nur ein frommer Wunsch), wenn eine Assurance-Gesellschaft von wissenschaftlich-gebildeten Ärzten und Nichtärzten den guten Ruf eines redlichen Arztes gegen die Speculanten à la baisse, denen Verleumdung zum Pabulum vitae wird, kräftig zu schützen vermöchte. So lange eine solche Versicherung nicht besteht, sollte jeder redliche Mann, wo er nur kann, sich bestreben, den Ruf eines verleumdeten Arztes mit Ernst und Würde zu vertheidigen. Denn der Ruf eines Arztes ist nicht nur sein Leben und seine Stütze, sondern auch der Magnet, der Zauberstab, womit er mehr als eine Krankheit ohne alle Arznei zum Schweigen bringt. Mit diesem Rufe steigt das Vertrauen zu ihm, und was Vertrauen vermag, kann der am besten schätzen, der es redlich selbst erstrebt.

Dr. Beer.

Bade-Literatur.

Der Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark, mit besonderer Rücksicht auf die dortige ständische Heilanstalt, nebst Anleitung zum Kurgebrauche. Von Dr. Ernst Hilar. Gröblich u. Wien, 1838.

Der Verfasser dieser, Sr. kais. Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzog Johann gewidmeten Schrift ist der Sohn des ehemaligen Inspectors und Brunnenarztes an der Rohitscher Heilanstalt *), welcher vom Jahre 1804 bis 1836 vielfältige Gelegenheit hatte, interessante Beobachtungen über die Heilkräfte dieser Mineralbrunnen zu machen und dieselben seinem Sohne bei Abfassung dieser Schrift zur Benützung überließ. — Nicht minder hatte der Verfasser selbst durch einige Sommer hindurch Gelegenheit, unter der belehrenden Aufsicht seines erfahrenen Vaters den Verlauf und Erfolg vieler Kuren am Brunnen selbst zu beobachten. — Wir wollen den Inhalt dieser Schrift in kurzem Auszuge unsern Lesern mittheilen:

Erster Abschnitt. Topographie, Clima der Umgegend von Rohitsch, und deren Einwohner. Im östlichen Theile des Cillierkreises, unfern der kroatischen Grenze, liegt der Markt Rohitsch, in dessen Nähe (eine Stunde westlich) der nach diesem Orte genannte Sauerbrunnen entspringt. Die Umgegend ist reich an lieblichen Naturschönheiten, die der Verfasser mit gleicher Genauigkeit, wie die geognostischen Verhältnisse und die Flora dieser Gegend beschreibt. Im Allgemeinen zeigt sich die Witterung derselben im Sommer mild und angenehm. Die Atmosphäre ist mehr feucht als trocken, und sommerliche Gewitter mit strichweisem Hagel häufig; durch das Bozh-Gebirge ist die Gegend vor rauhen Winden geschützt. Die mittlere Jahrestemperatur ist $8\frac{2}{3}^{\circ}$ R., der mittlere Barometerstand 28" $1\frac{2}{3}$! Die Einwohner ursprünglich Slowenen (Wenden), die Volkssprache ein Uebergangsglied vom vorwaltend Croatischen zum Krainischen; sie treiben Ackerbau, Viehzucht und starken Weinbau.

Zweiter Abschnitt. Ursprungsverhältnisse und physikalisch-chemische Beschreibung der Sauerbrunnen bei Rohitsch. Unter dem Gewölbe eines herrlichen, auf zwölf jonischen Säulen ruhenden Tempels entspringt 1) die Hauptquelle (Trinkquelle, Tempelbrunnen). Der Brunnenkranz umfaßt fünf starke Sauerquellen, deren Eigenschaft der Verfasser näher angibt; in Flaschen hält sich dies Mineralwasser sehr lange, und zeigt einen um so unbedeutenderen bräunlich-flockigen Bodensatz, je heiterer und trockener die Witterung bei der Füllung, und je behutsamer die Verschließung war. Als Mittel der nach der Jahres- und Tageszeit wechselnden Ergiebigkeit der Quelle kann man zehn Maß auf die Minute rechnen. Die Temperatur derselben ist 9° R., bei 16 und 17, 5° R. der Atmosphäre. Interessant ist die Bemerkung, daß Personen, die am Brunnen leben, oft bei heiterem Himmel durch den vom Brunnen ausgehenden schwachen Hydrothiongeruch, so wie durch das eigenthümliche stoffweise Hervorquellen des Wassers das Herannahen eines Gewitters prophezeien. Dieser Brunnen ist stark eisenhaltig, und eine halbe Wiener Maß dieses Heilwassers ent-

*) Gegenwärtig Hausarzt in der k. k. Versorgungsanstalt zu Mauerbach.

hält (nach der Analyse des Herrn Subernalrathes Dr. Edlen von West) 104 Kub. Zoll kohlenfauren Gases, womit die Analyse des ältern Dr. Fröhlich übereinstimmt. 2) Der Graf Ferdinandsbrunnen (nach dem Begründer dieser Heilanstalt Weiland Se. Excellenz Ferdinand Graf von Attems benannt), unfern des Tempelbrunnens, mit bedeutendem Kohlen säuregehalt, und nur einer Spur von Eisen. 3) Der Gotthardsbrunnen, reicher an Kohlen säure und Eisen als der vorige, und hat große Aehnlichkeit mit dem Kaiser Ferdinandsbrunnen zu Marienbad, und wird nur zu Bädern benützt. 4) Der Waldbrunnen, eine nur zum Baden benützte, schwache, eisenhältige Sauerquelle. 5) Der Plazbrunnen, ein nicht sehr kräftiges, und nur bei Wassermangel zu Bädern benützt. — Außer der Anstalt, in der Richtung gegen West, entspringen aus den Vorhängeln des Bohz-Berges noch folgende Sauerquellen: 6) Die Sauerquelle bei Tschatschendorf, die höchstgelegenste, arm an Kohlen säure. 7) und 8) die Sauerquelle zu Kostreinig, und zwar a) die obere, b) die untere. 9) und 10) Die zwei Sauerquellen zu Gabrovez (arm an Kohlen säure). 11) Die Sauerquelle auf der Wiese Rupa. 12) Der Ober-Kohitscher Sauerbrunnen nächst Gabernik (im Jahre 1836 entdeckt). 13) Die Sauerquelle am Gabernik. — Der Verfasser führt nun noch einige andere, minder bekannte eisenhältige Quellen dieser Gegend an, gibt eine vergleichende Tabelle aller angeführten Säuerlinge, und geht im dritten Abschnitte zur Geschichte des Marktes Kohitsch, der gleichnamigen Sauerbrunnen und der st. st. Heilanstalt, von den frühesten bis auf unsere Zeiten, über. Was die Geschichte dieser Heilquellen in der neueren Zeit betrifft, wird in chronologischer Zeitfolge als Beschützer und Beförderer derselben rühmlich Erwähnung gethan Sr. kais. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, der Herren Stände Steiermarks, Sr. Excellenz des verewigten Ferdinand Grafen von Attems, Sr. Excellenz des jetzigen Landeshauptmanns J. M. Grafen von Attems, Weiland Sr. Excellenz des Herrn Abten zu Admont Gotthard Kugelmeyer, des ehemaligen Herrn Inspectors und Brunnenarztes Dr. J. N. Fröhlich. Ein besonders glückliches Ereigniß, welches zu dem gedeihlichen Aufschwunge dieser Heilquellen beitrug, war der Umstand, daß Se. kais. Hoheit, der eben genannte durchlauchtigste Erzherzog, der erhabene, edelmüthige Beschützer der Steiermark, die Kohitscher Heilanstalt im Jahre 1811 besuchte, um die durch Anstrengungen wiederholter Feldzüge angegriffene Gesundheit herzustellen, und seit dieser Zeit zweimal diese Anstalt mit höchst seiner Gegenwart beglückte. Der Verfasser schließt dieses Capitel mit einer Geschichte der außer der st. st. Heilanstalt entspringenden Sauerbrunnen, die ihr Emporkommen vorzüglich dem Herrn Raimund Nouak, Inhaber der benachbarten Herrschaft Erlachstein, zu verdanken haben, und gegenwärtig an die Herrn Jg. Nouak und Jos. Gotscher käuflich übergangen. — Im vierten Abschnitte handelt der Verfasser vom Gebrauche der Kohitscher Sauerbrunnen zum Behufe der st. st. Heilanstalt und der Flaschenfüllung. Der Tempelbrunnen wird zum Trinkgebrauche und zur Füllung der zu versendenden Bouteillen, die übrigen vier zum BADEgebrauche verwendet. Außerdem werden die Kostreiner Brunnen an einer neuerrichteten Füllanstalt zu diesem Zwecke benützt. Es folgt nun eine Beschreibung der st. st. Kuranstalt bei Kohitsch und des BADELEBENS daselbst,

eine Anweisung sowohl zum Trinken, als zum Badegebrauche dieses Mineralwassers; und endlich eine kurze Beschreibung von der Flaschenfüllung und Versendung. In letzterer Hinsicht wird unter Anderem bemerkt, daß in den bei Regenwetter gefüllten Flaschen die Bestandtheile des Mineralwassers minder fest gebunden sind.

Im fünften Abschnitte wird die allgemeine und individuelle Heilkraft des Rohitscher Tempelbrunnens, der zu den eisenhaltigen Sauerbrunnen gerechnet wird, auseinandergesetzt und die Systeme des menschlichen Körpers angegeben, in denen jener zu Folge seiner Hauptbestandtheile heilsam einwirkt. Zur Bestätigung der von diesem Heilwasser versprochenen guten Wirkungen führt nun der Verfasser drei und zwanzig Krankengeschichten an, und gibt dann im sechsten Abschnitte eine Anleitung zum Kurgebrauche der Rohitscher Sauerbrunnen, worin 1) von der tauglichsten Zeit zur Brunnenkur, von der Dauer und Wiederholung derselben in einem oder mehreren Sommern; 2) von der Art und Weise des Kurgebrauches; endlich 3) von der beim Kurgebrauche erforderlichen Lebensordnung gehandelt wird. Dieses Capitel enthält viel Beherzigenswerthes, nicht nur für diejenigen, welche in Rohitsch selbst, sondern auch für solche, die zu Hause das versendete Wasser trinken. Endlich liefert ein siebenter Abschnitt eine pittoresk-historische Skizze der Umgegend des Kurortes bei Rohitsch, in welcher der Verfasser besonders hervorhebt: 1) Den Erzherzogswald, der seinen Namen von Sr. Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzoge Johann trägt, höchstwelcher die noch im Entstehen begriffene Anstalt öfters besuchend, diesen Wald zum Lieblingsziel höchst Seiner Spaziergänge machte, und bei einem ländlichen Feste im Jahre 1811, mit seltener Herablassung den Spaten zur Hand nehmend, eine Bahn durch jenen schönen Eichenwald zu ebnen begann, welches erhabene Beispiel von den Kurgästen Nachahmung fand, und eine Veranlassung war, daß die Bahn bis tief in den schattigen Hain fortgesetzt wurde. 2) Den Ferdinandshügel, wo die kolossale Büste weiland Sr. Excellenz des Grafen von Altems aufgestellt ist. 3) Den Janinaberg mit dessen reizenden Parthien. 4) Die Hochebene von Bärnek. 4) Den Carlsh, welcher seinen Namen dem Umstande verdankt, daß Sr. Excellenz, der k. k. Herr Hofkanzler Carl Graf von Czajzhi, während seines vormaligen Aufenthaltes im Rohitscher Heilorte, gerne und oft auf diesem Plage verweilte. Es werden auch noch viele andere Lustparthien der Gegend angeführt, die vielen umliegenden Ortschaften näher bezeichnet und mit der Literatur über die Heilquellen zu Rohitsch geschlossen, wo unter andern auch ein Aufsatz von dem Verfasser in Dr. Beer's neuen Folge der Gesundheitszeitung 1837, Nr. 61, 63 und 66, angeführt wird, und auf welchen wir unsere Leser verweisen, indem sie in dem eben angeführten Aufsätze, die in der hier angezeigten Schrift ausführlicher abgehandelten wesentlichen Punkte in gedrängter Uebersicht beisammen finden.

Dr. Beer.

Literatur.

Geschichte und Gemälde des Universums. Von M. Daniello *).

Im verfloffenen Jahrhunderte machte der Abbé Pluche den glücklichen Versuch, die Naturgeschichte auch Personen in der eleganten Welt zugänglich zu machen. Wir alle haben sein „Spectacle de la nature,“ jenes belehrende und angenehme Buch, gelesen; nun ist es aber veraltet, denn das gegenwärtige Wissen hat einen weit größeren Umfang, als damals. Es war daher ein glücklicher Gedanke Daniello's, das Werk von Pluche umzuarbeiten und zu vollenden.

Daniello's Arbeit soll, wie man sagt, aus sechs Bänden bestehen. Bis jetzt ist bloß der erste erschienen und wir können daher nur über diesen einzigen ein Urtheil fällen; er enthält aber so viel Interessantes, so viel Reizendes und Mannigfaltiges, die trockensten wissenschaftlichen Begriffe sind in ein so blühendes Colorit gekleidet, der Verfasser hat sich mit solchem Glücke der lockenden Form des Dialogs bedient, mit einem Worte, er lehrt die Wissenschaft mit so viel Annehmlichkeit und Geist, daß wir diesem Werke im Voraus einen glänzenden Erfolg versprechen dürfen. Uebrigens loben wir noch an demselben die ausgezeichnete religiöse Tendenz, nämlich die hohe und herrliche Idee einer leitenden Vor-
 sehung, nach deren unergründlichen Weisheit alle Theile des großen Ganzen, des Universums nämlich, geordnet sind. Man fühlt auf jeder Seite des Werkes, daß der Verfasser beständig die schönen Worte des Psalmisten: „Die Himmel und die Herrlichkeiten der Schöpfung sprechen den Ruhm des Schöpfers,“ in der Seele gehabt habe.

Diesem Bande geht eine merkwürdige Einleitung vorher, welche ein für sich bestehendes Werk bildet, und von der größten Wichtigkeit, so wie von hohem Interesse ist. — e

*) Histoire et Tableau de l'univers, par M. Daniello. Paris, à la société bibliographique, rue St. Antoine, 76.

Tagesbegebenheiten.

— Man schreibt aus Kreuznach: „Unsere jüngste Kurliste zählte schon am 13. Juli 740 Badegäste, unter welchen viele russische, französische, englische und deutsche Herrschaften, und nach den vorhandenen Bestellungen wird deren Zahl sich noch bedeutend vermehren; es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß unser Bad bald ein sehr berühmtes werden wird. Mit der Einleitung zur Erbauung eines Kurhauses ist man beschäftigt.“

— Der Gesundheitszustand von London ist dermalen ein schlechter; besonders in den Quartieren der ärmeren Classen, wie St. Giles, Benthal-Green, Shoreditch und Walforth, herrschen bössartige Fieber. Man gibt sie der großen Unreinlichkeit Schuld.

— Die Bill zur Verminderung der Bierschenken in England, welche Lord Broug-ham unter großem Beifalle der Pairs kürzlich ins Oberhaus einbrachte, und worin das Biertrinken gewissermassen als die Quelle aller Laster in

England bezeichnet ist, wird von einem Theile der englischen Presse lächerlich gemacht. Der „Sun“ meint, das Bier sei etwas ganz Unschuldiges; auch die derben Deutschen tranken Bier von Mittag an bis in die Nacht hinein, ohne daß dies ihrer Sittlichkeit schade; die eigentliche Quelle der Laster sei in England die Unwissenheit der niedern Volksklassen, und der Schullehrer müsse hier abhelfen.

— Ein Blatt erzählt, ein Engländer habe den ganzen Weg von Bombay nach Carlsbad, wo er das Bad brauchen will, zu Fuß zurückgelegt.

— Chateaubriand braucht in diesem Jahre die Pyrenäenbäder, welche dieses Jahr von den Spaniern wenig besucht sind.

— Man schreibt aus Salzburg, vom 18. Juli: „Viele Beweise der Wohlthätigkeit und Gnadenbezeugungen der Kaiserin von Rußland werden in unsern Thälern unvergesslich bleiben. Ein dauerndes Denkmal für alle Zeiten, von der erhabenen Kaiserin gestiftet, heben wir nur hervor. Höchst dieselbe hat ein Capital von 2000 Reichthalern überwiesen, aus dessen Ertrage fünf arme Kurgäste alljährlich vier Wochen allen Bedarf erhalten sollen.“

— Die Akademie der Wissenschaften hat eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder verloren. Der berühmte Physiker und Chemiker Herr Dulong ist am 19. Juli Nachmittag mit Tode abgegangen. Er war erst 58 Jahre alt, seine Gesundheit jedoch schon lange geschwächt. Er hatte sich bei den lebensgefährlichsten Experimenten nicht geschont und sich bedeutende Verletzungen zugezogen.

Miscellen.

— Im letzten, äußerst strengen Winter hat man auch in London die bekannte Bemerkung gemacht, daß die Temperatur in der Stadt beinahe immer um 3° F höher war, als auf dem Lande. Man hat auch gefunden, daß die Verschiedenheit der Temperatur des Abends nach Anzündung der Gaslampen noch größer wird, indem die Temperatur beinahe immer um 3 — 4° F. stieg, wenn die Gaslichter einige Stunden gebrannt haben.

— 47 —

— (Vergiftung mit Wasserstierling.) Die fünf Glieder einer Familie in der Gemeinde Anglet (bei Boyonne), Vater, Mutter, ein Dienstknecht und zwei Kinder, von denen das eine acht Jahre, das andere elf Monate alt war, rieben den Körper zur Heilung der Krätze mit Wasserstierling ein; alle empfanden die Wirkungen einer heftigen Vergiftung. Der Dienstknecht und das kleine Kind unterlagen bald unter den grausamsten Schmerzen; die drei übrigen wurden durch schnelle Hilfe eines Arztes gerettet. (Buchner's Repert.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 66. Donnerstag, den 17. August 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Prag im September 1837. — Stimmen aus dem Alterthume. — Doctor Chanmergy.

Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Prag im September 1837.

Es liegt nun der vollständige Bericht *) über die Versammlung der Naturforscher und Aerzte vor. Schon das Verzeichniß der bei den Sitzungen abgehandelten Gegenstände zeigt auf den ersten Blick die Reichhaltigkeit der abgehandelten Gegenstände, und die strengwissenschaftliche Tendenz der gehaltenen Vorträge. Es würde uns zu weit führen, und es wäre in diesem Blatte auch nicht der rechte Ort, alle die im genannten Berichte vollständig mitgetheilten Vorträge, wenn auch nur kurz, anzudeuten. Daher begnügen wir uns, nur diejenigen näher zu berühren, die dem Gebiete der Diätetik angehören. In dieser Beziehung erwähnen wir Folgendes:

1. In einem medicinisch-statistischen Vortrage sprach Herr Kammerath Schlieben, aus Dresden, seine Ansicht über die unselige Zunahme des Selbstmordes wie der unehelichen Geburten aus. Diese Zunahme scheint dem Redner in einer eigenthümlichen kranken Geistesrichtung einzelner Individuen unserer Zeit seinen Ursprung zu haben. Das Uebel scheint ihm jedoch nicht nur persönlich, sondern auch örtlich bedingt, und durch Lebensweise, Sitten und Gebräuche modulirt zu werden. Was den ersten Punct betrifft, so ergab sich im Allgemeinen aus den Untersuchungen des statistischen Vereines im Königreiche Sachsen, der alle Nach-

*) „Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Prag, im September 1837,“ vom Grafen Kaspar Sternberg und Professor F. V. Eiden von Kromholz. (Prag 1838.)

richten über Selbstmorde und die sie begleitenden Umstände genau verzeichnet, daß in einer Reihe von 20 Jahren die Anzahl der Selbstmörder zugenommen, vorzüglich bei dem männlichen Geschlechte und in den sogenannten mittleren Lebensjahren. In den wenigsten Fällen haben sich Noth, Armuth und Körperliche Leiden, oder gekränktes Ehrgefühl als Triebfedern der Selbstvernichtung ergeben, — vielmehr waren theils eine durch Ueberfättigung bis zum Ueberdruß gesteigerte Lebensindolenz, theils Trunksucht, theils Gleichgiltigkeit in Gegenständen der Religion, und endlich der damit zusammenhängende Schwindel nach einem schnellen und leicht zu erringenden Reichthume, als die Hauptursachen zu betrachten. Aus den statistischen Arbeiten obgenannten Vereines, dessen Quellen nicht bloß Sachsen, sondern viele andere Länder waren, ergab sich ferner, daß seit ungefähr zehn Jahren, selbst mit Rücksicht auf die zunehmende Bevölkerung, die Anzahl der Selbstmörder um fast mehr als ein Viertel gewachsen; daß in den größern Städten und in den Fabriksorten des platten Landes die absichtlichen Todesfälle jetzt häufiger vorkommen, als früher, während in Orten, die sich vom unmittelbaren Bergbau nähren, derlei Fälle unter die seltenen gehören. Als Ursachen haben sich vorzüglich herausgestellt: Frühes Erwachen sinnlicher Triebe, Schwelgerei, die Sucht, schnell und ohne große Anstrengung sein Glück machen zu wollen, mißverständene Aufklärung, unmäßiger Genuß geistiger Getränke — besonders des Kartoffelbranntweins.

2. Herr M. D. Chauspied, aus Hamburg, hielt einen Vortrag über den Einfluß des Branntweins auf Gesundheit, Glück und Moralität.

Das Geschichtliche der Erfindung des Branntweins ist zwar dunkel, aber nicht so alt, wie des Weines; jedoch hat man schon bei ägyptischen Mumien Gefäße mit einer spiritubösen Flüssigkeit gefunden. Wahrscheinlich ist der Branntwein, und die Kunst ihn zu bereiten von den Arabern zu uns gekommen, und im XIII. Jahrhunderte war dessen Bereitung nur den Alchymisten als eine geheime Kunst bekannt. Bei einem sehr ergiebigen Weinsjahre haben (nach Laffori) die „Madenses“ zu Ende des XV. Jahrhunderts zuerst Branntwein aus Wein gemacht, und der starke Verbrauch die Venetianer aufgefordert, dieses Product nachzumachen; zuerst gewöhnten sich deutsche Bergleute an dieses Getränke, und der meiste Absatz ging nach Deutschland. Schon im XVI. Jahrhunderte war der Gebrauch des Branntweins ziemlich allgemein. Merkwürdig bleibt es, daß die Entdeckung der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers und des Branntweins — so nahe zusammentreffen. Gewiß gehört die Erfindung des Branntweins zu den wichtigsten und erfolgreichsten, die der Mensch

gemacht hat. Ihr wohlthätiger Einfluß auf so mannigfaltige Gewerbe und Künste, auf Lebensart, Gesundheit und Glück der Menschheit ist eben so groß, als deren Mißbrauch schrecklich ist. Der Branntwein hat dem Chemiker neue Auflösungs-, dem Naturforscher neue Untersuchungs-, und dem Arzte neue und schätzbare Heilmittel geliefert. Aber wie vielen Menschen ist er unter dem verführerischen Namen von Lebenswasser (aqua vitae) zu einem langsam wirkenden Gifte geworden. Sein Genuß ist eine Quelle von Lastern und Verbrechen, und eine Lockspeise für rohe Völker geworden, um sie zu bezähmen, zu entkräften und zu besiegen. Auf Sittlichkeit und Sterblichkeit hat die Erfindung des Branntweins den nachtheiligsten Einfluß geübt, wie ihn leider Arzte, Seelsorger und Polizeibehörden täglich bestätigen. Branntwein — Schießpulver! Wie oft treffen sie zusammen! Wenn der eine den Menschen bis zur Verzweiflung oder zum Vieh herabsinken ließ, macht das andere seinem Leben ein Ende. — Traurig ist es, daß man eines der nützlichsten Producte, die Erdäpfel, zur Vereitung des Branntweins benützt. Die Menge wird dadurch vermehrt, und die Qualität schädlicher. Der junge Kartoffelwein ist eben so ungesund wie der Rum; auch weiß man noch nicht das, der Schale der Kartoffeln vorzüglich inwohnende Gift — Solanin — davon zu trennen. Wahrscheinlich ist jener eigenthümliche Wahnsinn der Säufer (Delirium tremens), der in neuerer Zeit so häufig vorkommt, eine Folge des jungen und schlechten Kartoffelbranntweins. Vorzüglich in Rußland, Polen, Schweden, Dänemark, Holland und Norddeutschland hat man Gelegenheit, die Nachteile kennen zu lernen, die dieses Getränk über deren Bewohner bringt. In manchen Ländern Europa's hat man angefangen, dem Mißbrauche des Branntweins entgegen zu arbeiten, und in einigen Provinzen Amerika's, wo das Laster der Trunkenheit den höchsten Gipfel erreicht hatte, wird kein Branntwein mehr getrunken, und man sieht von dort her Schiffe in Hamburg ankommen, wo der Matrose alle Gefahren der See ohne Murren erträgt, und die schwersten Arbeiten folgsam leistet.

Nach diesen, etwas näher besprochenen Vorträgen aus dem Gebiete der Diätetik, können wir nur kurz auf den reichen Inhalt dieser Schrift aufmerksam machen, die alle physikalischen, chemischen, pharmaceutischen, mineralogischen, geognostischen, botanischen, anatomisch-physiologischen, zoologischen, entomologischen, medicinischen, ökonomischen und technologischen Vorträge, wie sie in den verschiedenen Sectionen gehalten wurden, in systematischer Ordnung mittheilt. In einem Anhange sind die eigenhändigen Unterschriften der Herren Mitglieder der Versammlung lithographirt.

Stimmen aus dem Alterthume.

(Für Freunde einer naturgemäßen Lebensart.)

I.

Gymnastische Medicin in Griechenland. Die in ganz Griechenland eingeführte Uebung des Körpers in den Kampfschulen (Gymnasien) hatte nicht nur großen Einfluß auf die Richtung und praktische Gestaltung der Medicin, sondern auch auf die Einführung bestimmter diätetischer Vorschriften. Der Oberaufseher solcher Kampfschulen hieß *Gymnasiarch*, unter ihm stand der *Hypharch*, dann die Gymnasien, denen hauptsächlich die Gesundheitspflege oblag. Sie hießen auch *Aliptä*, weil sie bei den Kampfübungen und beim Bade — welches letzteres stets mit jenen verbunden war — das Einsalben anordneten; man bezeichnete jedoch auch die bedienenden Slaven mit diesem Namen. Sehr ausgebildet war in dieser Schule die *Diätetik*, welche für die Kämpfer (Athleten) so wichtig war. Da diese Uebungen einen sehr heilsamen Einfluß auf Erhaltung der Gesundheit übten, so widmete man die Gymnasien dem *Apollo*, als dem Gotte der Heilkunde, und die Aufseher über die Kampfschulen sowohl, als auch ihre Handlanger (Bader) führten den Namen der *Ärzte*, weil sie alle Arten leichter Schäden zu behandeln pflegten. Später fingen die Gymnasien an, ihre Uebungen als Heilmittel für alle Krankheiten anzupreisen, und erfanden eine sogenannte *gymnastische Heilkunde*. Zu den vorzüglichsten Gymnasiarchen, welche unserer Aufmerksamkeit werth, die Arzneikunde genauer mit der Gymnastik vereinigt haben, gehören die Sophisten *Jocus* von Tarent, und *Herodicus* von Selymbrien. *Jocus* suchte besonders die fehlerhafte athletische Diät abzuschaffen, und dagegen mehr Mäßigkeit einzuführen. Er selbst war ein Muster der Enthaltbarkeit in jeder Rücksicht. Von dem *Herodicus* erzählt *Plato*, daß er selbst kränklich war, und daher an sich selbst den Versuch machte, was er durch *gymnastische Uebungen* zur Wiederherstellung seiner Gesundheit beitragen könne. Da er seinen Zweck erreichte, so empfahl er dieselbe Methode auch Andern. Er überschritt jedoch bald die Grenzen, und empfahl selbst den Fieberkranken Ringübungen, Fußreisen u. s. w. So erzählt sein Zeitgenosse *Plato*, *Herodicus* hätte seinen Kranken in *Athen* einen Spaziergang nach *Megara* (von *Athen* beinahe sechs deutsche Meilen) empfohlen, und dabei zur gleichzeitigen Bedingung gemacht, daß sie, sobald sie die Stadtmauer von *Megara* erreicht hätten, wieder umkehren sollten. Eigentliche Nachfolger hatten diese gymnastischen Ärzte nicht; aber ihnen gehört das Verdienst, daß Leibesübungen als ein Hilfsmittel der Heilkunst geschätzt blieben. Nur arteten leider die Gym-

nassen bald in Schulen einseitiger und unwissender medicinischer Handlanger aus, sie bildeten die sogenannten *Vader des Alterthums*, und waren meistens Sclaven oder Freigelassene, die der Heilkunde keine Ehre brachten.

Die Kampfübungen machten übrigens einen wichtigen Theil der Erziehung bei den Griechen aus. Sie entwöhnten die Nation von den wilden Verheerungen des Krieges, gaben ihrem Körper Gewandtheit und Stärke, und erhielten dem Geiste die immer regsame Thätigkeit, die nur durch das Gefühl der körperlichen Gesundheit und Stärke entsteht. „Wie sehr“ (sagt *Sprengel* eben so schön als wahr) „wie sehr mußten die Künste und Wissenschaften dabei gewinnen, wenn sie nicht von stehenden, kränkenden, durch einseitige Bildung verschrobenen Menschen, sondern von rüstigen, gesunden, blühenden Jünglingen geübt wurden, deren Athleten-Körper auch dem Geiste eine auffallende Stärke mittheilen mußte.

(Wird fortgesetzt)

Doctor Chanmergh.

(Ein Charaktergemälde.)

(Fortsetzung.)

Als der Arzt zu Hause angekommen war, begab er sich seiner Gewohnheit nach unmittelbar in *Mathildens* Gemach. Sie war in ihrem Boudoir, welches eben so, wie der Salon der Vicomtesse, nur von einem schwachen Dämmerlichte erleuchtet war.

„Es ist hier sehr düster,“ sagte der Doctor, indem er die doppelten Fenstervorhänge öffnete. — Seine Augenbraunen näherten sich einander und er fühlte sich im Herzen beklommen.

„Es ist ja immer so bei mir,“ antwortete *Mathilde*, „Sie wissen ja recht wohl, Freund, daß ich das helle Tageslicht nicht ertragen kann.“

Und wirklich waren die Gardinen immer so übereinander gerollt, daß sie den Sonnenstrahlen den Eingang verwehrten. Der Baron machte heute zum ersten Male diese Bemerkung, daher schämte er sich dessen, was er gesagt hatte, und sah sich im Boudoir rings um, um wieder zu Fassung zu kommen. Plötzlich blieb sein Blick auf einem Gestelle mit porzellanenen Vasen ruhen; ein Gefühl von Frost erfaßte ihn plötzlich.

„Sie haben da Blumen, *Mathilde*?“ fragte er mit einer sonderbaren Bewegung in seiner Stimme; denn er erinnerte sich mit Schauern an die Blumen der Vicomtesse.

„Ei freilich habe ich Blumen,“ erwiderte die junge Baronin, „warum überrascht Sie dies heute? ich hatte ja früher auch welche hier, die Sie sehr schön fanden.“

Der Baron erinnerte sich dessen auch wirklich; aber ohne sich Rechenschaft von der tumultuarijchen Bewegung in seinem Innern geben zu können, näherte er sich dem Sopha, auf welchem *Mathilde* saß, und ihn mit jenem Lächeln, das sich immer in der Gegenwart ihres Gatten über ihre Züge verbreitete, ansah.

Er stellte sich gerade vor sie hin, und indem er sie mit Schrecken betrachtete, rief er aus:

»Ach mein Gott, wie blaß Sie sind, liebe Freundin?“

»Bläß?“ wiederholte Mathilde, »doch nicht blässer als gestern; und bin ich denn nicht immer blaß?“

Er wußte auf diese einfache Frage nichts zu antworten.

»Leberdies,“ fuhr sie fort, »ist es nichts, mein Freund, als ein wenig Ermüdung; denn ich habe mich noch nie so wohl gefühlt, als eben heute.“

Dieselbe manierirte Sprache, daselbe Lächeln, welches nicht aus dem Herzen kam, und fast dieselben Worte auf dieselbe Frage; ach! nun vermochte der Doctor nicht mehr seine Aufregung zu befänstigen. Seine Täuschung verschwand und ihm ward es nun klar vor dem Blicke; mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend, murmelte er in dem Tone der Verzweiflung:

»Barmherzigkeit, Mathilde, Gnade . . . sage, sage mir, was habe ich dir denn gethan? . . . Liebe ich dich nicht genug.“

»Ich begreife Sie nicht, mein Freund!“ erwiderte die junge Frau, welche durch diese plötzliche Aufregung außer Fassung gekommen war.

»Die Langeweile nagt an Ihnen, Madame!“ fuhr er mit Heftigkeit fort, indem er vor ihr stehen blieb; »ja, die Langeweile ist es, ich sehe dies wohl. Aber warum ennuyiren Sie sich mit mir?“ — Bei diesen Worten kniete er sich halb an dem Sopha nieder.

Mathilde hob ihn auf, streckte ihm ihre Arme entgegen, drückte ihn an sich und stützte ihr Haupt an seine Schulter, und während ihre Füße wie die eines zornigen Kindes zitterten, antwortete sie weinend:

»Ich weiß nichts davon, in der That, ich weiß nichts davon!“

Wie vom Blitze gerührt blieben Beide eine lange Zeit in dieser Stellung; keines wollte zuerst den Kopf erheben, denn sie fühlten nur zu wohl, daß sie nach dieser verzweifeltsten Entdeckung, und diesem verhängnißvollen Gesändnisse, einander nicht ohne Furcht in's Auge sehen konnten.

In diesem schnell herbeigeführten, aber entscheidenden Augenblicke, in welchem zwei mit einander vereinigte Wesen schauernd den Abgrund maßen, welcher sie trennte, war von beiden Seiten ein großer Fehler begangen worden; dem ernsthaften Manne hatte es an Klugheit gemangelt, und der verstellten Frau an Geistesgegenwart. Chanmergy hatte bei dem Ausbruche seiner Verzweiflung Mathilden zu übereilt gefragt, und diese hatte durch ihr Weinen und ihr Zittern nur zu gut geantwortet.

Nach diesem langen Augenblicke des Schmerzes und der Verwirrung wand sich der Baron ohne Heftigkeit den Armen Mathildens, holte sich mit abgewandtem Blicke einen Stuhl, setzte sich vor sie und sprach, indem sie noch immer zu weinen fortfuhr:

»Ich klage Sie nicht an, Mathilde; denn es wäre ungerecht und lächerlich von mir, heute noch von Ihnen eine Liebe zu begehren, die ich Ihnen nie einzulösen im Stande war. Meine rücksichtslose Zärtlichkeit, meine ewig thätige Sorge für Ihr Glück konnten Ihnen nichts als eine Pflicht, nämlich die der Dankbarkeit aufbürden. Und jetzt, wo die erste Wirkung des Erstaunens vprüber ist, jetzt, da der Schlag geschehen und der Schmerz gemildert ist, obwohl die

Wunde noch blutet, jetzt muß ich Ihnen gestehen, Mathilde, daß Sie dieses Gefühl der Dankbarkeit, das einzige, welches ich von Ihnen fordern darf, gegen mich bis zum Heroismus aufrecht erhalten haben.“

Hier schwieg er, nicht um in den Zügen seiner Frau den Eindruck seiner Worte zu beobachten, sondern um sich zu sammeln; denn obwohl er mit der weisen Mäßigung eines ruhigen und überlegenden Geistes gesprochen hatte, fühlte er sich dennoch erschöpft; denn es hatte ihn ungeheure Mühe gekostet, seine stürmenden Gedanken in so sanfte Ausdrücke zu fügen, als ihm hier nothwendig schien. Sonst kamen ihm in Mathildens Nähe die Worte natürlich aus der Seele, aber in einem Augenblicke wie dieser, kostete ihn die nöthige Fassung ungeheure Mühe.

Bei den Worten Dankbarkeit und Heroismus erhob die Baronin ihr Haupt, und richtete ihren, um Mitleid flehenden Blick, auf ihren Gemahl; denn sie erwartete, in der Miene des Doctors einen Ausdruck von Ironie zu finden; allein jene trug nichts, als das Gepräge des tiefsten Schmerzes; da brach ihr Herz, und als ob sie den Sinn dieser sonderbaren Worte enthüllen wollte, lispelte sie: „Dankbarkeit? Heroismus?“

„Und ist denn,“ erwiderte der Doctor, „diese Beharrlichkeit im Dulden der Liebe eines Mannes, welche man nicht erwidern kann, etwas anderes? Welchen anderen Namen, als den von Dankbarkeit und Heroismus können Sie der Sorge geben, welche Sie durch zwei Jahre hatten, um mir Ihren Verdruß, Ihre Langeweile, vielleicht auch Ihre Abneigung zu verbergen?“

„Ach, mein Herr! Sie werden doch dies nicht glauben?“

„Und weiß ich denn nicht, Mathilde, wie schnell sich das menschliche Herz da zur Antipathie neigt, wo es nicht lieben kann? Für die Menschen, welche uns im gewöhnlichen Leben durch Zufall oder in verschiedenen Zwischenräumen begegnen, können wir weder Liebe noch Abneigung fühlen; aber man fühlt nicht diese bloß halbe Zärtlichkeit oder Kälte gegen diejenigen, mit denen man für immer zu leben verpflichtet ist. Zwischen Gatten ist eine völlige Gleichgiltigkeit nicht denkbar; denn hier ereignen sich täglich zu viele Umstände, welche entweder den Haß aufmuntern, oder im Gegentheile die Liebe rechtfertigen. Es ist da entweder eine Wonne, oder eine Qual, unter demselben Dache athmen zu müssen; sie sehen also, daß man, ohne widerstehen zu können, sich lieben oder hassen muß; und Sie lieben mich nicht!“

„Aber,“ rief Mathilde, „ich liebe Sie, bei Gott! ich liebe Sie, wie an dem ersten Tage unserer Liebe.“

„Das wollte ich eben sagen; Sie haben mich nie geliebt, und doch konnte ich das Gegentheil glauben! Wie sich doch das Herz willig der Täuschung hingibt! denn nur meine Blindheit allein muß ich anklagen. Listige Verschlagenheit war nie Ihr Verdrehen, und die berechnende Verstellung war ihrer Aufrichtigkeit fremd; Sie duldeten bloß ohne zu klagen, und ich beunruhigte mich bei meiner Leichtgläubigkeit nie über das Schweigen, welches mir doch Alles hätte aufklären können!“

„Warum sprechen Sie doch so,“ antwortete Mathilde, „habe ich Ihnen denn gesagt, daß ich unglücklich sei?“

„Es ist nicht genug, Mathilde, daß Ihnen das Leben in meiner Nähe erträglich erscheine, sondern Sie müssen es auch schön finden; unser gemeinschaft-

liches Glück ist nur um diesen Preis zu erlangen. In der Ehe darf man nie sagen, ich erwarte ein besseres Loos; denn dann bleibt Einem nichts mehr, nichts als eine verbrecherische Hoffnung.“

„Aber mein Gott, woher kommt es, daß Sie die Sachen nun so ernsthaft nehmen?“

„Weil es sich um eine so ernste Sache handelt; und da es zu dieser traurigen Erklärung kommen mußte, so soll diese auch freimüthig und vollständig sein, damit sie nicht noch einmal zwischen uns nöthig werde. Hören Sie mich, Mathilde, und weinen Sie nicht so sehr; ich werfe Ihnen nichts vor, und erkläre Ihren Mangel an Offenherzigkeit für kein Verbrechen; im Gegentheile danke ich Ihnen für die zwei Jahre des Irrthums und des Glückes, möchte ich sagen, welches ich ihm verdanke; denn nicht Sie haben mich mißbraucht, und Sie haben mich auch nicht enttäuscht; denn wäre mir nicht das Licht von wo anders hergekommen, ich wäre noch unendlich weit davon entfernt, die Wahrheit zu vermuthen.“

„Und was hat man Ihnen denn sagen können?“ fragte Mathilde lebhaft; „man hat mich verleumdet, das schwöre ich Ihnen; denn Gott ist mein Zeuge, daß ich nie gegen Jemanden über Sie klagte. . . . Und hätte ich mich denn je über Sie zu beklagen gehabt?“

„Es ist der bloße Zufall, welcher mir die Binde von den Augen nahm; aber was liegt daran, woher mir diese traurige Klarheit geworden ist? Weil ich jetzt nur zu gut sehe, so lassen Sie mich Ihnen Alles sagen, was mir unsere unglückliche Lage eingibt. Ich habe Sie geliebt, Mathilde, das wissen Sie; ich liebe Sie heute noch und werde dies wohl immer thun. Ich weiß, daß es in dieser Welt noch eine andere romantische Liebe gibt, welche gewisse Frauen haben müssen, damit sie sich wahrhaft geliebt glauben. Die meinige hat nichts von den tollen Entzückungen, an denen die andere so reich ist, sondern es ist die beständige und rechtmäßige Liebe eines Gatten; es ist diejenige, durch welche ein redliches Weib gerade die Summe von Glück genießt, auf die es hiernieden zu hoffen berechtigt ist.“

„Gab ich Ihnen je Anlaß zu dem Gedanken, daß ich nicht glücklich wäre?“

„Nein, niemals, wenigstens bis jetzt nicht; aber von heute an weiß ich, daß Sie es nicht sind, und dieser Gedanke ist mir unerträglich. Wir können nicht fortfahren auf diese Art zu leben, Mathilde! Ich will meine Existenz nicht um den Preis eines ewigen Zwanges und eines uns fortwährend verfolgenden Mißtrauens und Zweifels erkaufen.“

(Der Beschluß folgt.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 67.

Montag, den 21. August 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Einladendes Wort an Menschenfreunde zum Besuche der hier in Wien bestehenden Kleinkinderbewahr-Anstalten. — Stimmen aus dem Alterthume. — Doctor Chamerghy. — Tagsbegebenheiten. — Miscelle.

Einladendes Wort an Menschenfreunde zum Besuche der hier in Wien bestehenden Kleinkinderbewahr-Anstalten.

Das Kind hat auf den Schutz und die Stütze der Gesellschaft gerechten Anspruch, wenn auch dieser Schutz nicht so weit gehen darf, um die Erziehung der Kinder dem Familienleben und jedem elterlichen Einflusse zu entziehen. Es hieße das Kind der heilsamsten Atmosphäre, in der sein Geist ein- und ausathmet, entreißen, wollte der Staat alle häusliche Erziehung geringschätzen, und sich ganz allein als Erzieher geltend machen. — Aber die Gesellschaft ist verpflichtet, die Zukunft des neugebornen Bürgers gegen den bösen Willen, die Unwissenheit, das Vorurtheil und das Elend der Eltern in Schutz zu nehmen. Daher die Wohlthat, so früh als möglich das Kind einer Lage zu entreißen, die seine angeborenen körperlichen und geistigen Kräfte an ihrer Entwicklung hemmen, und es an der einstigen Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten hindern könnte. Die öffentliche Erziehung, oder vielmehr das Bewahren des Menschen muß von seiner frühesten Kindheit anfangen, wenn er nicht ein Opfer seiner frühzeitigen Gewohnheiten, des Elendes seiner Eltern, und des verführenden Beispiels seiner Umgebung werden soll. So segensreichen Einfluß die wachsame Liebe der Eltern auf das Gedeihen der Kinder ausübt, so fehlt es doch dieser Liebe oft an den Mitteln, sie zu befriedigen — oder an der Klugheit und Kenntniß, sie nicht in Austerliebe ausarten zu lassen. Ja es können Laune, falsche Begriffe von Erziehung, Noth und Elend, Rohheit, Leidenschaft, Begünstigung des einen Kindes vor dem andern, eheliche Zwietracht, nach-

barliche oder örtliche Verhältnisse, das Beispiel verdorbener Kinder oder Dienstboten, Kränklichkeit der Eltern und viele andere, diesen selbst unbekannt, Umstände den zarten Keim kindlicher Einfacht gänzlich ersticken, und das unschuldige Kind für alle Zukunft verderben. Hat unter solchen Umständen der Menschenfreund nicht die Pflicht, das verwahrloste Kind in bessere Verhältnisse zu versetzen? Ist es nicht die größte Wohlthat, der kindlichen Welt ein Asyl zu eröffnen, wo sie gesichert ist vor den Stürmen häuslicher Nothheit oder Noth, die ihre Existenz mit Vernichtung bedrohen?

Aber wie viele Bewohner der Hauptstadt denken das ganze Jahr nicht an diese Pflicht. Wie Viele wissen nichts oder wollen nichts wissen von dem Bestehen, den Fortschritten und dem hohen Bedürfnisse der Kleinkinderbewahr-Anstalten. Wie viele Reisende, die unsere Hauptstadt besuchen, und deren Merkwürdigkeiten mit neugieriger Hast besehen, lassen diese Pflanzschulen der künftigen Menschheit unbeachtet. Wenn es Thatsache ist, daß der Wohlthätigkeitsinn der Bewohner dieser Hauptstadt täglich die glänzendsten Beweise gibt, so kann doch nicht geläugnet werden, daß er bei der Richtung, die demselben zuweilen durch den Drang der Verhältnisse, durch das Eintreten großer Elementarschaden u. s. w. gegeben wird, in Gefahr geräth, Gegenstände der Wohlthätigkeit, die minder in die Augen fallen, ich will nicht sagen zu vergessen, aber doch gleichgiltiger, Kälder zu betrachten. Der wohlthätige Bewohner einer großen Stadt, wie überhaupt der Menschenfreund, nimmt es aber so wenig übel, wenn man seinen Sinn für Gegenstände der Wohlthätigkeit wach erhält, an die er leicht vergessen könnte, — daß er vielmehr gerne daran erinnert wird. Daher fürchten diese Zeilen keinen Vorwurf der Zubringlichkeit, wenn sie es unternehmen, edle Menschenfreunde neuerdings zum Besuchen der hier in Wien bestehenden Kleinkinderbewahr-Anstalten aufzufordern. Wir sagen bloß zum Besuche, weil wir überzeugt sind, daß sich das milde Herz eines Jeden öffnen, und zu einer weit reichlicheren Spende für Erweiterung und Verbesserung dieser Anstalten herbeilassen wird, wenn er durch Selbstanschauung und durch den erhebenden Anblick so vieler guten Geschöpfe sich von dem Zustande und dem Zwecke dieser Asyle der Unschuld wird überzeugt haben.

Denen aber, die kalt und gleichgiltig gegen Alles, was nicht ihren Sinnen schmeichelt, das Bedürfnis solcher Anstalten nicht anerkennen wollen, möchten wir mit aller Kraft der Ueberzeugung zurufen:

„Geht in die Hütten der Armen, athmet ihre Luft, hört ihre rohe Sprache, sehet ihre Sitten, die vielen Kinder, die sich da im größten Schmutze, bei dem unregelmäßigsten Genuße unverdaulicher Speisen und

Maschereien wechselseitig den Keim unheilbarer Krankheiten mittheilen — und das Bedürfnis einer bessern Erziehung und Pflege, einer reinern Luft, eines belebenden Umganges mit gesunden, reinlichen Kindern, einer geregelten Zeit- und Mahlzeiteintheilung, einer fleißigen körperlichen Bewegung, wird sich euch unwiderstehlich aufbringen. Wollt Ihr alsdann das herbe Gefühl, das jener Anblick Euch verursacht, mit der unschuldigsten Freude an den Fortschritten der Humanität vertauschen, — so eilet hin in die Zufluchtsstätte der Kleinen! Welch' ein Anblick! Wie sich da die Kinder ihres Lebens freuen, wie sie da an Sitten, Ordnungsliebe, gesunder Farbe, Reinlichkeit, wechselseitiger Liebe täglich zunehmen. Wie sie da lernen zufrieden sein mit dem Loose, das ihnen zu Theil geworden!" — Wir möchten jedem grübelnden Philosophen, jedem unruhigen Pseudo-Politiker, jedem Ehrgeizigen, jedem Hypochonder, Jedem, dem der Zahn der Laune seine Zufriedenheit zernagt, angelegentlichst rathen, die Kleinkinderbewahranstalten zu besuchen. Sie werden durch das Einathmen der Atmosphäre dieser kindlich heiteren Seelen ruhiger und mit ihrem Schicksale zufriedener diese Asyle der Unschuld verlassen; sie werden da reichen Stoff finden für ihr Nachdenken und für das Studium der noch unverdorbenen Menschennatur! Vorzüglich wohlthätig dürfte der Anblick solcher Versammlungen auf das wunde Herz mit sich selbst zerfallener Menschen wirken, die, an Indifferentismus krank, hier neues Leben, neues Interesse am Dasein, neuen Muth und neuen Glauben schöpfen werden. Hier, in diesen muntern Kreisen froher Kinder, in diesen, der Restauration des Menschengeschlechtes bestimmten Sälen werden sie frohe Erinnerungen an ihre eigene glückliche Kindheit, neues Interesse an so manchen Gegenstand knüpfen, welchen die Zeit und ihre Sorgen ihrem Gedächtnisse gänzlich entrückt haben.

Eltern, die ihre Kinder zu verlieren das Unglück hatten, — kinderlose Eheleute, die, im Wohlstande lebend, in der Lage sind, fremde Kinder zu unterstützen, werden hier elternlose Kinder finden, die ihnen ein Gegenstand der Wohlthätigkeit und zugleich des Trostes werden können. Was ist erhebender, tröstender und beruhigender für Kinderlose, als die Erziehung anderer gutgearteter und armer Kinder zu fördern, oder gar zu vollenden? Wo finden sie mehr Gelegenheit, dem Bedürfnisse ihres Herzens, das sich nach Gegenliebe sehnt, abzuhelfen?

Wie viel gibt man unnöthiger Weise durch's ganze Jahr aus, und doch könnte eine kleine Gabe oft hinreichen, die edelsten Zwecke zu realisiren. Man bedenke, daß der kleinste Beitrag, der kleinste Abbruch, den man seinen täglichen Ausgaben thut, im Stande wäre, ein Kind zu retten, seine ganze Zukunft zu sichern, dem Staate einen nützlichen Bürger zu erhalten. Doch wir fordern ja nicht zum Geben, sondern nur zum Ver-

suche der Anstalten auf; das Eine kann man leicht, es kostet ja nur eine Stunde Zeit — das Andere muß und wird von selbst kommen. Wir könnten viele Beispiele einer erst im Momente des Besuchens der Anstalten erwachenden Wohlthätigkeit anführen. Mehr als Einer ging bloß hin, um zu sehen und seine Neugierde zu befriedigen, und gestand beim Weggehen, daß er, durch den Anblick so vieler unschuldigen Geschöpfe gerührt, das einem sinnlichen Genuße in dieser Stunde bestimmte Geld dem bessern Gedeihen der Anstalt gewidmet, und sich Tags darauf über eine Verwechslung freute, die ihm manche Reue ersparte. Mehr als eine Dame, die wegen eines neuen Kopfpuzes beinahe den Kopf verlor, widmete nach dem Besuche dieser Anstalten die der Eitelkeit verfallene Summe dem edlen Zwecke der Menschenerziehung, und erzählte freudig, wie sie sich überwunden. Aber wir wollen Keinen nennen, und nur im Allgemeinen an das Herz edler Menschenfreunde ein erinnerndes Wort gerichtet haben; eine Erinnerung, die bei dem bewährten Wohlthätigkeitssinne der Bewohner Wiens gewiß ihre guten Früchte tragen wird.

Dr. Beer.

Stimmen aus dem Alterthume.

II.

Die Pythagoräer.

Die Ordnungsregeln, welche Pythagoras seinen Schülern zur strengsten Beobachtung vorlegte, zweckten größtentheils dahin ab, allen Fähigkeiten des Geistes und allen Theilen des Körpers durch beständige und abgemessene Uebungen jene Ausbildung zu geben, die seine Jünger zu brauchbaren Geschäftsmännern und zu nützlichen Dienern des Staates machen konnte. Die Diätetik des Geistes und Körpers wurde daher zuerst in der pythagoräischen Schule bearbeitet. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser große Philosoph die strengen Regeln zur Erhaltung der Gesundheit von den ägyptischen Priestern erlernt hat. Es ist ausgemacht, daß er in die Geheimnisse dieser letzteren eingeweiht war, deren Lebensart den strengsten Regeln unterworfen war. Die Pythagoräer lebten in der größten Eintracht und inniger Gemeinschaft aller Verrichtungen. Jede Stunde ihres Lebens wurde ihrer Bestimmung gemäß benutzt; jede ihrer Pflichten war auf's Genaueste bestimmt; und ihr ganzes Leben hatte das schöne Ziel, zwischen den Kräften ihres Körpers und ihrer Seele eine beständige Harmonie zu erhalten, jede Abweichung von der Regel, jeden Fehler in der Diät des Geistes und des Körpers auf's sorgfältigste zu vermeiden. Sie beobachteten die größte Reinlichkeit, schoren

und badeten sich häufig, „damit ihr Körper eben so unbesleckt, als ihre Seele erhalten würde.“ Die ihnen streng vorgeschriebenen körperlichen Uebungen bestanden im Ringen, Wettlaufen, Tanzen, Spazierengehen, und durften keinen Tag versäumt werden. Einer der wichtigsten Momente in ihren Ordensvorschriften war die Beobachtung der Mäßigkeit in ihrem ganzen Umfange. In der Wahl und Menge der Speisen war Pythagoras so strenge, als man bis zu seiner Zeit in Griechenland noch nie war; besonders untersagte er seinen Anhängern den Genuß der Fische und der Bohnen; Fleischspeisen durften sie nur mäßig, und nur von solchen Thieren genießen, die jung, zart und leicht verdaulich waren. Es ist unwahrscheinlich, daß Pythagoras selbst die Bohnen sehr gern gegessen habe, weil sie so leicht verdaut würden; vielmehr beschwerten sie den Geist durch Blähungen, und hindern denselben am Nachdenken. In der Selbstverläugnung und in der Enthaltbarkeit übte er seine Anhänger besonders dadurch, daß er die wohlschmeckendsten Gerichte den Hungrigen vorsehen, und alsdann sogleich unberührt wieder wegtragen ließ. Einen seiner Grundsätze, in Bezug auf das zu frühe Erwachen gewisser sinnlicher Triebe, können Eltern und Erzieher nicht genug beherzigen. „Man müsse,“ sagte er, „jungen Leuten solche körperliche Uebungen vorschreiben, und sie überhaupt so beschäftigen, daß sie an die Befriedigung ihrer Sinnenlust gar nicht denken könnten.“

Um die Harmonie zwischen Seele und Körper zu erhalten, mußten die Pythagoräer alle Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Mit dieser beständigen Ruhe der Seele suchten sie eine gewisse Frömmigkeit zu verbinden.

(Wird fortgesetzt)

Doctor Chammergh.

(Ein Charaktergemälde.)

(Beschluß.)

„Aber um des Himmels willen, welchen Vorschlag wollen Sie mir da machen?“ fragte die junge Dame äußerst bestürzt.

„Keinen anderen, als einige Monate mit Ergebung und Muth den Versuch zu machen, ob Sie Ihren Verdruß überwinden und mir näher kommen können; und wenn nach dieser Probezeit Ihre Melancholie fortbauert, Ihre Thränen fortfließen und mir Ihre Blässe beweist, daß das Uebel unheilbar sei, dann, Mathilde, dann . . .“

Hier hielt er inne, als ob er sich fürchtete fortzufahren, und Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Nun wohl, und dann . . .“? wiederholte Mathilde ängstlich.

Chanmergy's Stimme zitterte, sein Blick wurde unstät und er stotterte mit gesenktem Haupte die Worte:

„Nun wohl, dann müßten wir uns trennen!“

„Uns trennen?“ rief Mathilde. . . „Wie? habe ich Sie recht verstanden? Uns trennen? Sie müssen vergessen, was Sie gesagt haben, denn ich will es auch!“

„Und doch müssen Sie wissen, Mathilde, daß ich, wenn Sie auch Muth genug haben, so schwer zu dulden, Sie doch zu sehr liebe, um Ihnen Ihre Freiheit vorzuenthalten; denn ich will nicht, daß Sie der fruchtlosen Mühe unterliegen sollen!“

„Uns trennen?“ wiederholte die junge Baronin mit großer Heftigkeit; „mit welchem Rechte werden Sie mich zu einer Scheidung zwingen können?“

„Mit dem Rechte, welches mir meine Liebe für Sie gegeben hat; auch diese Liebe kann nach Umständen einen Heroismus annehmen, denn sie wird sich eher zu den grausamsten Opfern verdammen, als sich Ihnen aufdringen wollen. — Unterbrechen Sie mich nicht, ich bitte Sie; Sie wissen nicht, wie vielen Muthes ich bedarf, um so mit Ihnen zu sprechen. Zu dem, was ich Ihnen in diesem Augenblicke sage, bewegt mich weder eine Aufwallung des Unmuthes, noch meine gekränkte Eitelkeit. Wenn ich bei Ehegatten bemerkte, daß auf der einen Seite ein geringerer Grad von Zärtlichkeit vorhanden war, so beklagte ich beide Theile in gleichem Maße; und ich wünschte ihnen zu ihrem gemeinschaftlichen Besten hinlängliche Freimüthigkeit, um einander das zu sagen, was ich nun eben Ihnen sage. Nein, unter dem ehelichen Dache darf nicht Einer allein glücklich sein; denn von dem Augenblicke an, als das Eine die Liebe des Andern bloß bemitleidet, muß das zarte Band zerreißen. Denn es ist Feigheit, sich mit dem geschriebenen Gesetze gegen ein widerstrebendes Herz zu bewaffnen, so wie es eine Grausamkeit ist, jene, welche unsere Gesellschafterin sein sollte, als Sclavin an uns zu fesseln.“

„Und bin ich denn das nicht?“ erwiderte zärtlich Mathilde, welche dieser lästigen Scene ein Ende machen wollte. „Und war denn mein Betragen wirklich so tadelnswerth? Ich habe geweint, nun wohl, hat denn nicht Jedermann seine Tage der Traurigkeit, des Verdrusses?“

„Ohne Zweifel, aber dann muß man wenigstens die Ursache davon anzugeben wissen.“

„Es mag sein,“ erwiderte sie, „aber hier ist sie unerklärlich; ich überlasse mich oft meinen thörichten Träumereien, das gebe ich zu; aber darin liegt noch kein Grund für Sie, sich so argwöhnisch zu zeigen.“

„Mein Herz ist schmerzhaft verwundet,“ antwortete traurig Chanmergy.

„Das sehe ich wohl ein, mein Freund! daß ich Unrecht gehabt habe, und bitte Sie dafür um Vergebung; was bedarf es noch mehr, um von Ihrer Stirne die Runzeln zu verjagen? Wollen Sie mich lächeln sehen? nun wohl; ist es nicht dasselbe, welches Sie an mir so gerne sahen?“ — Bei diesen Worten lächelte die junge Frau mühsam.

„Ach, Mathilde!“ sprach ihr Gemal zu ihr, „wenn dies Alles aufrichtig wäre! Aber ach, ich wage dies nicht zu glauben.“

„Wie? wollen Sie denn Ihre bösen Drohungen immer von Neuem beginnen? Ich ließ Sie so lange sprechen, als Sie wollten, lassen Sie mich daher

nun auch an Ihnen rächen, Sie Lächer; lassen Sie mich Sie recht innig umarmen, um Sie für das Uebel zu strafen, welches Sie gestiftet haben. Wie? Sie konnten zu mir von Scheidung sprechen? zu mir, Ihrer Mathilde! O dieses Wort darf nie wieder über Ihre Lippen kommen, denn ich könnte es Ihnen nicht mehr so leicht vergeben. Dies war unser erster Zanf und er war schrecklich; es soll nie mehr zwischen uns eine Erwähnung davon gemacht werden, versprechen Sie mir das, und um diesen Preis will auch ich mich bemühen, nie mehr solche Vorwürfe, wie Sie mir eben gemacht haben, zu verdienen.“

Nach neuen Liebfosungen fuhr sie zärtlich fort:

„Wie Sie gelitten haben, Sie böser Mann, und wie sehr ich selbst litt! Versetze mich also wohl, beurtheile für die Zukunft meine Thorheiten nicht mehr so tragisch, denn sonst müßte ich aufhören zu glauben, daß der Weisere unter uns Zweien der große Doctor sei.“

Bei diesen Schmeicheleien der jungen Frau stach das Gefühl einer ihr zugefügten Kränkung so wohl hervor, daß der Baron, welcher sich innerlich vorwarf, zu viel gesagt zu haben, und Mitleiden mit dem Muthen fühlte, mit welchem sie sich zu betäuben suchte, sich stellte, als ob er in die Wahrheit ihres Lächelns keinen Zweifel setze. Er überredete sie daher mit einer scheinbaren Nachlässigkeit, daß er eben sowohl ihren Worten, als ihren Liebfosungen vollkommnen Glauben schenke.

„Nun wohl!“ sprach er, „Alles soll vergessen sein und wir wollen nie mehr davon sprechen. Ich weiß nichts mehr davon, und ich habe in Deiner Nähe nur angenehme Gedanken, denn ach, Mathilde, die Vergangenheit war gar zu schön.“

„Und ich stehe Dir auch für eine eben so schöne Zukunft,“ fügte sie hinzu.

Es ist gewiß, daß hier auf beiden Seiten eine Lüge gesagt wurde; allein sie ist zu entschuldigen, denn sie stützt sich auf keinen schuldigen Gedanken. Mathilde und ihr Gemahl betrogen sich einander gegenseitig, jedoch in einer edlen Absicht; sie aus Ergebung und er aus Edelmuthe, und vielleicht sagten sie zu einander:

„Wenn es wahr ist, daß in unserem Willen allein unsere Kraft liegt — nun wohl, so wollen wir durch unseren Willen glücklich werden, und vielleicht gelangen wir gerade auf diesem Wege dahin, unser Glück zu gründen.“

Michael Masson.

Tagsbegebenheiten.

— Der Director der Contumaz zu Semlin, Dr. Minar, welcher von der kais. österreichischen Regierung die Erlaubniß erhalten hat, sich auf einige Zeit nach Constantinopel zu begeben, um der Osmanischen Regierung bei Organisation ihres Quarantaine-Wesens behilflich zu sein, ist nebst seinen Begleitern am 9. Juli auf dem österreichischen Dampfboote „Ferdinand I.“ in letztgenannter Hauptstadt angekommen.

— Man schreibt aus Ischl den 3. August: „Hier sind diesen Sommer bedeutend mehr Badegäste aus allen Ländern und viele von hohem und höchstem Range — mehr Ausländer als Inländer — mit sehr wichtigen Krankheitsformen, von den ersten Aerzten Deutschlands hierher gesandt.“

— Man schreibt aus Hirschberg, vom 27. Juli: »Fast bis in die Mitte dieses Monats sah es in dem freundlichen Warmbrunn noch sehr einsam aus. Seit 14 Tagen jedoch hat sich dieser Kurplatz bedeutend gefüllt, und noch von Tag zu Tag sieht man neue Ankömmlinge den Heilquellen zu'eilen. Leider ist das schon seit 14 Tagen sehr unfreundliche regnerische Wetter, in Folge des auf dem Riesenkamme gefallenen Schnees, so rauh und stürmisch geworden, wie es nur immer im Spätherbste sein kann.»

— Herr Friedrich Cuvier, der Bruder des berühmten Naturforschers, ist kürzlich zu Strassburg, auf seiner Rundreise als General-Studien-Director, an einer Rückenmarkskrankheit gestorben. Er hat viel für die Naturwissenschaften geleistet, war Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Conservator des Cabinetes für vergleichende Anatomie im Jardin des plantes.

M i s c e l l e .

— In einem größern Aufsatze über das, mit Rücksicht auf Bevölkerung und Wohlstand, unverhältnißmäßige Zunehmen der Anzahl der Aerzte, macht Dr. Casper auf die aus dieser Ueberfüllung für das Publicum, die Aerzte selbst und für die Wissenschaft entspringenden Nachteile dringend aufmerksam. Leider sind die in diesem Aufsatze enthaltenen Wahrheiten so in die Augen springend, daß nur der, für das Wohl der Menschheit ganz gleichgiltige, oder »gut versorgte« Leser sie unbeherzigt lassen kann. Beschränkung des Studirens der Arzneiwissenschaft will jedoch der Verfasser durchaus nicht, indem ihm dies als eine unnöthige, unthunliche und illiberale Maßregel erscheint. Ob aber das von demselben vorgeschlagene Mittel das rechte sei, wollen wir hingestellt sein lassen. Dr. Casper sieht nämlich als ein Hauptmittel gegen diese Ueberfüllung die »Beschränkung der unbedingten Gewerbefreiheit unter den Aerzten, und Besetzung der Provinzen mit Aerzten von Seite der Behörden« an. Es sei diese auch bereits in Hannover zur größten allseitigen (?) Befriedigung durch die Verwaltung eingeführt. Es müßte daher nach diesem Vorschlage den jungen Aerzten nach erhaltener Lizenz zur Ausübung ihrer Kunst — die sie aber auch nicht gleich nach ihrer Promotion erhalten würden — ein Etablissement's-Ort in den, am meisten von Aerzten entblößten Landestheilen nach den Anträgen der Localbehörden von der obersten Verwaltungsbehörde angewiesen werden. Die Beschäftigung, die sie dann gleich im Anfange ihrer Praxis finden, wird ihnen für ihre Ausbildung von entschiedenem Nutzen sein, und dieser Einrichtung gemäß sollen sie nach einer gewissen Zeit und eingetretenen Vacanzen in bessere Gegenden versetzt werden. Immer soll jedoch zunächst die Vacanz, das Bedürfniß festgestellt und der Satz aufrecht erhalten werden: »Daß der Arzt nur für das Publicum da ist!«

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtshof Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei S. P. Collinger.

Neue



Solge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 68. Donnerstag, den 24. August 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Die Quacksalber in Paris. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz.
— Correspondenz-Nachricht. — Nekrolog. — Tagesbegebenheiten. — Miscellen.

Die Quacksalber in Paris.

Frankreich, das Vaterland der Magendie, Eloquet, Orfila, ist zugleich der classische Boden der Marktschreier und Quacksalber. In Paris schlägt der Marktschreier ungestört seine Bude neben der Sorbonne auf, und bietet seine Universalpillen und Pulver selbst den Studenten der Medicin an. Nirgends ist es so leicht als in Paris, sich unter dem Palladium eines Brevet d'invention als Erfinder einer Arznei geltend zu machen, und der gaffenden Menge durch das laute Ausschreien vollbrachter Wunderkuren das Geld aus der Tasche zu locken. Wer so glücklich ist, sich ein Privilegium, ein Patent auf den Alleinverkauf eines sogenannten Universalmittels zu verschaffen, der ist ein gemachter Mann; denn es wird nicht an Narren fehlen, die an seine Versicherungen wie am Evangelium glauben. Daher kann man in jedem französischen Journale die pomphafteften Ankündigungen patentirter Pulver, Salben, Syrupe, Essenzen, Lincturen, Extracte u. s. w. mit großgedruckten Lettern und mit Briefen documentirt lesen, die deren gute Wirkung bekräftigen. Aber wohl gemerkt, die angebotene Waare muß den Reiz der Neuheit und den anlockenden Nimbus des Außergewöhnlichen haben. Diese patentirten Pufcher, die man die officiellen Charlatane nennen könnte, bieten ihre Heilmittel doch wenigstens unter dem Schutze der Geseze feil, und so groß das Unheil ist, das sie stiften, so wird daselbe weit von dem Unwesen übertroffen, welches im Dunkeln schleichende Winkeldärzte, lichtscheue Krämer und sogenannte Praktikanten treiben, die weder patentirt, noch documentirt, ihre Waare in die Häuser tragen, und unbekümmert um Leben oder Tod, Alles dem Schicksale

überlassen. Der einzige Umstand, der die Wirksamkeit dieser Menschenclasse weniger schädlich macht, dürfte der sein, daß ihr Honorar gewöhnlich durch den Erfolg bedingt ist. Sie bringen es oft bei ihren Klienten zu einem so hohen Grade von Vertrauen, daß sie, auf letzteres sich stützend, alle Nachstellungen der Polizei und den Brotheib approbirter Aerzte verachten.

Es gibt auch in Paris, wie in jeder sehr großen Stadt, Aerzte, die nicht nur den Kranken ärztlichen Rath erteilen, sondern auch die Medicamente besorgen; dieses ist besonders bei jenen der Fall, welche sich auf die Heilung besonderer Krankheiten verlegen — unter welche vorzüglich die geheimen gehören. — Als ein merkwürdiges Beispiel dieser Art kann man, nach einem im „Auslande“ (20. Juli 1838) enthaltenen Artikel, den Dr. Albert betrachten, von dessen ausgebreitetem Geschäfte man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß er jährlich 100,000 Franken auf Maueranschläge und Anzeigen in den Journalen verwendet. Hierbei wird gewöhnlich der Puff angewendet, daß man für die eigentliche Kunst, für das Ertheilen des ärztlichen Rathes — nichts verlangt, dafür aber es der Billigkeit des Patienten anheimstellt, die Medicamente zu bezahlen. Auf diese Weise geschieht es, daß Mancher das von Dr. Albert ihm dispensirte Pulver für fünf Franken bezahlt, das er in der Apotheke um fünfzehn Sous kaufen könnte. Die gewöhnliche Manipulation bei dergleichen Selbstdispensationen besteht darin, daß der Patient angewiesen wird, seinen Vornamen in das Journal einzutragen, und sodann eine Nummer erhält, die er bei den folgenden Besuchen vorzeigt. Dr. Albert ist wegen des Andranges seiner Patienten nicht selten gezwungen, sich Aushilfe leisten zu lassen und — *incredibile dictu!* — seine *Domestiken* sollen sämmtlich gehörig qualificirt sein, um ihn zu vertreten.

Fragt man um die Ursachen eines so weit um sich greifenden Pflüschewesens in einem Lande, welches sich, wie Frankreich, als Mittelpunkt aller Civilisation ausgibt, so ergeben sich als die vorzüglichsten folgende: 1) Lassen sich die befugten Aerzte ihre Krankenbesuche übermäßig bezahlen, und wir haben erst voriges Jahr in dem Processe, den Dr. Koreff mit einer angesehenen englischen Familie durchzuführen hatte, gesehen, wie hoch die Pariser Aerzte, bei dem Mangel einer Taxe, ihre Forderungen stellen. Das Vermögen des Kranken ist der einzige Maßstab ihrer Rechnungen. 2) Was die sogenannten Ordinationsstunden betrifft, in denen gratis verordnet wird, ist es eine bekannte Sache, daß das Ehrgefühl des Franzosen ihn selten von diesen Gratisconsultationen Gebrauch machen läßt. 3) Die medicinische Polizei wird bei den Franzosen bei Weitem nicht mit jener Energie und Folgerichtigkeit gehandhabt, als dies in den deutschen Staaten, z. B. Oesterreich, Preußen, der Fall ist. Zu dieser

Schlaffheit der medicinisch-polizeilichen Maßregeln kommt noch die Unwissenheit der untern Volksclassen und der Mangel an gehörigem Elementar-Unterricht hinzu, welche beide die Leichtgläubigkeit des Pöbels an die Zauberkünste des Charlatans befördern.

Als Beispiel einer solchen abergläubischen Hingebung der unwissenden Menge an die Betriegerien der Aftersärzte möge der Umstand dienen, daß *) es im Reichgebilde von Paris Grundbesitzer gibt, die Gaunern gutes Geld bezahlen, um durch Zaubersprüche die Käfer an den Bäumen zu tödten; welche die Heilung eines kranken Gliedes dadurch zu erlangen hoffen, daß sie die Nägel an den Fingern abschneiden und einmauern, jedoch so, daß sie Niemand dabei sieht; die sich die Warzen vertreiben, indem sie eben so viele Linsen, doch ohne sie fallen zu hören, in einen Brunnen werfen, als sie Warzen an ihrem Leibe haben. Daher kann man als das beste Präservativ gegen Quacksalberei einen frühzeitigen Unterricht der untern Volksclassen ansehen, wobei vorzüglich darauf gesehen würde, daß durch Lesebücher in den Volksschulen die Naturwissenschaften, so weit es geschehen kann, auch den ärmsten Classen zugänglich gemacht würden.

Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz.

Der Gebrauch der Bäder, künstlicher und natürlicher Mineralwässer, hat in den letzten Jahrzehenden ungeheuer zugenommen. Daß dies nicht allein Sache der Mode, Caprixe reicher Patienten und nachgiebiger Aerzte sei, wie Manche behaupten wollen, ließe sich schon dadurch beweisen, daß man zu allen Zeiten badete, wie uns Homer's „Ilias“ aus dem grauen Alterthume und die Chroniken aller Völker aus dem Mittelalter lehren — wäre es auch unbestreitbar: daß erst in den neuesten Zeiten der große Vortheil ihrer Anwendung auf eine durchdringende Weise dem großen Publicum einleuchtet. Die größere Frequenz der Kur- und Badeörter in unseren Tagen ist also wohl durch andere Umstände hervorgebracht worden, als da sind: Brunnenschriften, Monographien der Heilquellen, Badeberichte in den Journalen, größere Belesenheit unter allen Ständen der Gesellschaft, der allgemeiner verbreitete Wohlstand unter allen Bürgerclassen; die Vergrößerung der Städte, deren riesige Zunahme das Gebiet der freien Luft immer mehr zurückdrängt, und den Städtern den Landaufenthalt, das Reisen und Baden nothwendiger macht; die Erleichterung der Communicationen durch gute Straßen, bequeme Kutschen, wohl eingerichtete Wirthshäuser; der Comfort in den Badeanstalten selbst, die Eleganz in allen Einrichtungen, die Leichtigkeit, sich alle gewohnten Genüsse zu verschaffen, und überhaupt die Möglichkeit, in Bädern so gemächlich und amüsan zu leben wie in der Residenz, oder auf seinem Gute zu Hause, wo man Alles, was Kummer verursachen oder unangenehm berühren könnte, zurücklassen kann, ohne sich dafür auch nur einer

*) „Austand“ I. c.

Entbehrung auszusetzen, — das sind so beiläufig die Ursachen, denen in der Regel der häufige Besuch der bekannteren Bades- und Brunnenorte zugeschrieben werden muß.

Sind indessen diese letzteren solche, wegen welcher Aerzte und Kranke sich nicht besonders freuen können, so wünschen wir doch die ersteren noch immer mehr und mehr zu verbreiten und machen daher auf folgendes Werk aufmerksam: „Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz,“ von Dr. Carl Christian Hille; Leipzig, bei Brockhaus; welches wir den Brunnen- und Kurgästen nicht besser empfehlen können, als indem wir daraus ausziehen, was sie und das ganze Publicum während dieser Zeit besonders interessiren dürfte.

Das erste Heft: „Brunnen- und Badediätetik für Kurgäste,“ enthält in dem kleinsten Octavbändchen ziemlich Alles, was Badegäste, um sich mit dem Arzte zu verständigen und ihrer Gesundheit zu nützen, wissen sollten. Die erste Abtheilung: Das Allgemeine über die Heilquellen, beweist die gründlichsten Kenntnisse des berufenen Verfassers; die zweite: Ueber den Gebrauch der Heilquellen, den praktischen Mann, der die Welt und den Menschen mit eben so glücklichem Erfolge studirte, als seine Bücher. Wir entlehnen der Einleitung folgende treffliche Bemerkungen:

So wichtig und eingreifend die Wirkungen der Heilquellen an sich sind, so vielseitig ihre Anwendung sowohl der Form als den Krankheitsarten nach ist, so werden sowohl die ersteren als die letzteren noch durch manche Hilfsmittel gefördert und unterstützt, aber auch im Falle der Vernachlässigung verhindert oder gar zu nichte gemacht. — Vieles kann beziehungsweise Heilmittel werden; damit aber eine Mineralquelle zur Heilquelle werde, kommt es darauf an, sie zweckmäßig den Umständen nach zu nützen — sie zu gebrauchen. Der Gebrauch einer Heilquelle ist an Bedingungen geknüpft, deren Erfüllung erst ihre segensvollen Wirkungen offenbart. Dieser Gebrauch stützt sich auf bewährte Regeln doppelter Art. Erstlich in Beziehung auf den Kranken und die Lebensordnung desselben an sich — allgemeine diätetische Regeln, und zweitens in Beziehung auf die Anwendung einer besondern Heilquelle — besondere Kurregeln. Die Kenntniß und Befolgung dieser ist jedem Kranken unerlässlich, will er Nutzen und nicht Schaden von der ihm vom Arzte angerathenen Brunnen- oder Badekur ziehen, und soll ihm das köstlichste Erdengut: Gesundheit wieder werden; die genaue Befolgung derselben kann und muß ihm Nutzen gewähren, wie ihre Ver säumung unbedingten Schaden; sie ist ein wichtiges Hilfsmittel, um die oft durch nichts Anderes zu erkennenden Wirkungen der Heilquellen zu erreichen.

Wie vielfach bei unserm, so wunderbarlich zusammengesetzten socialen Leben die nachtheiligen Einflüsse auf den menschlichen Körper sind, ist jedem Gebildeten bekannt; daher sie so oft die Gesundheit, die Harmonie der zum Bestehen und zur Erhaltung des Lebens nöthigen Kräfte und Verrichtungen stören, Krankheiten verursachen und Genesung und Wiederkehr der Gesundheit nur bei Entfernung der Ursachen, sonst aber höchstens Besehwichtigung der Krankheit möglich ist. Viele dieser Einflüsse wirken als sogenannte Gewohnheiten; und bleiben bei der Zähigkeit der Menschennatur, dem fast unerschöpflichen Ankämpfen der Lebenskraft gegen die einwirkenden Schädlichkeiten und dem Bestreben, sie auszugleichen und unschädlich zu machen, lange Zeit anscheinend gut oder doch unschädlich, bis sich endlich

die Krankheit ausgebildet hat. Den Menschen, dieses Gewohnheitsthier, umzieht aber unbemerkt eine Gewohnheit nach der andern, mit den guten schleicht sich manche schädliche ein, eine zieht die andere nach sich, wie ein Glied der Kette das andere. — Wer es nun kennt — und wer besser als der Arzt? — wie so viele wackere Menschen in ihren Gewohnheiten gleichsam einrosten; der kennt auch, wie schwer es ist, sie herauszubringen; alle mit einem Male zu lassen und zu verändern ist nicht so schwer, als unter ihnen zu wählen; noch schwieriger aber, unter Umständen sie zu meiden, wo uns hundert Dinge daran erinnern.

So lange aber der eifrige Geschäftsmann nicht gänzlich seinem ihn erdrückenden Geschäftskreise entrückt wird, der gewissenhafte, seine Gesundheit daransetzende Beamte sich beurlaubt, der Gelehrte aus seinem ihn magisch anziehenden Studirzimmer, und die sorgsame Mutter aus dem größern Kreise ihrer Kleinen entfernt wird; so lange werden eine Menge Krankheitsursachen fortwähren und die davon abhängigen Leiden unbeseitigt bleiben. Dem an sein ameisenartiges Leben gewöhnten Großstädter wird schon freier um die Brust und den Unterleib, kommt er in eine reine Luft, in eine schöne, freundliche Natur; wen ließe sie ungerührt? Das Gemüth wird freudig bewegt, die Lungen und das Blut, durch die reinere Lebenslust berührt, werden reger, erhalten neues Leben und durchströmen damit das Herz, die zarten Nervengewebe werden wohlthätig erschüttert, und freier und reiner vermögen nun die Eindrücke auf sie zu wirken.

Die mit einer Brunnenkur verbundene Reise, Zerstreung und nothwendige Veränderung der bisherigen Einflüsse auf den Kranken sind daher ein sehr wesentliches Hilfsmittel zur Erlangung der wohlthätigen Wirkungen der Heilquellen. Daß man diese Wirkungen überschätzt, ja über die der Heilquellen selbst hob, ist noch kein Grund, sie gering zu schätzen, und ihre trefflichen Folgen lieber unbekanntes, magnetischen oder galvanischen Kräften der Mineralquellen zuzuschreiben.

Die Reise, ist sie glücklich, von guter Witterung begünstigt und den Kräften des Kranken angemessen, so enthebt sie ihn mit einem Male seinem bisherigen Gewohnheitsleben, und umgibt ihn mit einer Menge neuer Dinge, welche kräftige und frische Eindrücke machen, und eben ihrer Neuheit und Ungewohntheit wegen ihre Wirkung nicht verfehlen. Der Kranke gewöhnt sich am ersten an die freie Luft und allmählig an die Veränderung derselben, an die reinere, vielleicht aber auch feinere oder sonst veränderte Luft des Kurortes. Die Nothwendigkeit zwingt ihn zu mancher Entsagung, aber auch dazu, sich fremden Menschen anzuschließen und den ersten Schritt zur Geselligkeit zu thun. Die Bewegung und der Aufenthalt in reiner Luft machen die neue Kost verdaulich, und gewöhnen ihn die nachtheiligen Reize seiner Küche und seines Kellers zu vergessen. Freilich ist hier nicht die Rede von jenen, alle Zeit fix und fertigen Badereisenden, die jährlich regelmäßig einen Kurort besuchen, aber dabei nicht ein Haar breit aus ihrem gewohnten Gleise kommen, sondern hier ist von jener Classe die Rede, welche dem Staate und den Ihrigen so nöthig sind, und, einmal aus dem geplagten Werktagelieben herauskommend, einen Sonntag des Lebens genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz - Nachricht *).

Verehrtester Herr Redacteur!

Ich beileide mich, Ihrer gütigen Aufforderung zu Folge, Ihnen einige Notizen über die diesjährige Saison, so viel, oder vielmehr so wenig mein kurzer Aufenthalt diese zu sammeln im Stande war, mitzutheilen.

Ich kann mich um so eher jeder Aufzählung und Beschreibung der seltenen Naturschönheiten und bestehenden Badeeinrichtungen Ischl's enthalten, da sich diese ohnedies einer europäischen Berühmtheit erfreuen, daher mehrorts satfam besprochen, und in Ihrem geschätzten, auch hier viel gelesenem Blatte bereits gehörig gewürdigt wurden. Ihnen vom hiesigen Leben, dem eigentlichen conversationellen Treiben etwas mitzutheilen, dazu ist mein hiesiger Aufenthalt noch zu kurz. Ich kann daher mit dem besten Willen mich nur auf den historischen Bericht der Fremdenliste beziehen, die gegenwärtig bei 400 Nummern, größtentheils hohe Herrschaften bezeichnend, enthält. Seine fürstliche Gnaden der Herr Fürst-Erzbischof von Wien, so wie Se. Excellenz der Herr Staats- und Conferenz-Minister Graf von Kollowrat, ferner mehrere fürstliche Namen zieren das Verzeichniß, welches von hohen Auswärtigen die Namen Ihrer königlichen Hoheit der Frau Herzogin von Leuchtenberg mit Tochter, und Ihrer königlichen Hoheit der Frau Herzogin Amalia, Gemalin des Don Sebastian, Infanten von Spanien, nebst andern Notabilitäten enthält. Möge Jupiter flavius dies zauberisch schöne Thal bald von seiner lästigen Gegenwart befreien, und den wärmenden Strahlen der Sonne Platz machen. Ich bin überzeugt, daß mit diesem Wunsche auch schon Alles gesagt ist, was auf das Vergnügen der Badegäste Einfluß haben könnte.

Ischl, den 29. Juli 1838.

D - 131

Neurolog.

Am 4. August starb zu Mailand der berühmte Dr. F. Pozzi, Director der königlichen Veterinär-Schule und gleichzeitiger Professor an derselben. — Er ist geboren zu Mailand aus einer bürgerlichen Familie, am 21. Juli 1769. Der Vater ward frühzeitig auf des Knaben ausgezeichnete Anlagen aufmerksam gemacht, und gab seiner Neigung zu dem Studium der Naturwissenschaften die gehörige Richtung. Gleichzeitig erhielt er fast in den meisten lebenden europäischen Sprachen den gründlichsten Unterricht, und sprach auch dieselben mit größter Vollkommenheit. Im Jahre 1792 wurde er zum Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie an der Universität zu Pavia promovirt, trat alsdann eine Reise durch die meisten civilisirten Länder Europa's an, hielt sich besonders in Wien, Paris, London und Madrid längere Zeit auf, um daselbst nicht nur die ausgezeichneten Medicinalanstalten, sondern auch die berühmtesten Männer vom Fache näher kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr von dieser Bildungsreise übte er Anfangs die Medicin in seinem Vaterlande, sodann die Chirurgie bei der französischen Armee aus. Später aber führten ihn die Umstände auf ein näheres Studium der Thierseuchen, ein Studium, das damals noch

*) Durch Zufall verspätet.

sehr daniederlag. Vorzüglich gab ihm die Lombardie, wo Ackerbau und Viehzucht stark betrieben werden, reichliche Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie sehr die Gesundheit der Thiere die öffentliche Aufmerksamkeit verdiene. Im Jahre 1807 wurde er zur Errichtung, Organisation und Direction einer damals neu zu erbauenden Veterinärtschule beauftragt. Diese Schule hat ihm ihr Entstehen, Wachsthum, Blüthe und den ausgezeichneten Ruf vorzüglich zu danken, dessen sie überall genießt. Ueber 30 Jahre lehrte er daselbst mit dem ausgezeichnetsten Beifalle, so wie er die Resultate seiner Beobachtungen daselbst in mehreren classischen Schriften veterinärkundigen Inhaltes niederlegte, in denen Ordnung, Klarheit, Gediegenheit des Vortrages, ein durchdringend praktischer Blick und Streben nach immer neuer Erweiterung der Wissenschaft sich kund geben. Neben diesem Hauptfache waren Physik und Chemie in ihrer speciellsten Anwendung auf das praktische Leben seine Lieblingsbeschäftigung, und er allein legte Hand an die herkulische Arbeit eines chemischen und physikalischen Wörterbuches. Aber auch als praktischer Arzt war er nicht unthätig, ja sogar glücklich. Ein unermüdlicher Fleiß begleitete ihn durch sein ganzes Leben, dem ein Schlagfluß ein Ende machte.

— r.

Tagsbegebenheiten.

— In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften, vom 6. August, macht eine Commission den Vorschlag, einen hohen Preis auf eine wissenschaftliche Arbeit auszusetzen, in welcher nachzuweisen wäre, daß entweder die Schutzkraft der Kuhpocke nur temporär und auf eine gewisse Anzahl von Jahren gültig sei, nach deren Verlauf eine Revaccination vorgenommen werden müßte — oder daß die Vaccine eine Veränderung (*dégénérescence*) erlitten habe, die eine Rückkehr zum ursprünglichen Impfstoff, von der Kuhpocke selbst genommen, nöthig mache. Herr Serres bemerkte darauf, daß in den bis jetzt beobachteten Epidemien von Varioloiden oder von wirklichen Blattern, jene Personen, die schon geblattet hatten, nicht mehr als die Geimpften verschont blieben; die Krankheit ergriff Beide in gleichem Verhältnisse. Man könne daher höchstens behaupten, daß das Impfen weder mehr noch weniger als die wirklich schon überstandenen Blattern vor einer Recidive schütze. Zahlreiche und an verschiedenen Puncten angestellte Beobachtungen lehren, daß die Blattern in Frankreich weit geringere Verheerungen anrichten, als in mehreren andern Ländern Europa's, und in dieser Beziehung scheint die Temperatur von sehr hohem Einflusse zu sein. Je mehr man gegen Norden kommt, desto minder kräftig scheint die Vaccine zu sein, und desto mehr Opfer finden die Blattern selbst noch unter den Geimpften. Man kann sich diese Verschiedenheit einigermaßen dadurch erklären, wenn man bedenkt, daß die durch Impfstoff hervorgebrachten Blüthen im Allgemeinen sich in den wärmern Ländern vollkommener entwickeln, als in den kältern, eine Thatsache, die sich schon im Norden und Süden von Frankreich bestätigt.

— In derselben Sitzung theilt Herr Flour en s mehrere Details mit, die auf den neulich erfolgten Tod Cuvier's Bezug haben. An einem Freitag Abends fühlte der Bruder des großen Naturforschers die ersten Symptome des bevorstehenden Anfalls, und schon am nächsten Morgen stellte sich eine vollkommene

Lähmung ein. Als Herr Fr. Cuvier bei seinem Aufstehen aus dem Bette seine Beine wanken sah, zweifelte er gar nicht mehr an der Natur seines Uebels, und erklärte mit Bestimmtheit, daß ein Leiden des Rückenmarks ihn ergriffen, und daß ihm leider kein anderes Loos, als das seines Bruders bevorstehe. In der That schritt die Krankheit unaufhaltsam fort; ein Ameisenkriechen in den Fingern, ein Steifwerden der Arme, schweres Athemholen und heftige Schmerzen traten hinzu. Mit der größten Fassung beobachtete Cuvier die Fortschritte seines, wie er an dem Beispiele seines Bruders nur zu gut wußte, unheilbaren Uebels, und sagte fast von Stunde zu Stunde voraus, was geschehen wird. Seine Seelenstärke und seine religiösen Grundsätze ließen ihn mit Muth einen Kampf bestehen, der durch vier Tage fortdauerte, und es war noch seinem Sohne — dem letzten Sprößlinge dieses Namens — gedünnt, seinen letzten Seufzer zu hören. Immerhin bleibt es merkwürdig, daß zwei Brüder einem Uebel unterlagen, das doch, im Ganzen genommen, sehr selten ist.

Miscellen.

— Die Statistik macht täglich neue Fortschritte und erstreckt sich jetzt auch ins Gebiet der Medicin. In Mailand ist bereits das erste Heft des interessanten neuen Werkes erschienen: „*Statistica Medica di Milano dal Secolo XV. fino ai nostri giorni, escluso il militare di Giuseppe Ferrario.* — Milano Bernardoni, 1838. — 47 —

— Man schreibt aus Bremen, vom 3. August: „Im Laufe dieses Monats wird auch hier eine Mäßigkeitsgesellschaft ins Leben treten; die Aufforderung zur Theilnahme an derselben ist in der ersten Nummer des „Mäßigkeitsblattes für Norddeutschland“ enthalten, das in monatlichen Lieferungen erscheinen wird, und als dessen Herausgeber die Pastoren Mallet, Iken und Tiele genannt werden.“

— Ueber das fortdauernde Elend in Indien enthält das „*Asiatic Journal*“ vom Juli Folgendes: „In den obern und nordwestlichen Provinzen Indiens herrscht noch immer, mit Ausnahme weniger Districte, Hungersnoth. Der Regen bleibt noch immer aus, und verbreitet dadurch das unsäglichste Elend unter den ärmern Classen der Bewohner. Auf dem Wege zwischen Agra und Calpi sollen die Leichen Verhungertes bei 50 zusammenliegen und die Gewässer des Dschumna einen Modergeruch von ihnen angenommen haben. Um das Elend des unglücklichen Volkes voll zu machen, greifen Krankheiten, besonders die Cholera, auf eine erschreckende Weise um sich, und rafften diejenigen hin, die der Brotmangel verschonte.“

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 69.

Montag, den 27. August 1838.

II. Jahrg.

Inhalt: Ueber den Einfluß der Erziehung auf das Nachtwandeln. — Eine Pest im Oriente. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Miscellen.

Ueber den Einfluß der Erziehung auf das Nachtwandeln.

Vom Med. Dr. J. E. Schönaug.

Zweiter Artikel *).

Wenn wir auf dem dunklen Pfade der Kindheit einige Schritte zurückthun, wo unser ganzes Wohl und Weh, gleichsam nur von einer dünnen Schichte der Zukunft bedeckt, in seiner völligen Entwicklung schon dem tiefem Forscherblicke darliegt; so stoßen wir unvermuthet auf einen Kreuzweg, dessen entgegengesetzte Bahnen nur zum Unheil führen. Die Jugend ist eine zarte Blüte, welche nur unter dem wohlthätigen Strahle einer glücklichen Erziehung gedeihet; das zu schnelle, so wie das zu langsame Reifen ist der Frucht nicht besonders förderlich. Und dies ist ein Fehler, den wir so häufig zu beobachten Gelegenheit finden; daß man nämlich Kinder bald zu früh, bald zu spät mündig werden läßt, woraus nur immer bedeutender Nachtheil für dieselben fließt.

Jene Periode, in welcher Jüngling und Mädchen durch eine geheime Scheu in ziemlicher Entfernung gehalten werden, bis sie endlich vor den Altar der Liebe hintreten, und die lange Trennung durch das Band der Sehnsucht tilgen; jene Zeit, wo die Natur ihr angestammtes Mutterrecht durch neue Tribute geltend macht — greift wie eine unsichtbare Geisterhand in die unverstimmten Saiten unseres Lebens ein, und so stürmisch sie auch über dieselben zuweilen hinsfährt, weiß sie doch die Griffe so zu regeln, daß das harmonische Ebenbild der Geisteskräfte sanft und edelgestaltet daraus

*) Siehe den Jahrgang 1838, Nr. 39 dieser Zeitschrift.

hervorgeht. Jeder Mißlaut, der durch unsere eigene Veranlassung dieses schöne, ebenmäßige Tongebilde stört, bringt Zerrörungen hervor, welche wir nur selten auszugleichen im Stande sind. In diese Zeit fällt auch gewöhnlich, wenn auch nicht immer, der unglückliche Ausbruch des *Nachtwandels*, und wenn sich auch zwischen dieselben kein ursächliches Verhältniß ausmitteln läßt, so geht das *Nachtwandeln* doch wenigstens mit der Entwicklungsperiode des Geschlechtstriebes Arm in Arm, und es dürfte keine undankbare Mühe sein, außer dem bereits in dieser Zeitschrift Angeführten, die kräftigen Eingriffe zu zeigen, durch welche es der Erziehung gelingen dürfte, diesem traurigen Uebel, das die Wurzeln unseres selbstbewußten Lebens untergräbt, und unserer Nerventhätigkeit die größte Kraft ihrer Selbstbestimmung raubt, Schranken zu setzen.

Ein Streben, welches die Natur zur Erhaltung unseres Geschlechtes so tief in das Wesen des Menschen gepflanzt, und mit dem zartesten Triebe so enge verkettet, macht seine Rechte, wie jedes andere Lebensgesetz geltend; nicht ungestraft bleiben aber die Vergehen gegen dasselbe; und was ihm gutwillig verweigert wird, sucht es sich gewaltsam anzueignen. Die äußeren Sinne haben ihre heißen Verfechter in dem großen Bureau der Geistes thätigkeit; die Phantasie ist ein kräftiges Organ, welches ihre verweiger ten Rechte vor die Tribune der Seele bringt. Muß sich diese nicht fremd in ihrer eigenen Behausung vorkommen, wenn einmal Uneinigkeit ihre Untergeordneten ergriffen? Muß sie nicht ihrer angestammten Priorität entsagen, wenn Willkür an die Stelle der Ordnung tritt? — Was eine überstrenge, unzweckmäßige Erziehung durch schonungslose Arbeit und Anstrengung aus dem Gesichtskreise der, in der Entwicklung begriffenen Jugend gewaltsam zu verbannen sucht, tritt ihr nur desto lebhafter in bunten Traumbildern unter dem Deckmantel der unbelauschten Nacht entgegen. Und wie billig wird diese nachtheilige Schonungslosigkeit nicht beseitigt, wenn man durch sitzengemäße Nachgiebigkeit dem wilden Unge stüm zu begegnen weiß? Ich habe Gelegenheit gehabt, allen jenen nachtheiligen Folgen, welche durch einen zu strenge verhinderten Umgang der Jugend beiderlei Geschlechtes so oft zu entstehen pflegen, unter einer sorgfältigen, höchst sitzlichen Aufsicht bei Spiel und heiteren Scherzen heilsam entgegenwirken zu sehen. Mit einer von jeder Leidenschaft fernen Ruhe sah ich dann Strumpfbänder lösen, für Küsse Pfänder eintauschen, deren bloßer Gedanke schon sonst einen Wollustschauer durch alle Glieder gejagt hätte. Welche hilfreiche Hand bieten hier nicht die Tanzunterhaltungen, welche, abgerechnet, daß sie dem Körper graziöse Bewegungen geläufig machen, noch für das zartere Geschlecht der Frauen, welches an gymnastischen Uebungen noch weniger Antheil nimmt, den Vortheil, ihren leichtgebredlichen

Fasernbau einigermaßen zu stählen, mit sich führen. Jede geistige Thätigkeit hat, wie die elektrische, ihre entgegengesetzten Pole, die, wenn sie sich lange angehäuft, das enge Band der besondern eigenthümlichen Formen haßt, und wie jene in das Reich der allgemeinen Kräfte mit gewaltiger Explosion überströmt. Die leicht reizbare Phantasie, das zart empfängliche Gemüth der Jugend sind mächtige Führer der bunten Außenwelt, und ihr ungetrübter Humor läßt ihr Alles im rosenfarben Lichte erscheinen. Alles, wie es den leicht verführerischen Sinnen vorgeführt wird, ist im Augenblicke angeeignet; aber das enge Herz kann mit seinem Zunder der leicht erpansiblen Liebe nicht lange widerstehen, es bedarf der Mittheilung, die gedrängte Brust bedarf eines Ableiters, wenn die schlagenden Wetter der rohen Wirklichkeit drohen. — Die Phantasie, glühend und drückend, wie die schwüle Atmosphäre, in diesem Alter, kann durch die Selbstliebe (Selbsthaß sollte diese Werworfenheit lieber heißen!) nur die brennbaren Materialien mehr anhäufen, aus denen der verderbliche Strahl, wie der Blitz aus niederer Pfügenluft zuweilen erzeugt, verheerend über die ganze frohe Zukunft des Menschen zuckt.

Glücklich ist er noch, wenn der Genius der Künste ihm jetzt schützend zur Seite steht, bevor er diesen verführerischen Lockungen der Sirenen Gehör gegeben, welche ihn in den Abgrund seines eigenen Verderbens zu ziehen drohen; wenn die Dichtung seine Einbildungskraft beschäftigt, die Malerei sein Auge an sich reißt, die Tonkunst an dem festen Maste sein Ohr entzückt, wo ihn die Tugend wie Ulysses band — so kann er noch glücklich der Scylla und Charybdis entgehen. Bei der besondern Empfänglichkeit des Gemüthes, welche Leuten dieses Alters eigen ist, ist es unmöglich, daß die Musik ihre Wunderkraft verfehlen sollte; denn „die Seele spricht nur Polyhymnia aus,“ sie allein redet rein die Sprache der Empfindung, ist der beste Dolmetsch unseres Gemüthes, sie vermag uns leichter wie ihre Schwestern aus der Wirklichkeit in eine unumschränkte Welt zu versetzen, ohne daß die Verbindungsfäden der Körperwelt darum zu reißen brauchten, sie hat Ton, Licht und Farbe, und den gräßlichen Leib ihrer Schwester Terpsichore kann Niemand leichter als sie besflügeln.

Wenn auch die übrigen Sinne dem Nachtwandler untreu werden, und durch eine ungenannte innere instincuelle Macht sich vertreten lassen, so ist es das Gehör am meisten, welches ihm den Gehorsam versagt; obwohl er sonst einer der wachsamsten ist, und, wenn sich alle den weichen Armen des Schlafes schon längst hingegeben, noch sein Amt versteht; daher nicht unverdient den Namen des Nachtsinnes sich erwarb. Aber so ausharrend er auch dem Leben bis zum letzten Athemzuge, und selbst länger noch,

zur Seite steht; so wenig er auch sich im Verhältnisse zu den übrigen vom Scheintode überrumpeln und einschüchtern läßt — ist es darum gerade seine übertriebene Bereitwilligkeit, welche dem Körper und w. it mehr der Seele oft nachtheilig wird, ihnen Schädlichkeiten zuführt, denen die übrigen, ihrer Plumpheit halber, nicht geschickt genug als Träger dienen. Und so ist es auch das mystische Nachwandeln, welches sich durch diesen Pörrner in die geheimen Gemäcker der Seele zu schleichen weiß, und von den langen Gängen des Labyrinthes, die es durchzumachen hat, nicht abschrecken läßt. Die faule Kindermagd, welche ihren unruhigen Pflingling am liebsten vom Nege der Schlafes umstrickt sieht, singt ihm bei der geringsten Bewegung ein Liedchen ins Ohr, erzählt ihm Geschichten, welche ihn leicht einzuschläfern vermögen; so entstehen bei einer regen Phantasie Träume, mächtig genug, die Herrschaft der Willenskraft zu untergraben.

Aber so wie das Nachwandeln uns, gleich Irrelichtern, in seine dunklen Reviere zu ziehen sucht, so fliehet es jeden Zeugen des Lichtes, vorzüglich aber die Controle des Gedächtnisses. Hat man sich einmal über die Träume eine solche Macht verschafft, daß man sie vor dieses Forum zu citiren vermag, wird man auch vor den Anfechtungen des Nachwandeln's sicher gestellt sein; es wird daher gut sein, Böglingen lebhaft ihre Träume ins Gedächtniß rufen zu lassen.

Gewöhnlich pflegt uns die Phantasie in der schönen Beleuchtung des Morgenrothes ihre heildunklen Traumbilder vorzuführen; es ist daher am besten, noch früher als Aurora, die Jugend dem Bette entfliehen zu lassen, und in diesem lebendigen Strahle lieber die großartigen Bilder der frischen Natur einprägen zu wollen.

Eine Pest im Oriente *).

(Von A. Slade.)

Die Pest von 1834 war gutartig; die Menge der Todten belief sich im Durchschnitte auf 400, und überstieg selten 600 an einem Tage. Eine solche Sterblichkeit ist in einer sehr großen Stadt fast unerhört. Unter der Mehrzahl der Bewohner gingen die Geschäfte ihren gewöhnlichen Gang fort, und die Bazars waren wie früher mit Käusern und Verkäusern überfüllt. Wir haben zwar Briefe aus Constantinopel gelesen, welche von 1400 Todten täglich sprachen, aber diese Briefe waren ohne Zweifel von den Marmisten geschrieben worden. Einige Zeichen individueller Furcht und einige auf Anhöhen für die Ausgesetzten errichtete Hütten ausgenommen, beurkundete nichts das Dasein der Seuche.

Eine Gruppe von sieben roh gebauten Hütten zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie standen auf dem Gipfel eines Hügel's in der Nähe der Straße,

*) Extrait inedit de la Turquie, la Grèce et Malte par N. Ad. Slade,

welche nach der Schießstätte der Bogenschützen führt, dem einzigen Platze, wo man bequem zwischen einer unendlichen Säulenreihe auf einem herrlichen Rasen reiten kann, mit der Aussicht nach dem Hasen und seiner bezaubernden Umgebung und dem Genuße des frischen Hauches, welchen der Eurinus herüber sendet. In der ersten dieser Hütten saßen zwei Frauen und einige Kinder. Ich näherte mich ihnen furchtsam, denn ich besorgte, daß sie durch den plötzlichen Anblick eines Fremden beunruhigt werden könnten. Ihre anscheinende Heiterkeit jedoch machte mich zuversichtlicher. Die Tochter einer dieser Frauen war an der Pest gestorben, und deswegen mußte die Familie auf diesem Hügel Quarantaine halten.

„Wann habt Ihr euer Kind verloren?“ fragte ich.

„Gestern,“ war die Antwort.

Mich schauderte; denn ich dachte an so viele Mütter, welche an der Stelle dieser hier wahnwitzig geworden wären.

„Ohne Zweifel,“ fuhr ich fort, um der Sache näher zu kommen, „war das Kind noch sehr jung.“

„O nein, es war das älteste meiner Kinder; es zählte fünfzehn Jahre.“

Hier ging ich. Eine andere, eben so ruhige Familie übte ihre Geduld in einer anderen Hütte, und zwar wegen des Todes eines Sohnes; diese Leute schienen auf nichts zu denken, als auf ein baldiges Ende ihrer Verbannung. Wie viele Rajas gibt es doch hier, dachte ich im Stillen; aber ich that ihnen Unrecht. Die Furcht, diese unzertrennliche Begleiterin der Pest, hatte Besitz von ihrem Herzen genommen, und alle übrigen Gefühle waren in diesem ersten aller natürlichen Instincte untergegangen. Alle Rajas saugen mit der Muttermilch auch Furcht vor der Pest ein. Beim Eingange der letzten Hütte, welche von den übrigen etwas entfernt stand, saß ein junges Weib. Ich ging vorüber, weil ich keine Lust hatte, noch ein Beispiel der Erniedrigung zu sehen; aber die Stellung dieses Weibes hielt mich auf. Sie war das treffendste Bild des tiefsten Schmerzes; ihr Haupt ruhte zwischen den Händen, die Haare wallten unordentlich herab, und die Kleidungsstücke schienen schon einen Monat lang nicht abgelegt worden zu sein; vor ihr spielten zwei liebliche Kinder auf dem Rasen. So tiefe Trauer flößt Achtung ein; ich wollte mich zurückziehen, ohne zu sprechen; aber sie erhob das Haupt und ihr Blick flößte mir Zutrauen ein.

„Arme Frau, habt Ihr also auch ein geliebtes Kind verloren?“

„O, viel mehr, viel mehr!“ rief sie, „es sind nun 22 Tage, seit mein Mann todt ist,“ dabei stürzte ein Strom von Thränen über ihre Wangen. Ich fühlte eine Art von Trost, denn hier eröffnete sich wieder meinem Blicke die menschliche Natur. Ich gab ihnen Kleines Spielwerk und ging dann den Hügel hinab; ein schwach betontes „Gott segne euch!“ folgte mir von den Lippen der Trauernden. Als ich etliche Tage darauf wieder vorbeiging, war sie etwas gefasster und sie konnte schon von ihrem Unglücke sprechen. „Er war gut; aber Gott wollte ihn mir nehmen und ich darf nicht murren.“ Diese mohamedanische Resignation überraschte mich. Ich sah sie das dritte Mal wieder, als ihre Quarantainezeit bald zu Ende ging. Ein junger Mann war an ihrer Seite; sie lächelte und schien glücklich zu sein. Die plötzlichen Umänderungen der Meinungen, die seltsamsten Handlungen erregen nicht das geringste Erstaunen während

dem panischen Schrecken der Pest. Wenn Leute, denen dieses Schauspiel neu ist, ein Erstaunen darüber ausdrücken, so begreift man sie nicht. Ein Sohn könnte seinen Vater tödten und eine Mutter ihr Kind aufzehren, ohne daß das Eine oder das Andere Aufmerksamkeit erregen würde. Alle Züge von Hartherzigkeit, die uns die Geschichte der großen Pesten mittheilt, wiederholen sich im Oriente. Beim ersten Flügelschlage des Ungethüms erstarrt das Herz des Levantiners; ein revoltirender Egoismus kommt nun an die Tagesordnung; Mitleid wird für Wahnwiz gehalten; seinem Nächsten beizuspringen wird zum Selbstmord; wenn den Mann die Seuche befällt, so nimmt sein Weib die Kinder bei der Hand und verläßt das Haus; die Diener entfliehen und man überläßt ihn der Sorge irgend eines Elenden, den die Pest in einem Spitale geschont hatte. Die Dienste, welche ihm die Seinigen aus Liebe, Ehrgefühl, Pflicht und Religion leisten sollten, muß er sich um einen Kranken täglich von einem Lohnknechte erkaufen. Wenn zufälliger Weise ein Sohn den Muth hat, im Hause seines sterbenden Vaters zu bleiben, so wird dies als ein Wunder betrachtet, sein Betragen für den höchsten Heroismus gehalten und einer öffentlichen Belohnung würdig erklärt.

Es gibt jedoch Ausnahmen, und die katholischen Priester, welchen das Pestspital zu Per a anvertraut ist, werfen einen hellen, himmlischen Strahl in dieses düstere Gemälde. Ihr Gelübde verpflichtet sie, die Sterbenden zu trösten; sie erfüllen jedoch überdies alle Pflichten, welche die zärtlichste evangelische Barmherzigkeit dictiren kann. Sie pflegen die Kranken, suchen die Reconvalescenten zu zerstreuen, und umarmen die Sterbenden. Freiwillig und ohne allen Lohn dienen diese heiligen Männer ihrem Gotte auf eine so schöne Weise. Seit einer langen Reihe von Jahren verrichten zwei Mönche mit einander den Spitaldienst. Mehrere der mörderischsten Pesten haben diese zwei Männer verschont, und sie glaubten nicht ohne Unrecht unter dem Schutze eines guten Engels zu stehen. Dieses Mal aber erhielt der Pater Rosario den Lohn seiner Ergebung. Abends den 24. August sprach ich noch mit ihm an der Spitalpforte; des andern Tags befiel ihn die Pest; am 28. war er nicht mehr. Ein anderer Mönch trat augenblicklich an seine Stelle.

Mit welcher Barmherzigkeit handeln die Türken in jeder Beziehung während einer solchen Drangsal! Wir tabeln zwar an ihnen den Mangel weiser Vorkehrungen gegen die Pest, aber wir bewundern den Muth, mit welchem sie der Seuche entgegen sehen und beneiden sie um die Sorgfalt, welche sie einander angedeihen lassen. Ihr Eifer mildert den großen Schmerz, und den Körper waschen liebevolle Hände, bevor er zur Erde bestattet wird. Würde die Wissenschaft von solchem Gefühle unterstützt werden, so wäre die Pest schon lange kein Gegenstand einer so großen Furcht, während sie noch so gefürchtet und (Dank sei es den Quarantainen!) noch so wenig gekannt ist, als sie es vor Jahrhunderten war!

Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Zerstreuung, das heißt: Vergessen der Sorgen, die da Jeder hat, oder sich schafft, und nur dann mögliche Erheiterung, leitet schon zweckmäßig die Reise

ein, und soll das gesellige Leben am Kurorte noch mehr bewirken, ist sonst das Herz nicht zu sorglich verkrustet, oder macht nicht Krankheit, gegen welche eben Hilfe gesucht wird, Sorglosigkeit und leichten Sinn unmöglich. Leider gibt es unter unsern genüßsüchtigen und sich geistig und körperlich überpurzeladen Zeitgenossen so viele moralische Herzlähmungen, daß nur dadurch die Erträglichkeit so mancher Geistesproducte, aber auch die epidemisch herrschende Ungenügsamkeit und Langeweile in unserer Zeit erklärlich wird. Doch schon die Trennung, so schmerzlich und angreifend sie oft dem Kranken ist, macht die erste Erschütterung, und ist diese überwunden, auch das Herz gerührt. Die Empfänglichkeit ist da, die Sorgen werden lockerer und der Heilquell thut das seinige. Ja was die Hinreise und der Aufenthalt am Kurorte noch nicht vermochte, vermag vielleicht die Heimreise; die Krankheit weicht, und frisch und lebendig wirken wieder einmal die Aufdinge auf die Nerven und die Seele.

Die Veränderung der Lebensweise, welche von den gewohnten Reizen, wofür der Körper zum Theile abgestumpft, zum Theile von ihnen nachtheilig getroffen worden war, zu neuen, von einer unregelmäßigen Lebensweise zu einer ordentlichen und zweckmäßigen führt, kann und muß von wesentlichem Nutzen sein. Sie betrifft außer so manchen Nebendingen vorzüglich die Veränderung der Luft, der Nahrungsmittel und Getränke, sodann zweier sehr wichtiger Zustände des Menschen: nämlich den Schlaf und das Wachen, und endlich den neuen Umgang mit Menschen selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

— In einem statistischen Berichte, den die Mailänder Zeitung von dem Zustande der Elementarschulen in der Lombardie mittheilt, heißt es unter Anderem: „Im Jahre 1838, in welchem sich durch Privat-Wohlthätigkeit die Kinder-Bewahranstalten in der Lombardie so sehr vermehrten und befestigten, ist es unmöglich, die Namen jener vielen Wohlthäter und Wohlthäterinnen zu nennen, die auf tausendfältige Art zur Erhaltung dieser Anstalten beigetragen, welche, indem sie eine mildthätige Zuflucht verlassenen Kindern gewähren, zugleich die Primärschule für Knaben und Mädchen werden.“ (Es folgt nun ein Verzeichniß vieler Wohlthäter, die sich das Gedeihen dieser Anstalten angelegen sein ließen.)

— Die Sache des Magnetismus und der *Ole. Pigeaire* ist noch nicht zu Ende, da die Freunde derselben 50,000 Franken Belohnung denen geboten haben, die mit dem Apparat, der ihre Augen verschließt, lesen könnten; aber nach dem Vorfalle in der Akademie hat kein Journal den Muth, sich der Sache anzunehmen.

— Ein Correspondent der allg. Zeitung sagt viel Niederschlagendes über das verwilderte Studentenleben in Paris. Die Zahl der Sterbefälle mehren sich unter den Studenten mit jedem Jahre in dem Maße, als die Ausschweifungen aller Art zu- und die geordneten Studien abnehmen. Die Einzelheiten über das Leben der Studenten, über die ununterbrochenen Trinkgelage, Estaminets-Freuden u. s. w., sind der Art, daß ein großer Theil der Eltern nur mit Schrecken an den Aufenthalt ihrer Söhne in Paris denkt.

— Zu Paris befanden sich im Jahre 1830 nur sechs Kinderbewahranstalten mit 800 Kindern. Am ersten Jänner 1838 dagegen zählte man 23 Kinderbewahranstalten.

— Man schreibt aus Freiburg, vom 6. August: Das im September d. J. hier Statt habende Fest der Naturforscher und Aerzte wird ein höchst interessantes werden. Stadt und Universität beifern sich, Vorbereitungen zur würdigen Feier zu treffen. Ein großes Gastmahl soll auf der Promenade zu Altpreissach gehalten werden. Wenn die Wirthe mit der Gegend wetteifern, den Gästen Genuß zu verschaffen, — woran nicht zu zweifeln ist — und wenn auch der Himmel heiter sein wird, so dürfte jener Tag reichen Stoff zur Freude und zur frohesten Rückerinnerung für alle Theilhaber des Festes bieten.

— (Ein Albino.) Herr Newbold schildert (in dem Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen) einen Malayenknaaben, den er zu Gressik sah, und als einen Albino bezeichnet, folgendermaßen: „Seine Haut war röthlich weiß, mit einigen Blattern und mit wenigen kurzen weißen Haaren bewachsen. Die Augen waren klein und zusammengezogen; die Iris von ziemlich hellblauer Farbe, die Augenslieder roth, mit kurzen weißen Wimpern, die Augenbraunen klein, und von derselben Farbe, die Pupille war beim Lichte sehr zusammengezogen. Die Empfindlichkeit gegen Lichtstrahlen war sehr groß. Er sah bei nicht völliger Dunkelheit, besonders aber beim Mondschein, besser als seine Nachbarn. Gegen Hitze ist er sehr empfindlich. Die leichtgläubigen Malayen bilden sich ein, die Genien hätten an der Erzeugung solcher Seltsamkeiten einen geheimen Antheil. Seine beiden Eltern sind von derselben Farbe, wie die andern Eingebornen. Seine Schwester aber auch eine Albino. Die Augen waren bei Beiden sehr hellblau, die Oberhaut röthlichblau.“

— Der *Moniteur* vom 5. August publicirt ein Gesetz, wodurch ein außerordentlicher Credit für die Revision der französischen Pharmakopöe (*Codex medicamentarius*) bewilligt wird.

— Die vom „deutschen Courier“ mitgetheilte Nachricht, daß in Stettin die Cholera wüthe, ist eben so ungegründet, wie alle andern Nachrichten von dem diesjährigen Wiederauftreten dieser Krankheit in den alten preussischen Provinzen.

— Nachrichten von der serbischen Grenze, vom 24. Juli, zu Folge, ist in Nissa, an der Grenze Serbiens neuerdings die Pest ausgebrochen. Zwar begnügt sich die furchtbare Seuche, indem sie sich einzig auf Nissa beschränkt, mit 5 — 6 täglichen Opfern; allein, da der Hauptverkehr Europa's mit dem Oriente durch genannte Stadt geht, so ist dieses Unglück dennoch weit und breit fühlbar. In ganz Serbien herrscht der beste Gesundheitszustand. (Allg. Ztg.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M.; wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 70. Donnerstag, den 30. August 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Ueber einige Pflichten gegen Sterbende. — Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt. — Ein Beitrag zur Geschichte der Medicinal-Polizei im XVII. Jahrhunderte. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Miscelle.

Ueber einige Pflichten gegen Sterbende.

Wer seinem Verufe nach die traurige Gelegenheit hat, Sterbende zu beobachten, und zu sehen, wie oft Unwissenheit, Rohheit, Geiz, Vorurtheil und Aberglaube sich vereinigen, um dem Menschen seinen letzten Kampf auf der Bahn des Lebens, sein letztes Ringen mit den Leiden dieser Welt zu erschweren — der kann sich des Wunsches nicht enthalten, daß in Bezug auf das, was man Euthanasie nennt, hellere Begriffe unter Nicht-ärzte verbreitet würden. Während man oft die größte Zärtlichkeit anwendet, keine Kosten spart, Nächte durchwacht, und eine Unzahl von Ärzten herbeiruft, um den Kranken zu retten, pflegt man — leider nur zu oft die Hände in den Schooß zu legen, sobald der Arzt die traurige Ueberzeugung ausspricht, daß keine Rettung mehr möglich sei. Der Anblick eines Sterbenden hat für Manchen etwas so Ergreifendes — daß es leider nichts Seltnes ist, Menschen gerade in dem Augenblicke aller labenden Theilnahme beraubt zu sehen, wo sie derselben am dringlichsten bedürfen. Sobald man sich das herzzereißende Geständniß machen muß, daß für den Leidenden nur noch wenige Athemzüge übrig bleiben, wird oft schon mehr an die Maßregeln zur bevorstehenden Leichenbestattung, als an die Darreichung eines erquickenden Trunkes gedacht. Ja die Unbesonnenheit oder vielmehr die Bestürzung der Umgebung eines Sterbenden geht oft so weit, daß man (auf die Veräufung seiner Sinne rechnend, und in der Meinung, der Kranke höre und sehe nichts mehr von dem, was um ihn vorgeht) in dessen Gegenwart von jenen traurigen Anstalten spricht, den Verlust des-

selben laut beweint, und vor lauter Zärtlichkeit an die Bedürfnisse des Sterbenden vergißt. Wir fürchten aus Rücksicht und Achtung für die Würde des Menschen Scenen zu schildern, wo Geiz, rohe Sitten und erbärmliche Berechnung der Vortheile, die das Scheiden des Kranken aus der Kette des Lebens einbringen, alle zarte Rücksicht auf die Heiligkeit der Sterbestunde vergessen machen. *Exempla sunt odiosa*. Wir bilden uns auch nicht ein, bei rohen Gemüthern, die ihre menschliche Würde so weit vergessen, mit unsern Belehrungen Eingang zu finden. Wir wollen uns daher in dieser Betrachtung an diejenigen wenden, die aus Unwissenheit, Vorurtheil, übertriebener Zärtlichkeit, oder Verstärkung über den bevorstehenden Todesfall, an die Pflichten zu vergessen pflegen, die sie der letzten Stunde eines Sterbenden schuldig sind. —

Vor Allem glauben wir unsere Ueberzeugung dahin auszusprechen zu müssen, daß es im höchsten Grade grausam ist, in Gegenwart eines Sterbenden, wenn man auch mit der größten Wahrscheinlichkeit dessen Auflösung jede Minute entgegenzieht, von dessen bevorstehendem Tode zu sprechen. Es gibt der Beispiele von Scheintodten nicht wenige, die uns erzählen, daß die Sinne solcher Scheidenden für jede, noch so leise Aeußerung mit der größten, aber auch schmerzlichsten Klarheit empfänglich blieben, obwohl ihnen jede Kraft fehlte, ihren Schmerz hierüber durch irgend ein Organ den Umstehenden zu erkennen zu geben. Daher sollten aus der Umgebung sterbender Personen alle Individuen vorsichtig entfernt werden, die durch allzulautes Jammern dem Scheidenden die letzten lichten Augenblicke verdunkeln. Noch mehr gilt diese Vorsicht von Personen, die ohne alle zarte Schonung für die geistige Erhebung des Sterbenden, durch Lärm, Geschwäg, Hin- und Wiederlaufen und zudringliche Geschäftigkeit, den bis zum letzten Augenblicke und oft dann am meisten hellsehenden Kranken nur noch mehr in seinen Ahnungen bestärken. Es ist unglaublich, wie wenig Achtung manche Menschen in dieser Hinsicht vor ihrem Mitbruder haben. Viele glauben nicht besser ihre Theilnahme bezeigen zu können, als indem sie das Krankenzimmer füllen, das Wischen reine Luft dem Kranken wegarathmen, eine den Act des Scheidens so sehr erschwerende Atmosphäre um das Sterbebett bilden, und die Angst des Bekommenen nur noch erhöhen. Man sollte ja nicht vergessen, daß eine möglichst frische und reine Luft in den Gemächern sterbender und unheilbarer Personen zu den ersten und vorzüglichsten Bedingungen einer Euthanasie gehöre. Wie grausam, durch unnütze Zuschauer, durch das Ueberfüllen des Krankenzimmers mit kalten und Mitleid heuchelnden, oder wirklich theilnehmenden Personen, durch das ängstliche Verschließen der Fenster, durch den Mißbrauch von Räucherungen, besonders mit sehr starken, durchdringenden, unangenehm rie-

henden und sehr viel Qualm und Dampf verbreitenden Dingen die Luft um den Sterbenden zu verderben. Besonders ist diese Luftverderbniß zu vermeiden bei Kranken, die in den letzten Stadien der Lungenschwindsucht, der Brustwassersucht, des Asthma, überhaupt an Herz- und Brustleiden darniederliegen. In den Zimmern solcher Kranken, aber nicht minder in denen auch aller übrigen Sterbenden, sorge man so viel nur möglich für eine möglichst reine, frische, oft erneuerte Luft. Diese gewährt oft dem Kranken mehr Erquickung, als alle die Labungsmittel, die man mit verschwenderischer Hand herbeischafft, und dient selbst zum Schutze der Gesundheit der Umgebung.

So wichtig eine reine Luft für den Sterbenden sowohl als für dessen Umgebung ist, eben so sehr muß man dafür sorgen, daß die strengste Reinlichkeit in Bezug auf Leib- und Bettwäsche des Kranken, und auf Alles, was er genießt, und überhaupt in seiner nächsten Umgebung erblickt, beobachtet werde. Nicht nur, daß Reinlichkeit den Kranken vor einem der schmerzhaftesten und gefährlichsten Zufälle, der selbst aller Krankenpflege hemmend in den Weg tritt — dem sogenannten Aufliegen (decubitus) — durch längere Zeit bewahrt, sondern sie erleichtert dem Sterbenden seinen letzten Kampf, besonders wenn er an Ordnung und Nettigkeit gewohnt ist. So viel es daher nur möglich, sei man für die Reinlichkeit auch noch bei Sterbenden besorgt, und zwar nicht nur an ihnen selbst und ihren Bedeckungen, sondern auch an ihren Umgebungen, damit nicht zu der Bitterkeit der letzten Stunde noch der Ekel und Widerwille gegen Sachen und Personen hinzukomme.

(Wird fortgesetzt.)

Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt.

IV.

Lieber Freund!

Wie schrecklich betriegt sich der Arzt, wenn er mit seinem Rezeptirtaschenbuche, oder gar einem Repertoire, welches ihm für jedes Symptom untrügliche Hilfe leisten soll, sich schon hinlänglich für die praktische Laufbahn ausgerüstet glaubt. Selbst dann, wenn ihm nichts an Thatsachen übrig bliebe, um sein physisches Arsenal der Heilkunst zu bereichern (aber welcher Arzt kann sich je dessen rühmen?) — wird ihm seine Arzneyimittellehre oft zu unausführlich erscheinen, wird ihn der zuverlässig gehaltene Führer häufig in den Irrgängen der verschiedenen Leiden und Leidenschaften verzweiflungsvoll verlassen; wenn er nicht in den Kammern des menschlichen Herzens so zu Hause ist, daß er sich in jeder Richtung und Lage zu finden weiß. — Die Natur hat eben

sowohl im Menschengesicht und Herzen mit großen, lesbaren Feuer-
 Lettern ihre Selbstverordnungen niedergeschrieben, wie sie die-
 selben im blinden Instincte der Thiere niederlegte; nur muß der Arzt,
 als treuer Priester derselben, die Hieroglyphen zu erklären wissen
 und zu lesen verstehen. Dunkel und veraltet zuweilen, wie das Men-
 schengeschlecht, ist ihre mystische Sprache; aber wer in dem großen
 Wörterbuche der Menschheit fleißig blättert, wird zu allen diesen
 Idiotismen leicht die Erklärung finden. Nur muß man nicht gerade
 damals lesen lernen, wenn man schon zugleich die Anwendung des-
 selben machen will; denn die Bände dieses voluminösen Lexicons
 sind zu zahlreich, um sie in der Eile durchlaufen zu können — und bis
 man die Bedeutungen dann mühsam zusammenstellt, ist leider die Erklärung
 schon häufig überflüssig geworden!

Wenn der Mensch die Schwächen seines Geistes einsehen könnte oder
 wenigstens wollte, so würde er gewiß, um einen Sündenbock zu fin-
 den, auf den er die Schuld der Vernachlässigung wälzen könne, häufiger
 Gelegenheit haben, die Natur wegen Unbill partieller Zurückhaltung
 des auszubildenden Geistes als des Körpers anzuklagen. Da die Aerzte
 früher Menschen als Aerzte waren, so glauben sie als Verfechter der
 Menschheit, der Natur in dieser Rücksicht eine verdiente Strafe als Ver-
 geltung auflegen zu müssen, und kümmern sich um Kränkelleiden des
 Geistes, Gemüthes nur sehr wenig: „Den brauchen wir nicht zu
 errathen, denken sie, der wird schon selbst für sich das Wort führen und
 sagen, was ihm Wohl oder Weh verursache.“ Wenn der Geist nicht immer
 deutlich genug spricht, so liegt nicht an ihm die Schuld; es fehlt ihm oft
 das passende Wort, die reine Empfindung, die redende Miene, um sich
 erklärbar zu machen. Nur der höchste Seelenfrieden und die stärkste
 Gemüthsstörung sind seine treuesten Dolmetscher; ein Engel
 spricht seinen reinsten, ein Verworfener seinen gemeinsten
 Dialect, die Erklärung aller Mittelgrade gehört vorzüglich in die
 Hermeneutik des psychologischen Arztes.

Wohl wirst du mir hier einwenden wollen, „wenn der Arzt hier heilen
 sollte, so müßte er zugleich gegen manche Leidenschaften mit der Kraft des
 Wortes und dem Schilde der Verunstgründe zu Felde ziehen; da würde er aber nur, wenn er sich lächerlich machen wollte, unserm
 altklugen Jahrhundert zurecht kommen.“ Der wahre Menschenkenner
 (und wer sollte dieses wohl mehr sein, als der Arzt?), der sich in Gesin-
 nungen und Meinungen, wo es ihm darum zu thun ist, unversehens ein-
 zunisten weiß, wird gewiß nie aus den Wolken fallen; er wird sich gewiß
 nicht uneingeübt zum Kampfe wagen, bis er nicht die Wölfe und

Schwächen seines zu besiegenden Gegners erspähet, selbst täuschend seine Maske zu wählen weiß, um ihm mit einem Schlage den Vernichtungstreich zu versetzen; er wird gewiß eine Saite anschlagen, von welcher er überzeugt ist, daß sie melodisch weiter klingt und den wohlberechneten Feind in süßen Schlaf einlullt; selbst da, wo ein Anderer eine Predigt zu halten Gefahr laufen müßte, wird er, als der Vermittler zwischen Sein und Nichtsein, wofür er von Vielen gehalten wird, nicht am unrechten Orte sein, und kann mit Gewißheit rechnen, daß sein Wort nicht ganz ungehört verklingt.

Welches Ungewitter von Furcht und beängstigenden Vorstellungen kann der Arzt nicht verschrecken, wenn er den heitern Farbenbogen der Laune über den Gesichtspunct seines Klienten auszuspannen versteht; welchen Frühling von Hoffnungen vermag er nicht über den düstern Himmel des Siechbettes heraufzuführen, wenn er das Blumenpanier der Wiedergenesung in den nebelgrauen Fernen der Zukunft kann sehen lassen; wer vermag das zerrissene Band der Liebe unauslöschlicher zu knüpfen, ihren elektrischen Strom beseligender zu leiten, als er? —

Laune, dieser buntbeschwingte Schmetterling, der sich oft mit Schalkereien verpuppt, um desto leichter fortflattern zu können, was vermag sie nicht Alles beim Arzte, ohne darum eine Harlekinsjacke ergreifen zu müssen! Wie lieblich kleidet sie nicht oft alte praktische Aerzte, wie verleihet sie diesen Mentoren ewige Jugend und betriegt sie um den Reif der Jahre! Aber für dies Alles hat die Schule keine Auszeichnungen zu vergeben, und wer sie bei den Haaren herbeiziehen will, wird gewiß die Mittel zu seinem Zwecke verfehlen. Dein Freund

Dr. — g.

Ein Beitrag zur Geschichte der Medicinal-Polizei im XVII. Jahrhunderte.

Die Sonnenfinsterniß am 12. August 1654.

In einem Archive einer altdeutschen Stadt findet sich ein sogenanntes „Consilium medicum,“ wie man sich bei der auf den 12. August 1654 bevorstehenden Sonnenfinsterniß verhalten soll, welches wir als einen Beitrag zur Geschichte des Sanitätswesens und seiner Eigenthümlichkeit wegen unsern Lesern mittheilen. Es heißt:

„Die Erfahrung zeigt, daß sich in Begehung dieser Finsterniß die Luft sehr verändert und vergiftet befindet, daraus dann vollends allerhand Ungelegenheit sowohl den Menschen als unvernünftigen Thieren im Felde zu erwachsen pflegt; derowegen rathsam sein will, daß man sich zu solcher Zeit wohl fürsehe, und man daher sich;

Fürs Erste ein paar Tage, vor und nach, mäßig in allen Sachen verhalte. Zum Andern, daß man sich zur selben Zeit der Pillen Amementis gebrauche; diejenigen aber, welche dergleichen Pillen nicht haben können, die brauchen dafür venetianischen Nithridat, Citronen, Angelica und dergleichen, nicht allein selbigen Tages, sondern auch etliche Tage hernach.

Drittens soll man diesen Tag mit gottseligen Werken, als Bethen, Lesung schöner Historien, und anderen geistlichen Uebungen zubringen, und sich hüten, während der Finsterniß unter freiem Himmel zu gehen, oder durch die Fenster hinaus an die Finsterniß zu sehen; man soll ferner von 11 bis 2 Uhr Mittag die Fenster fleißig zuhalten, auch denselben Tag vor dem Wasser trinken sich hüten und von Kräuteln nichts zu Hause bringen, sondern Alles den Tag vorher bestellen, in demalen durch vielbesagte Finsterniß solches Alles schädlich gemacht wird.

Viertens soll man während der Finsterniß, die dann ihre große Wirkung um Mittag haben wird, weder essen noch trinken, sondern man kann um Morgens früh um 7 Uhr frühstücken, vollends bis auf die Nacht ungefähr um 7 Uhr wieder essen, damit dem Leibe keine gefährliche Veränderung entstehe oder zugefügt werde.

Fünftens soll man dies Monat hinaus alles frühe Obst zu essen unterlassen, sonst würde der Mensch durch solchen vergifteten Beifall in schwere oder gar tödtliche Krankheit fallen, in Summa, die Menschen und ihr liebes Vieh sollen nicht allein selbigen Tages überzähltermäßen fleißig innehalten, sondern auch den ganzen Augusti hinaus in Essen, Trinken und allem Andern sich mäßig halten, vornehmlich das liebe Vieh nicht früh, und vor Sonnenaufstreckung des Bodens nicht auf die Weide treiben lassen; sonst würde der Viehfall unfehlbar zu gewarten sein. Dieses Alles ist aus Liebe des Nächsten und zu Erhaltung Leib und Lebens am Tag gegeben und publicirt worden. — m —

Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Wie wichtig die Art und Beschaffenheit der uns umgebenden Luft für Gesundheit und Leben ist, kennt jeder aufmerksame Beobachter, sie ist es aber auch nicht minder für den Kranken. Viele unserer deutschen Heilquellen liegen in Gebirgsgegenden, viele in anmuthigen, vor rauhen Winden geschützten Thälern, vielleicht tausend und mehr Fuß höher, als der heimische Wohnort des Kranken. Die reinere, feinere, durch üppige Vegetation überdies veränderte Luft wird ein ganz anderer Reiz für die Lungen des Kranken sein, als die staubige, trockene, oder sonst nachtheilige Luft seiner Heimat oder seiner Krankenstube. Der Kurort hat ferner, seiner südlichen oder nördlichen Lage nach, oder wegen sonstiger Umstände eine wärmere oder kühlere Luft, als der Wohnort des Kranken; was Alles von so entschiedener Wichtigkeit ist, daß es vom Arzte bei der Wahl der Heilquelle für den Kranken wohl erwogen werden muß. Durch manche Mineralquellen selbst wird die Luft ihrer Umgebung so bedeutend verändert, daß auch dieses von wesentlichem Einfluß ist; so kann die in der Nähe heißer Schwefelquellen eigene hepatische Luft Brustkranken sehr nützlich, bei großer äußerer

Hitze aber nachtheilig sein. — Schon die Alten kannten den wohlthätigen Einfluss der Seeluft, welche ärmer an Kohlenäure und reich an salzigen Bestandtheilen ist. — Daß die bekannten lindernden und heilenden Wirkungen der Seereisen in Krankheiten, von der eigenen Beschaffenheit der Seeluft bedingt werden, beweist die Wiederholung derselben wohlthätigen Einwirkung auf Kranke, welche in der Nähe von *Soolquellen* und *Gradirwerken* leben.

Wie die Beschaffenheit des *Climas*, das heißt der Lage und der Luft eines Ortes oder Gegend sich schon der Pflanzenwelt ausdrückt, was am augenfälligsten die Vegetation der Küstengegenden beweist, so hängt von diesen nicht unbedeutenden Verschiedenheiten, welche *Deutschland* hierin darbietet, auch eine gewisse Verschiedenheit der Nahrungsmittel und Getränke ab. Wer da weiß, wie die Früchte und Gemüse mancher Gegenden milder, zuckerreicher und verdaulicher als die einer andern sind, wird begreifen, daß dies auch bei andern, selbst animalischen Nahrungsmitteln, wie bei Getränken der Fall sein kann. Wie kräftig sind nicht die animalischen Nahrungsmittel in manchen Gegenden, und eben durch ihre Güte bei zweckmäßiger Zubereitung verdaulicher. Wie verschieden ist nicht die Milch oder Molke in Gebirgsgegenden von der in flachen Gegenden oder in großen Städten — die von Thieren erhalten, welche sich in reiner Bergluft ihre würzigen Kräuter als Nahrung selbst suchen und diese sich bewegend verarbeiten, oder von Thieren, welche durch solche Stallfütterung erhalten werden. Obgleich Gewohnheit den auch meist in einer Art Stallfütterung lebenden Menschen Alles verdauen läßt, so ist dies doch bei Kranken nicht der Fall, und daher von Wichtigkeit. Ein gutes, zweckmäßig gewähltes Nahrungsmittel soll zwar dem Gesunden das sein, was ein Heilmittel dem Kranken; allein oft steht in Krankheit jenes höher als dieses, das vielleicht gar fehlt. In einem guteingerichteten Kurorte sollen überdies die Speisen und Getränke nicht nur gut, sondern auch zweckmäßig und zur Kur im Allgemeinen passend gewählt sein, wodurch es oft allein möglich wird, manchen Kranken seiner noch nicht vom »Geiste der Kochkunst«^{*)} durchdrungenen Küche und seines vollen Kellers zu entwöhnen.

Schlaf und Wachen werden eines wie das andere übertrieben, und wie man sich überwachen kann, so kann man sich über Schlafen, was Beides gleich schädlich für die Gesundheit ist. So schwierig es oft für den Arzt wird, das Ueberwachen zu bekämpfen, so trifft er doch wenigstens unter den Ueberwachten folgсамere Kranke, als unter den Ueber Schlafenen. Der Nutzen des richtigen Maßes von Schlaf und Wachen ist hier besonders zu erwähnen; das Beispiel am Kurorte wirkt schon mächtiger auf den Langschläfer, als sonst irgend etwas, und wird dagegen der schlaflose Kranke durch zweckmäßige Bewegung in freier Luft und durch die übrigen Hilfsmittel einen gesunden und stärkenden Schlaf wieder erlangen.

Die Menschen endlich selbst wirken auf einander ein, und zwar belebend, erheitend oder umgekehrt auf die mannigfaltigste Weise. Nun ist aber gewiß, daß mit dem vorschreitenden Alter und bei dem zunehmenden Ernst des Lebens die frühere, jugendliche Empfänglichkeit für den Menschen, als solche abnimmt und eine gewisse Abgeschlossenheit eintritt; daher im Allgemeinen ältere Personen so selten neue Freundschaften schließen, und überhaupt schwer zugäng-

^{*)} So heißt ein von *F. König* und später von *F. Rumohr* bearbeitetes Werk.

sich sind: Das Geschäftsleben, Stand und eine Menge Verhältnisse zwingen oft dazu, und nöthigen wenigstens zu großer Vorsicht, wallt auch einmal ein jugendlich warmes Gefühl nach Mittheilung u. s. w. auf. Günstiger verhält sich dies am Badeorte; los und ledig zum Theil der gewöhnlichen Verhältnisse, ist diese Empfänglichkeit um so größer, je mehr gleiche Leidensgefährten zusammenkommen, gleiche Klagen, gleichen Trost finden, und am Ende Einer an dem Andern Geduld und Folgsamkeit lernt, oder die nicht ganz leichte Kunst krank zu sein, die allerdings erlernt sein will. Unter den von älteren Personen geschlossenen Freundschaften oder gemachten Bekanntschaften kommt gewiß die Mehrzahl auf Reise- oder Badebeksanntschaften; ja Menschen, welche vielleicht Jahre lang an einem und demselben Orte gleichgiltig gegen einander fortlebten, nähern sich an fremden Orten, und finden vielleicht Ursache zu bedauern, daß dies nicht schon früher geschah. Von diesem einmal glücklich wieder angeregten Einwirken auf Andere und auf dem sich wirken lassen, hängt nun Erheiterung, vergnügliches Zusammenleben, Geselligkeit und wechselseitig angeregter Genuß an dem ab, was die Natur und das Gesellschaftsleben bieten und gewähren können. —

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e .

— Am 9. August fand zu Berlin die Feier des vierundvierzigsten Stiftungstages des königl. medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Instituts Statt; dessen Zweck bekanntlich ist, das Heer mit geschickten Aerzten zu versorgen. Zur Verherrlichung dieses Festes trug die Gegenwart Sr. königl. Hoheit des Prinzen August von Preußen, so wie die mehrerer ausgezeichneten Staatsbeamten, hoher Stabs-Officiere und Gelehrten bei. Der hochverdiente Director des Instituts und erster General-Stabs-Arzt der Armee, Dr. von Wiebel, theilte in einer Rede die Veränderungen mit, die im verfloffenen Jahre Statt gefunden, und gab eine Uebersicht der aus dem Institute hervorgegangenen Aerzte überhaupt. Hierauf trugen zwei Studirende Abhandlungen über zwei Krankheiten vor, die für den Militärarzt von besonderem Interesse sind, nämlich über das Heimweh und die Tag- und Nachtsblindheit. Auch prüfte der Stabsarzt Dr. Naths eine Abtheilung der Studirenden über einen Gegenstand aus der operativen Chirurgie. An fünf Studirende, welche sich besonders ausgezeichnet, wurden werthvolle Werke als Prämien vertheilt. Zum Schlusse der Feier setzte der interimistische Ober-Stabsarzt und Subdirector dieser Anstalt, Herr Dr. Grimm, in einer gehaltvollen Rede die Grundsätze auseinander, nach denen die Studirenden dieser Anstalt ihre Ausbildung erlangen, in welcher Ausdehnung selbige dem Militärarzte zu Theil werden müssen, und welche Anforderungen der Staat an sie zu machen berechtigt sei.

— r —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 71. Montag, den 3. September 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Dr. Robert Verity über die Veränderungen, welche die Civilisation in dem Nervensysteme hervorgebracht hat. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Ueber die bevorstehende Abtragung eines Theiles des Hotel-Dieu in Paris. — Die wohlfeile Diät. — Miscellen.

Dr. Robert Verity über die Veränderungen, welche die Civilisation in dem Nervensysteme hervorgebracht hat.

(Frei nach dem Englischen des Monthly Review.)

Der Zusammenhang zwischen der physischen und moralischen Organisation des Menschen ist ein Gegenstand, dessen befriedigende Beleuchtung nicht bloß die geläutertste Philosophie und die genaueste Kenntniß des Stoffes und des Geistes, sondern auch eine innige Bekanntschaft mit der allgemeinen und speciellen Geschichte erfordert. Diese Bedingungen scheinen sich in einem hohen Grade in Dr. Verity zu vereinigen, wie dies eine neuerlichst von demselben herausgegebene Schrift *) beweist. Der eben so sonderbare als wichtige Gegenstand verdient die genaueste Untersuchung, nicht bloß der Physiologen und Aerzte, sondern auch aller derer, welche an den Fortschritten der Civilisation Interesse haben.

Lord Kames sagte: „Der Mensch ist im wilden Zustande fast ganz Körper, mit einem nur geringen Antheile von Geist; aber in der Reife der bürgerlichen Gesellschaft ist er vollendet in beiden; im Zustande der Entartung durch Luxus und Wollust, hat er weder Körper noch Seele.“ Es ist daher ein Gegenstand, welcher das Studium und die ernste Aufmerksamkeit des Staatsmannes, Philosophen, Philanthropen und des Volkserziehers in

*) The nervous System, changes produced in the nervous system by civilization considered according to the evidence of physiology and philosophy of history by Robert Verity M. D. London, 1837.

Anspruch nimmt, nämlich die Grundlage zu kennen, auf welche die vernünftigsten Hoffnungen der Menschheit gegründet werden. Dr. Verity sucht sowohl aus unserer natürlichen Körper- und Geistesbeschaffenheit, als auch aus den Jahrbüchern der Zeit zu beweisen, daß die Entwicklungsstufen der menschlichen Natur größtentheils von den Verhältnissen des Nerven-Elementes in unserer Organisation abhängen; daß dieses Element veränderlich sei, und nach den verschiedenen Mitteln und Einflüssen von Seite der Menschen selbst, wachse und abnehme.

Von der ersten Gründung der Gesellschaft in Europa bis auf die gegenwärtige Zeit finden sich mehrere merkwürdige Zeitpunkte in der Geschichte der Civilisation, während welcher das Intellectuelle noch immer dem thierischen Instincte und persönlicher Willkür untergeordnet war. Diese und die folgenden Zeitpunkte, deren jeder sich über seine Vorgänger in geistiger Entwicklung und geselliger Harmonie erhob, müssen bis auf die Triumphe der Erziehung, der literarischen, socialen und politischen Einflüsse der neueren Zeiten hinab, sich unmittelbar jedem Leser aufdringen. Dr. Verity behauptet nun, daß im Einklange mit allen diesen fortschreitenden Zuständen auch ähnliche Modificationen in dem physischen Zustande der Europäer Statt gefunden haben.

Diese intellectuelle Erhebung und Verfeinerung zeigte sich schon in dem Charakter und in der Art der Ernährung unter der Gesellschaft und in den mannigfachen hygienischen Verhältnissen, welche das menschliche Individuum gegen die zahlreichen Einflüsse der Außenwelt bewahren. — Diese Verbesserung in Bezug auf die Nahrung, sowohl hinsichtlich ihrer Qualität als Quantität, hatte daher eine directe und vortheilhafte Rückwirkung auf die geistigen und moralischen Fähigkeiten, und zwar durch die erhöhte Thätigkeit des Nervensystems.

Die Derbheit des Geschmacks, meint Dr. Verity, und das Uebermaß von Nahrung, denen in roheren Zeiten von allen Menschenklassen gehuldigt wurde, bieten einen unmittelbaren und belehrenden Contrast mit der Delikatesse und Verfeinerung der Diät, welche die gebildeteren Classen der neueren Völker charakterisiren. In der That, was früher bloß die nackte Nothwendigkeit der Existenz und ein kaum hinlänglicher Schutz gegen natürliche Unbilden war, in welchem Abstände erscheint es nicht gegen die Bequemlichkeiten, Annehmlichkeiten und den Luxus unserer Zeit. Daher ist der Einfluß unverkennbar, den diese Umstände auf die persönlichen und häuslichen Verhältnisse der gegenwärtigen Civilisation, und wie es scheint, auch auf die intellectuellen und industriellen Fortschritte ausüben. Lebensweise und Sitten, wie sie in früheren Zeiten in allen Ständen der Gesellschaft vorherrschend waren, bedingten auch in den einzelnen Individuen

ein überwiegendes Verhältniß der thierischen Natur. Dieses charakterisirte sich auch durch den relativ kleinen Kopf, zu großen Leib, starke Gliedmassen, durch die derbe, grobförnige Beschaffenheit des körperlichen Stoffes, eine sparsame Vertheilung der Nervenfasern und endlich durch ein Uebergewicht des Gefäß-, Muskel- und Lymphsystems.

Aber in dem Verhältnisse, als sich die Nervenfunctionen mit der fortschreitenden Civilisation höher zu entwickeln anfangen, wurde auch die Nahrung mehr regulirt, mannigfaltiger und verfeinerter. Der Nahrungsprozeß erlitt sowohl in Bezug auf seinen Sitz, als auf seinen Charakter und seine Thätigkeit entsprechende Veränderungen, und zwar zu Folge eines physiologischen Gesetzes, daß jenes System, welches anhaltend beschäftigt wird, auch einen größeren Zufluß von dem allgemeinen Nahrungsvorrathe an sich zieht. Wo also die Thätigkeit der Muskeln und Eingeweide vorherrschend ist (wie dies in den früheren Perioden der Fall war, und unter den niederen Ständen der jetzigen Zeit noch ist), finden wir auch einen ähnlichen Charakter der Ernährung und des körperlichen Aussehens; wo sich aber der allgemeine Ausdruck der Thätigkeit mehr in den Nervenfunctionen äußert, wie z. B. in unseren Zeiten, da finden wir auch die Ernährung mehr auf den nervösen Theil der thierischen Oekonomie ausgedehnt. Unter dem Einflusse dieses Gesetzes allein können sich die physiologischen Veränderungen, welche die Civilisation im Menschen bedingt, gestalten. Da dieser Civilisationsprozeß eigentlich ein Bestreben des intellectuellen Systems ist, sich über den Geschmack und die Neigungen einer niedrigeren Art zu erheben, so muß auch in dem Prozeß der körperlichen Veredlung das Nervenelement des Körpers ein Uebergewicht über das Muskel-, Eingeweide- und Lymphsystem erhalten.

Nach dieser Grundidee richtet Dr. *Berity* seine Aufmerksamkeit auf jene Veränderungen und Umstellungen, welche im Menschen durch erhöhte Ernährung des Nervensystems erzeugt werden. Er behauptet, daß sich dieses Wachsthum stufenweise vom Leben des Wilden durch die verschiedenen physiologischen Entwicklungen des Menschen, bis zu dem Typus der höchsten Civilisation hinauf verfolgen lasse. Denselben Weg verfolgend, bemüht er sich auch, den verschiedenen Functionen des Nervensystems, wie sie in ihrer Entwicklung mit den verschiedenen Stufen des socialen Fortschreitens im Einklange stehen, einen bestimmten Sitz und Erscheinungsweise anzuweisen. Die comparativen Eigenthümlichkeiten bei der Zucht der Hunde und der Pferde gewähren ihm erläuternde Beispiele über diesen Gegenstand und führen den Denker auf den Schluß, daß auch in menschlichen Wesen die Beschaffenheit des Blutes bis auf einen gewissen Punct veredelt werden könne. Eine Race oder Familie muß den Einfluß vieler günstiger Umstände

durchgehen, bevor sie in dieser Beziehung auf den höchsten Punct gelangt ist, bevor z. B. der derbe, saftreiche Körper der Bäuerin zu dem zarten, nervenreichen Gewebe der hochgebildeten Dame wird. Diese fortschreitende Umbildung setzt Dr. Verity auf folgende Weise auseinander.

(Die Fortsetzung folgt).

Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Sind auch die angeführten Sätze nicht alle neu, so ist doch ihre Zusammenstellung höchst einleuchtend und lobenswerth, und als solche müssen wir besonders die „Allgemeinen diätetischen Regeln“ rühmen, die Hille auf folgende vier Hauptpunkte reducirt: 1) Die Wahl des Kurortes, 2) die Wahl der Jahreszeit, 3) die Lebensweise des Kranken und 4) der Gebrauch anderer Arzneimittel neben dem des Heilquells.

In Rücksicht des 1) bemerkt er, daß die Wahl des Kurorts um so wichtiger und schwieriger ist, je mehr davon zum großen Theil die Gesundheit, ja das Leben des Kranken abhängt, und dieser ihm sehr drückende Opfer bringen muß. Sie ist aber auch deswegen lediglich und ganz allein Sache des Arztes, welcher mit der Natur der vorhandenen Krankheit sowohl, als mit den Wirkungen der Heilquellen so genau bekannt sein muß, wie mit denen der übrigen Heilmittel. Indem der Arzt eine große Verantwortlichkeit übernimmt, muß der Kranke aber auch alle Nebenrücksichten bei Seite setzen, und nicht versuchen, die Wahl nach zufälligen Wünschen lenken zu wollen, wie dies so häufig leider geschieht, indem Viele glauben: Bad sei Bad, und sich am Ende gleich. Es ist recht wünschenswerth, wenn sich alle Nebenumstände vereinigen; der Kurort, wie die Gegend desselben, dem Kranken angenehm sind, die Jahreszeit und Gesellschaft überdies glücklich zusammenpassen; allein diese Dinge dürfen einzeln nicht den Ausschlag geben, da sie im Verhältnisse zur Heilquelle nur untergeordnete Nebendinge sind. Wer sie aber, wie leider so oft, zur Hauptsache macht, der Mode oder der Erreichung anderer Absichten wegen, allein oder mit Hilfe eines zu gefälligen Arztes den Kurort wählt, der möge allein oder mit jenem theilend die unausbleibliche Strafe hinnehmen.

2) Die Wahl der Jahreszeit könne in unserem Clima in der Regel nur auf die Monate Juni, Juli und August fallen.

Die Lebensweise des Kranken ist gedrängt und erschöpfend zugleich dargestellt, und sollte, erlaubte es der Raum dieser Blätter, um zur allgemeinen Kunde zu gelangen, ganz abgedruckt werden.

Zu einer vollständigen Kur schreibt die Regel vier Wochen vor, und dieser Zeitraum ist wenigstens erforderlich, um der Heiloperation die nöthige Ausdehnung zu geben. Eine halbe Kur regt das Uebel nur auf, ohne es zu heilen, und die Kranken sind schlimmer daran, als vorher. Sie könnten sich oft glücklich schätzen, wäre es möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen. Die sogenannte Extraposkur, wo man aus vierzehn Tagen durch doppeltes Trinken und Baden vier Wochen machen will, ist die verkehrteste Maßregel von der Welt, und statt heilsam, angreifend und verderbend.

Der Verfasser führt nun im zweiten Bändchen die Bäder und Heilquellen in Böhmen und Mähren an und sagt: „Böhmen besitzt eine große Zahl Mineralquellen, und unter diesen so kräftige und berühmte Heilquellen, daß sie die übrigen fast vergessen machen; denn wäre manche Mineralquelle und selbst mancher böhmische Kurort in andern quellenarmen Gegenden Deutschlands gelegen, man würde groß Wesens davon machen, und mancher niedliche böhmische Kurort würde dann so viele Hunderte von Gästen haben, als er jetzt kaum Duzende hat. Es sind ihm 150 Mineralquellen in Böhmen bekannt (de Carro hat an 200 gezählt), nämlich im Pilsener Kreise 22, im Egerer 10, im Elbogner 11, im Saazer 15, im Leitmeritzer 14, im Bunzlauer 9, im Bidschower 9, im Königgräzer 10, im Chrudimer 6, im Egaßauer 9, im Kaurzimer 3, im Raconitzer 6, im Prerauer 2, im Taborer 7, im Prachimer 7, im Klatzauer 5, im Budweiser 5. Obgleich Mähren auch mehrere wichtige Heilquellen besitzt, so ist es dennoch nicht so reich daran, als Böhmen. Die Kurorte Mährens werden meist nur von Inländern benützt, wie allerdings auch viele böhmische, wogegen von letzteren manche mehr von Ausländern besucht werden, und vor allen sich Karlsbad einen noch über Europa hinausreichenden Ruf erworben hat. (Ein neuer Beweis dieser Behauptung wurde dieses Jahr geliefert, indem einer der Kurgäste aus Ostindien ankam, um an diesem Brunnen zu gesunden.)

Daß aber die wichtigeren Heilquellen Böhmens so gern und zahlreich von Ausländern besucht werden, liegt zwar zum größten Theile in der Wirksamkeit derselben, wie in der Annehmlichkeit ihrer Lage, aber auch gewiß mit darin, daß, wie das ganze Medicinal- und Sanitätswesen in Böhmen und im ganzen Kaiserstaate ein wohlgeordnetes ist, auch die Heilquellen und besonders die wichtigeren Kurorte Zeugniß davon geben, und der Fremde, überseht er auch bisweilen aus Vorurtheil das viele Gute, dennoch fühlt, daß er unter dem wohlthätigen Einflusse einer verständigen Gesundheitspolizei stehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die bevorstehende Abtragung eines Theiles des Hôtel-Dieu in Paris.

Die Aerzte und Wundärzte des Hôtel-Dieu in Paris haben an den Minister des Innern ein Memoire gegen die theilweise oder auch gänzliche Aufhebung dieses Spitals eingereicht. Die Gebäude des Hôtel-Dieu, welche auf dem linken Ufer des kleinen Armes der Seine liegen, sind gegenwärtig, wie man sagt, das einzige Hinderniß, welches sich der Fortsetzung des Quai Saint-Michel widersezt; um diesen Quai mit dem von Tournelle zu verbinden und so eine große Circulationslinie von einem Ende der Stadt zum andern herzustellen, müßte jener Theil der Gebäude des Hôtel-Dieu, der einerseits von der Seine begrenzt wird, andererseits aber an die großen Gäle stößt, welche nach der Straße de la Voucherie gehen, abgetragen werden. Dieses ist der Punkt, gegen welchen die Aerzte dieser Anstalt ihre Stimme erheben; aber es ist zu fürchten, daß ihre Einwendungen nicht ganz der Schwierigkeit des Gegenstandes entsprechen, und daß ihnen die gehörige Präcision und Klarheit fehlen, welche hier wünschenswerth wären; denn sie stützen sich auf Gründe, die zwar

wichtig sind, welche aber mehr den Interessen einer früheren Zeit, die nunmehr ihren Werth verloren haben, entsprechen.

„Die Aerzte des Hôtel-Dieu,“ meint ein ministerielles Journal, „werden wohl begreifen, daß die Lage eines Theiles ihres Spitals der Verschönerung und Verbesserung dieses Stadtviertels sehr im Wege stehe; die Unterbrechung des Quais an dieser Stelle hemmt die Circulation, und macht die Straße de la Boucherie zu einer engen und gefährlichen Passage für die unzähligen Fuhrwerke aller Art, mit welchen sie bedeckt ist. Eben so geht dadurch die freie Aussicht auf den Fluß verloren, und die Quais, welche durch die Verschönerungen und Pflanzungen, die auf ihnen angelegt werden, einer der angenehmsten Spaziergänge von Paris werden sollen, würden dies um so eher sein, wenn nicht das kolossale Hôtel-Dieu den, besonders nach heißen Sommertagen so erfrischenden Luftzug abhielte, und die reizende Aussicht auf die Windungen des Flusses sperrete.“

Nach der Meinung der Aerzte des Hôtel-Dieu, kann dieses große Centralhospital nicht ohne Schaden verkleinert werden; denn jener Theil, welcher an dem rechten Ufer des kleinen Seinearmes liegt, ist ganz und gar ungenügend für das Bedürfniß der armen Bevölkerung der umliegenden Stadtviertel, so wie auch für den klinischen Unterricht, der seit so langer Zeit der Ruhm dieses Spitals ist; eine Reduction dieser Anstalt wäre Zerstörung derselben, es würden ihr die Hauptbedingnisse eines Centralspitals entzogen, und der alte, gute Ruf derselben erschüttert werden.

In Bezug auf die beabachtigte Abtragung des Gebäudes vom linken Ufer, um so jenen Theil zu erhalten, welcher nach der Straße de la Boucherie geht, verdammen die Aerzte dieselbe, als eine für die Kranken höchst ungünstige Maßregel, weil dann durch den Zubau das Gebäude zu einer schmalen, langen Gallerie würde, die dem Lärmen, den Winden, der Kälte und Sonne bloßgestellt ist, und so seinem wohlthätigen Zwecke nur wenig entsprechen könnte.

„Ueber diesen letzten Punct,“ sagt das „Journal des Débats,“ „sind wir ganz der Meinung der Aerzte; aber wir fragen nun, ob es denn auch wahr sei, daß das Hôtel-Dieu auf so mittelmäßige und seinem Ansehen so ungünstige Verhältnisse herabgesetzt werden solle?“

„Wir finden nichts davon in den in Erwägung gezogenen Projecten, weder in jenem des General-Conseils der Hospitäler, welcher gewiß nicht die Aufhebung des Hôtel-Dieu wünscht, noch in jenem des Seine-Präfecten, welches uns in mehreren Puncten noch vorzüglicher scheint. Der erstere trägt auf 8—900 Betten an, und reducirt also die wirkliche Zahl derselben nur um eine kleine Menge; dem zweiten nach aber würde diese Anstalt nur gewinnen durch die neuen schönen Bauten, welche man der Straße Notre-Dame nach auszuführen gedenkt, was uns auch vortheilhafter scheint, als dieselben nach der Straße de la Boucherie fortzuführen. In keinem Falle werden aber die Gebäude an dem rechten Ufer, welche sich an den Säulengang des Spitals schließen, abgetragen werden.“

Was die Lage des Hôtel-Dieu mitten im alten Paris betrifft, so darf man nicht vergessen, daß es in Paris von 1838 nimmermehr als das einzige Centralhospital betrachtet werden kann; denn der Charité gehört in dieser Beziehung der selbe Rang, und dies um so mehr, da sie, wie die Pitié und Beaujon, um einige hundert Betten vergrößert werden wird.

Das Rührende von dem Hôtel-Dieu von Paris, der Nachbarin der antiken Kathedrale, ist dessen alter Ruhm — die Dienste, welche es der Armuth geleistet hat und der Glanz, den ihm der medicinische und chirurgische Unterricht verdankt; es ist mit einem Worte seine Geschichte, an die sich die Erinnerungen aller öffentlichen Drangsale, Epidemien, Kriege und Revolutionen knüpfen. Das Hôtel-Dieu ist der Gegenstand fast aller ärztlichen Ambitionen; daher seine hohe Stellung in der Reihe der Spitäler, und die Bemühungen, aus den untergeordneten Anstalten dieser Art in jene zu gelangen, wo Desault, Bichat, Dupuytren ic. walteten.

Uebrigens sind wir weit entfernt, die Einrichtung der Säle dieser großen Anstalt zu loben, da einige derselben unverhältnißmäßig hoch und kalt, andere dagegen nieder und dumpfig sind; nicht weniger unglücklich war die Idee, die geburtschilfliche Abtheilung in das fünfte Stockwerk hinauf zu verlegen. Was die unermesslichen Hilfsquellen des Hôtel-Dieu, die in verschiedenen Verhältnissen von so großem Nutzen waren, betrifft, so hat dieser Umstand weiter keinen Werth mehr, seitdem das Vermögen aller Spitäler von Paris ein gemeinschaftliches geworden ist, und alle Spitäler einer gemeinschaftlichen Verwaltung unterliegen.

Uebrigens glauben wir nicht, trotz Parent-Duchatelet's Autorität, daß es gleichgiltig sei, daß sich die Retiraden des Hôtel-Dieu in die Seine entleeren; es ist dies freilich eine Kleinigkeit gegen die 400,000 Litres verdorbener Stoffe, welche sich täglich aus dem Schindanger von Montfaucon ergießen; aber es bleibt doch eine abschreckende Verunreinigung, welche das aufgeklärte Sanitätswesen mit allen Waffen bekämpft, und von welcher man auch hoffen kann, daß sie bald gänzlich aus den gereinigten und gesünder gewordenen Städten Frankreichs verschwinden wird.

Die wohlfeile Diät.

In Arming's „Erheiterungsabende“ lesen wir folgende, von einem alten deutschen Arzte in Batavia angegebene, diätetische Lebensweise, welche als Muster von Wohlfeilheit und Mäßigkeit vielleicht bei Manchem ihr Glück machen könnte:

„Ueberhaupt,“ sagt er, „ist die strengste Mäßigkeit in jeder Hinsicht zu beobachten. Im Einzelnen aber Folgendes: Alle Morgen nach fünf, längstens um halb sechs Uhr aufzustehen, einige Gläser Spa- oder Selterwasser getrunken, und eine bis zwei Pfeifen echten Havannatabak geraucht, dann Thee oder Kaffee, auch wohl eine dünne Chokolade gefrühstückt. Hierauf nach der Beschaffenheit des Körpers zwei bis drei Stunden an den Arbeitstisch, oder an das sonstige Tagesgeschäft. Im Freien nehme man sich vor dem Sonnenstich in Acht. Gegen elf Uhr trinke man drei Spitzgläser Malaga oder Madera, mit etwas Brot und Früchten, oder auch einige Schnitten Schinken, Cervelatwurst u. dgl. Um Ein Uhr Mittags essen: drei, höchstens vier Gerichte, aber diese gut und ausgewählt, jedoch nur immer leichte Speisen und nie zu fett. Dabei ein halbe Bouteille alten Rhein- oder Bordeauxwein. Gegen zwei Uhr ein Mittagsschläfchen von einer bis zwei Stunden, den Kopf nicht zu niedrig, und weder Herz noch Magen gedrückt. Um vier Uhr Thee oder ein gutes Bier. Sodann den Geschäften nachgesehen,

nach diesem eine kleine Bewegung, am besten zu Wagen gemacht. Nur nichts zu anhaltend, was bei Allem die Hauptsache ist. Des Abends in Gesellschaften nie über eine Flasche Wein, und diesen immer nur mit Selterwasser verdünnt. Dazu ein leichtes Gebäck. Beim Spiele ruhig und gleichmüthig; auch vermeide man den Luftzug. Um neun Uhr ein leichtes Abendessen mit höchstens noch einer halben Flasche Wein. Um zehn Uhr regelmäßig zu Bette. Man enthalte sich aller Nachtvergnügungen; sie sind als tödlich anzusehen.“ —

Wir wollen diese Diätvorschrift hier keineswegs einer kritischen Betrachtung unterziehen, sondern hierüber nur bemerken, daß es lächerlich ist, über diesen Gegenstand irgend eine für Jedermann passende Norm aufstellen zu wollen; denn das Klima, die Beschäftigungsweise, das Alter, Gewohnheit, und vorzüglich die eigenthümliche Constitution eines jeden Einzelnen modificiren zu sehr die Lebensverhältnisse des Menschen, als daß sie bei der Festsetzung der Lebensweise unberücksichtigt bleiben dürften. Es könnte daher leicht von großem Nachtheile sein, würde man sich irgend eine solche allgemeine gegebene Diätvorschrift zum Muster nehmen, und unberücksichtigt, ohne sich früher mit einem Arzte darüber berathen zu haben, darnach leben.

Eine, den individuellen Verhältnissen angepasste, geregelte Lebensweise ist sicherlich das Universalmittel, welches uns vor Krankheiten schützt, und uns die Gesundheit bewahrt. Aber eben dieses individuelle Anpassen derselben ist die große Aufgabe für den Sachverständigen, welche Aufgabe keineswegs durch eine solche einzige Formel, sondern in jedem einzelnen Falle besonders gelöst sein will. —

J. Schmid.

Miscellen.

— Zu Alt-Mitweida (in Sachsen) ist am 10. August d. J. die Frau eines Grundbesizers von fünf wohlgebildeten Mädchen entbunden worden, die jedoch sämmtlich, weil die Geburt etwas zu früh erfolgte, nach Verlauf einer halben Stunde gestorben sind.

— Einer Nachricht aus Constantinopel, vom 26. Juli (in der preuss. Staatszeitung) zu Folge, ist Abdulk. Efendi, der Präsident des Gesundheitsrathes, abgesetzt worden, ohne daß man den Grund seiner Ungnade kennt.

— Am 27. Juli verspürte man zu Smyrna 18 Minuten vor 4 Uhr Morgens mehrere Erdstöße, von denen der letzte besonders sehr heftig war. Dieselben dauerten 12 Stunden und erstreckten sich mehrere Meilen weit. Die Schwankungen des Bodens fanden in horizontaler Richtung und von Nordwest nach Südost Statt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 72. Donnerstag, den 6. September 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Ueber einige Pflichten gegen Sterbende. — Dr. Robert Verity über die Veränderungen, welche die Civilisation in dem Nervensysteme hervorgebracht hat. — Ueber die Gefahr lebendig begraben zu werden. — Miscellen.

Ueber einige Pflichten gegen Sterbende.

(Fortsetzung.)

Die wahre Barmherzigkeit gegen Kranke zeigt sich, wenn man ihnen ein passendes und möglichst bequemes Lager zu verschaffen Sorge trägt, und bei dem Heben und Wenden derselben eine liebevolle und schonende Geduld beweist. Das Bett ist des Kranken ganze Welt; wird der kleine Raum, in dem er seine Leiden ertragen muß, noch durch Nachlässigkeit, Ungeduld oder Härte der Umgebung zu einer neuen Quelle von Schmerzen, so kann dieser neue Zuwachs von Pein den Leidenden zur Verzweiflung bringen. Noch wichtiger ist die Rücksicht auf eine möglichst bequeme Lage bei Sterbenden. Der angstvolle Kampf mit dem Tode nöthigt nicht selten den Sterbenden, jeden Augenblick seine Lage zu ändern, und es ist oft unmöglich, denselben nur auf einige Zeit zu seiner Zufriedenheit zu lagern; aber eben dadurch bewährt sich die zärtliche Sorgfalt der Pflegenden, daß sie die Unzufriedenheit, ja sogar die ungerechten Klagen des Leidenden auf deren gehörige Quelle zurückführen, die Geduld nicht verlieren, und den letzten Liebesdienst mit zarter Nachgiebigkeit leisten. Es lassen sich in Bezug auf das bequeme Lagern des Kranken sehr schwer besondere Vorschriften geben, da hier die genaueste Einsicht in den Zustand des Kranken, und das liebevollste Eingehen in dessen oft nur durch Winke und Mienen erkennbare Wünsche erforderlich sind; jedoch kann man im Allgemeinen als Norm annehmen, daß man Kranke und Sterbende so lege, wie sie selbst begehren, indem ihnen (besonders bei noch vorhandenem Be-

wußtsein, aber auch oft, wenn sie bewußtlos dahinliegen, aus natürlichem Instincte), ihr eigenes Gefühl und die während der Krankheit gemachte traurige Erfahrung, den besten und richtigsten Maßstab der Bequemlichkeit — zuweilen im vollsten Gegensatze zur Theorie des Arztes — abgeben können. Auch dürfte es im Durchschnitte am zweckmäßigsten sein, Sterbende mit Brust und Kopf etwas hoch zu lagern. Bei tiefliegender Brust athmen die meisten Sterbenden schwerer, die Congestionen gegen den Kopf nehmen zu, die Circulation in den untern Extremitäten wird träger, und es treten Marmorkälte, Erstarrung oder lästiger Frost eher und öfter ein. Auch das öftere Wechseln der Kopfkissen, das Entfernen sehr großer, hoher und langer Bettstühle, die zu nahe um das Bett, den Meisten Angst und Beklemmung verursachen, gewähren einige Erleichterung.

Das Vorurtheil, zu glauben, daß alle Menschen im Bette sterben müssen, d. h. daß im Bette der Tod am leichtesten und sanftesten erfolge, ist nicht selten die Quelle mancher Grausamkeit gegen Sterbende. Bei manchen Krankheiten z. B. in gewissen Brust- und Herz- Leiden, in der Bauch- und Brustwassersucht u. s. w., sehnen sich die Kranken aus dem Bette heraus, und verlangen nach einer sitzenden Lage auf einem bequemen Stuhle. Derlei Kranken nicht erlauben wollen, das Bett zu verlassen, ist grausam, und ein bequemer, gepolsterter, und noch mit Kissen, besonders nach hinten belegter Stuhl wird hier weit mehr Erleichterung gewähren, als die noch so scheinbar bequeme Bettlage. Als Hauptmaxime gilt jedoch hier, die Willensfreiheit der Sterbenden so viel möglich zu achten, ihre große Unruhe und das Verlangen nach oftmaligem Wechsel der Lage nicht als eine Sache der Laune, sondern als etwas den meisten Sterbenden Charakteristisches zu betrachten. Von diesem Gesichtspuncte ausgehend, wird man mit mehr Milde und Schonung gegen sie verfahren, und gewiß nicht die Grausamkeit haben, sie zu einer und derselben Bettlage zu verdammen. „Es gibt sogar Fälle,“ sagt Dr. Kloß, „wo Sterbende oft noch kurz vor ihrem Ende, weder im Bette noch auf dem Stuhle auszuhalten vermögen, mit der größten Unruhe aus dem einen oder dem andern herausgebracht, und in der Stube herumgeführt zu werden begehren. Warum wollte man diesem Verlangen entgegen sein, da es, genügt man ihm, augenscheinlich die Todtkranken erleichtert, und sie nach einem solchen kurzen Gange sehr bald ruhiger und zufriedener als zuvor, wieder zum Bette zurückkehren.“ — Dr. Kloß führt das Beispiel seines eigenen Vaters an, der bei den größten, durch ein organisches Halsübel hervorgebrachten Athmungsbeschwerden, bei Angst und Erstickungsgefahr, noch eine Stunde vor seinem Tode mehrmals in öftern Pausen an seines Sohnes Arme in der Stube umherging, mit wahrer Begierde die Wiederholung

dieser Umgänge verlangte, und durch sie allein noch am meisten in einem der schwersten und fürchterlichsten Todeskämpfe, die es geben kann, erleichtert wurde. Man hätte denken sollen, daß hier bei dem schon so mühsamen Athemholen, dieses durch das beschwerliche Gehen noch mehr beeinträchtigt werden müsse — und doch war das Gegentheil der Fall; doch kehrte der Sterbende nach jedem Gange für Augenblicke etwas erleichtert zum Sige auf dem Sopha zurück; die gräßliche Unruhe und Angst ward wenigstens auf Minuten beschwichtigt, so daß der Vater nach kurzer Rast eine Wiederholung verlangte. — Alles bisher Gesagte beweist also, daß wir im Allgemeinen besser thun, dem Sterbenden im Punkte der zu erwählenden Lage mehr nachzugeben, als ihm, der Theorie oder unserer Angst zu Liebe, einen Wunsch zu versagen, dessen Erfüllung, wenn nicht wirklich, doch dem Glauben nach, den traurigen Zustand des Kranken wenigstens auf kurze Zeit erträglicher machen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. Robert Verity über die Veränderungen, welche die Civilisation in dem Nervensysteme hervorgebracht hat.

(Beschluß.)

Die Hauptveränderungen, welche der menschliche Typus während dieser physiologischen Veredlung durchgeht, sind folgende: Eine im Knochensysteme, wo der heinige Bau durch den Verlust des zu großen Umfangs und der Porosität, dichter, compacter und feinkörniger wird, und an Stärke und specifischem Gewichte gewinnt, was er an Weichheit und Plumpheit verliert; im Muskelsysteme, wo die fibrösen Bündel durch den Verlust ihrer berben und gedrängten Structur zarter werden, und mit einander in einen innigeren Zusammenhang treten; in dem Systeme der Eingeweide, wo die weichen und schwammigen Organe, die zur ersten rohen Ausarbeitung der Nahrungssäfte bestimmt sind, ihre Ueberfüllung und Corpulenz verlieren, wodurch sich die Bauchhöhle unter dem breiten und hervorragenden Brustkorbe zurückziehen kann; in dem Fett- und Lymphsysteme, wo die lockeren und sulzigen Gewebe unter dem Einflusse einer erhöhteren Lebens-thätigkeit absorbirt werden; vor allem aber in dem Nervensysteme selbst, wo nebst dem vergrößerten Volumen des Gehirns die verschiedenen Körperteile mit einem reichlicheren Nervenetze versehen werden, wodurch der complicirte Mechanismus des animalischen und organischen Lebens alle seine Functionen mit mehr Energie, Ausdauer und in größerer Ausdehnung verrichten kann. Bei der Mehrzahl von Individuen findet man nur einzelne der hier ange deuteten Veredlungen realisirt, und es ist ein seltener Fall, sie alle in ihrer Integrität vereinigt zu finden. Wo aber

diese Veränderungen nicht Statt gefunden haben, bleibt auch das Individuum in Bezug auf seine physische Organisation, in einer entsprechenden Entfernung von jenem makellosen, physiologischem Urbilde des Ebenmaßes und der Schönheit, welches zu erreichen die Aufgabe der Civilisation ist.

Die zahlreichen physiologischen Unterschiede, welche wir zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft bemerken, sind zu auffallend, um bestritten werden zu können. Daher der Forscher unbefriedigt bleibt, wenn er jene Unterschiede einzig und allein von der Herkunft, Erziehung und den gesellschaftlichen Institutionen herleiten wollte. Aber selbst jene Individuen, deren intellectuelle Höhe sie zu den Mustern der Civilisation macht, zeigen im Allgemeinen irgend einen Fehler der physiologischen Entwicklung, welcher auf ihre Geistesverfassung nicht ohne Einfluß bleibt.

„Solche Unregelmäßigkeiten,“ meint Dr. Verity, „haben fast immer ihren Grund in organischen Fehlern, welche an der Constitution der Eltern hafteten, oder in Eigenthümlichkeiten der einen oder der andern Familie, von welcher das Individuum seinen Ursprung herleitet. Die zahlreiche Classe derjenigen, bei welchen eine solche ungleiche Vertheilung Statt findet, charakterisirt sich durch den kräftig gebauten Kopf, welcher mit Leichtigkeit die schwersten Geistesarbeiten vollführt, während der übrige Körper, und besonders das Unterleibssystem eine merkwürdige Neigung zu Fettablagerungen und Lymphstockungen zeigen; in dieser Classe findet man vorzüglich Schriftsteller, Gelehrte, Redner, Politiker, kurz, alle jene Individuen, von denen es heißt: „daß sie thätig am Geiste und träge am Körper sind.“ Ein anderes Beispiel dieser unverhältnißmäßigen Vertheilung im organischen Baue bieten jene Naturen dar, in denen bei einem nervösen Temperamente das Drüsen- und Lymphsystem in verschiedenen Körpertheilen eine auffallende Anlage zur Kropfbildung zeigen; eben so bei anderen, wo eine feine Gefäßorganisation dem Kopfe und Gesichte die blühende Farbe des Lebens ausdrückt, während die Circulation in den Haargefäßen der Gliedmassen so ärmlich vor sich geht, daß sie kaum hinreicht, in ihnen die nothwendige Wärme zu erzeugen. Eben so haben das Knochen-, Muskel- und andere Systeme ihre Beispiele von unverhältnißmäßiger Entwicklung im Verhältniß zu den übrigen Systemen in einem und demselben Organismus.“

Als Beispiele der Thätigen im Geiste und Trägen am Körper führt Dr. Verity den Dr. Johnson, Sir John Leslie, Magendie, Fox und mehrere Andere an.

Der Hauptschluß, zu dem Dr. Verity gelangt, ist, daß die Philosophie der Geschichte immer mangelhaft und ungewiß bleiben müsse, wenn man sie als unabhängig von der Physiologie betrachtet, und daß besonders

die Heilkunde solchen Untersuchungen sehr wichtige Entdeckungen verdanken dürfte.

„Es ist erstaunlich,“ sagt Dr. Verity, „wie wenig die Gesellschaft im Allgemeinen bei der Schließung der Ehen auf eine richtige Würdigung der physiologischen Eigenschaften Rücksicht nimmt; besonders wenn wir bedenken, daß der Charakter der Abkömmlinge sich nach der Beschaffenheit des Blutes und dem Typus des Nervensystems ihrer Eltern, Familien und der Racen, zu welchen diese gehören, gestaltet. Man kennt und fürchtet in dieser Beziehung zwar die auffallendsten Wirkungen einer fehlerhaften Bildung, wie z. B. die Tollheit, Scrophelkrankheit, Lungensucht u. s. w., nimmt aber nur wenige Rücksicht auf die weniger in die Augen fallenden Unvollkommenheiten, obwohl sie einen nicht minder großen Einfluß ausüben. Eben so bedenken nur Wenige, daß die vollkommeneren Entwicklungstypen, wenn nicht zufällige Störungen dazwischen treten, eine auffallende Tendenz haben, sich erblich fortzupflanzen, und daß man, um in einer Familie die höchstmögliche Geistes- und Körperveredlung zu begründen, auch dem physiologischen Werthe des Individuums, welches eine Ehe schließen will, seine Aufmerksamkeit schenken sollte. Diese Unwissenheit ist um so überraschender, da man doch bei der Zucht der Hausthiere schon so vernünftig verfährt. Durch den außerordentlichen Scharfsinn und die Ausdauer, welche in dieser letzteren Beziehung entwickelt werden, kann man fast mit mathematischer Gewißheit verschiedene Modificationen, sowohl des Baues, als der übrigen körperlichen Eigenschaften hervorbringen; warum sollten also nicht auch die nämlichen physiologischen Gesetze auf die Veredlung des Menschengeschlechtes anwendbar sein? Wenn zwei Individuen von schwacher und lymphatischer Körperbeschaffenheit einander heirathen, so wird sich auf ihre Abkömmlinge derselbe Habitus, jedoch zu einem höheren Grade gediehen, fortpflanzen; dasselbe gilt von Individuen, deren jedes eine zu reizbare Constitution besitzt. Kurz, jede bedeutende organische Unvollkommenheit in den verschiedenen Systemen des Körpers reflectirt sich, wenn nicht besondere Umstände hindernd dagegen auftreten, erblich in den späteren Generationen. Dies ist ein Gesetz, welches keine Kunst umgehen kann. Da wir dies also wissen, so stände es uns auch an, zu betrachten, daß es nicht von geringer Wichtigkeit sei, mit wem und mit welcher Familie Ehebindnisse geschlossen werden. Man wird zwar dem Anscheine nach mehrere Ausnahmen von dieser Regel finden; bedenkt man aber, wie sehr in einzelnen Individuen die körperlichen und geistigen Thätigkeiten variiren, und welchen bedeutenden Einfluß die sociale Stellung auf die Entwicklung derselben ausübt; betrachtet man ferner den Eindruck, welchen der herrschende Charakter der Zeit schon auf das Kind im Mutter-

leibe macht: so wird es nicht schwer sein, sich die Verschiedenheit und sogar Entgegengesetztheit der Talente und des Charakters, welche sich zuweilen unter Kindern aus einer und derselben Familie zeigen, zu erklären. Das physiologische Princip, welches einzelne Individuen befolgen sollten, ist also, sich vorzüglich mit solchen zu verehelichen, in denen besonders jene Elemente entwickelt sind, die den ersteren fehlen, so daß in der gemeinschaftlichen Summe beider Eltern alle die Elemente der menschlichen Constitution vollkommen repräsentirt werden. Die so eben ausgesprochenen organischen Gesetze unter der Gesellschaft in allgemeine Anwendung zu bringen, erfordert aber keine geringe Kenntniß des Baues und der Physiologie des menschlichen Körpers. Es ist jedoch gut zu wissen, daß eine solche Kenntniß wirklich bestehe; und da die äußeren Kennzeichen der verschiedenen Temperamente und der constituirenden Elemente ohne Schwierigkeit durch Studium und Unterricht erkannt werden können; so gelangen auch einzelne Individuen, welche sich dafür interessiren (und wer sollte dies nicht?) zu einem großen Theile dieser Kenntniß. Diese werden dann erfahren, daß zwischen den natürlichen Eigenschaften des Blutes und der Organisation verschiedener Menschengattungen ein nicht geringerer Unterschied Statt finde, als zwischen feinem Porzellan und grober Töpferwaare, und die physiologischen Gesetze der erblichen Uebertragung werden ihnen zeigen, daß sich entweder das eine oder die andere (nach den verschiedenen Fällen) in der Organisation ihrer Abkömmlinge zeigen wird.

Ueber die Gefahr lebendig begraben zu werden *).

Die marternden Strafen, welche in alten Zeiten über Schuldige verhängt wurden, geben uns erstaunungswürdige Beispiele von dem Maße unserer Lebenskraft. So ertrug Damien, dieser Wahnwizige, die furchterlichsten Martern, zu welchen ihn eine grausame Gesetzgebung wegen beabsichtigten Königsmordes verdamnte, ohne unter ihnen zu erliegen. Nachdem man ihm die vier Glieder gebrochen und ausgerissen hatte, wurde er auf das Schaffot gebracht, und doch athmete er noch nach drei Tagen; er verlangte zu trinken, und beschwor seine Henker, ihm den Gnadenstoß zu geben. Sehen wir nicht ferner auch in einigen Krankheiten einen ähnlichen Kampf, welchen der widerstrebende Organismus bis auf die letzten Augenblicke kämpft, und zwar in einer Ausdehnung, welche an das Unglaubliche gränzt? Die Unsicherheit der Zeichen eines

*) Eine Schrift des Dr. Bourgeois, unter dem Titel: „Du danger d'être enterré vivant et des moyens de constater la mort“ wurde unlängst der Societé de Medecine vorgelesen, und später von derselben herausgegeben. Dieses ist der öffentlichen Aufmerksamkeit und Anerkennung würdig. In dieser Beziehung allein, und ohne dem Urtheile der Kunstverständigen vorzugreifen, entnehmen wir demselben einige Bemerkungen Bourgeois über diesen Gegenstand.

gewissen Todes ist übrigens schon durch viele Experimente dargethan worden. Winslow, Chierry und andere berühmte und scharfsichtige Praktiker stellen den Grundsatz auf, daß die eintretende Fäulniß das einzige sichere Zeichen sei.

Dieser Ausspruch ist trotz der Bestätigung der Kunst doch noch weit entfernt allgemein bekannt zu sein. Denn wer in der Welt zweifelt, daß das Bild des Todes der Tod selbst sei? Und wo ist das forschende und unbefangene Auge, welches sich dann einer genaueren Untersuchung widmet? In den Spitalern hat der Kranke kaum seinen letzten Seufzer ausgehaucht, so wird er den Blicken der ihn Umgebenden entzogen und auf die Steinplatten einer Leichenkammer gelegt.

In Deutschland ist es, wie man weiß, fast allgemeiner Gebrauch, auf den Friedhöfen Beobachtungskammern zu haben, die unter der Aufsicht des Todtengräbers stehen, und in denen man die Todten auf die Dauer von 24 Stunden mit einer Glockenschnur in der Hand beiseht. Zu Mainz existirte während der französischen Belagerung eine solche Anstalt, in welche auch ein an der Wassersucht verstorbenen Soldat überbracht wurde. Einige Stunden darauf, um Mitternacht, wurde der Wächter, welcher in einem anstosenden Gemache schlief, plötzlich durch ein heftiges Läuten des Todtenglockchens aufgeweckt. Von Entsetzen ergriffen, will er aufstehen und entfliehen; seine Glieder zittern; er will rufen, aber es mangelt ihm die Stimme; endlich fällt er bewußtlos zu Boden. Während dieser Zeit holt seine durch den Lärm aufgeschreckte Frau so schnell als möglich einen Arzt; es war der Dr. Bécoeur, der gegenwärtige Ober-Chirurg in der Kavallerieschule von Saumur. Bei dessen Ankunft hatte der Unglückliche wieder seine Sinne erlangt, aber er hatte alle Bewegung verloren, und vermochte keinen artikulirten Laut von sich zu geben. Seine Augen waren starr nach der Leichenkammer gerichtet, und er zeigte mit einer Neigung des Kopfes nach derselben hin. Man drang hinein und fand dort, daß der Wassersüchtige, wie es sich öfter ereignet, sich entleert hatte; durch das hierdurch verursachte Einsinken des Bauches waren die über demselben gefalteten Hände, an deren einer die Schnur befestiget war, in Bewegung gerathen. Man erklärte dem frankten Todtengräber alle diese Umstände, welcher sie auch begriff und vollkommen über den Vorgang klar ward. Aber der einmal geführte Streich blieb unheilbar; die Lähmung bestand fort, und der Tod folgte einige Jahre darauf.

Es ist im Allgemeinen also Thatsache, daß der Körper des Verstorbenen (wenige Fälle ausgenommen) ungesäumt aller näheren Beobachtung entzogen und gänzlich vernachlässigt wird, und die Gefahr lebendig begraben zu werden, ergibt sich aus zahlreichen und bekannten Thatsachen. Viele Opfer dieser Vernachlässigung fand man, als man ihre Gräber öffnete, in einer ungewöhnlichen Stellung, so daß es augenscheinlich klar ward, man habe ihnen dieselbe bei ihrer Beerdigung nicht gegeben. Man erzählt eine große Menge solcher Beispiele von der Eröffnung des Friedhofes des Innocens, zu der Zeit, als dieser große Raum zu einem Marktplatz umgebildet wurde.

Man hat wohl eingewendet, daß diese Veränderung in der Lage der Leiche auch während dem Transport derselben und bei dem Einsenken in die Gräber vor sich gegangen sei; aber diese willkürliche, und gewiß in der Mehrzahl der Fälle unwahrscheinliche Annahme, ist sicher nicht auf jene Fälle angewend-

bar, wo man die Skelette auf den Ellbogen und die Knie in gekrümmter Stellung gestützt, als ob sie aufstehen wollten, fand; wo die fleischigen Theile durch Bisse entstellt, die Haare ausgerissen, der Sarg zerkrast, das Todtentuch blutig und zerrissen, und Theile desselben im Munde der Todten gefunden wurden. Vergebens behauptet man, daß die eingeschlossene Grabesluft nicht hinreichend sei, um das Leben eine so lange Zeit, als zur Ausführung der eben angeführten Akte hinreichend ist, zu erhalten; diese Einwendung verschwindet durch das Dasein von Thatsachen und das Zeugniß von Männern, welche in der Wissenschaft einen hohen Rang bekleideten; ein solches ist das Zeugniß *Lhour et's*, welcher einer der Commissäre bei der oberwähnten Umgrabung des großen Friedhofes war, und der, nach *Desgenette's* Bericht, solche Beispiele dieser Art anführte, daß er in Bezug auf seine eigene Beerdigung, schon im Voraus die ungewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln festsetzte.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

— Einige Beschlagsnahmen großer Quantitäten Essig, welche neuerlich in Frankreich wegen angeblicher Verfälschung mit Schwefelsäure, vorgenommen wurden, haben ernstliche Reclamationen veranlaßt. Es hat sich auch wirklich bei genauerer Prüfung gefunden, daß die von den ersten Untersuchern entdeckte Schwefelsäure nicht frei in den Essigen vorhanden sei, und auch nicht von den Essigfabrikanten zugesetzt wurde, sondern daß sie dadurch in den Essig kam, daß man in manchen Gegenden Frankreichs schlechtere Weine, wie sie gewöhnlich zum Essig verwendet werden, durch einen Zusatz von Alaun oder auch von Gyps, gegen das Umschlagen zu bewahren pflegt. Dieses schädliche Verfahren wird besonders in den Districten am Jura-Gebirge und im südlichen Frankreich practicirt, wo man schon dem in Gährung befindlichen Moste häufig Gyps zugesetzt. (*Journal de Pharmacie*. April 1838.)

— In einer königlichen Ordonanz, vom 10. August (im „*Moniteur*“) heißt es: „Aus dem uns zugekommenen Berichte ergibt sich, daß der Unterricht in der Lehre von äußerlichen Krankheiten und der operativen Medicin eine zu große Zahl von Gegenständen umfaßt, als daß ein einziger Professor im Verlauf eines Semesters sie lehren könnte; daher bleibt die Kanzel der äußern Krankheitslehre (*pathologie externe*), welche jetzt an der medicinischen Fakultät zu *Montpellier* erledigt wurde, ausschließlich der äußern Pathologie gewidmet, und wird eine Kanzel für Operationen und Instrumente neu creirt, deren Ernennung zum ersten Male dem Minister des öffentlichen Unterrichts zukommt.“ —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur in genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 73. Montag, den 10. September 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Ueber einige Pflichten gegen Sterbende. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Ueber die Gefahr, lebendig begraben zu werden. — Miscellen.

Ueber einige Pflichten gegen Sterbende.

(Fortsetzung.)

Man ist beinahe versucht, auf den Charakter des Menschen aus den Wünschen zu schließen, die er im letzten Augenblicke seines Lebens ausspricht. „Mehr Licht,“ sollen die letzten Worte Goethe's gewesen sein, dem Finsterniß (wie sich Vogel *) ausdrückt) in jeder Beziehung stets verhaft war. — „Gib mir einen großen Gedanken, und laß mich sterben,“ sagte Herder auf dem Todtenbette zu seinem Sohne. — Welchen Contrast bilden damit die letzten Wünsche sinnlich roher Menschen. Es ist nichts Seltenes in großen Spitalern, daß Personen aus der untersten Volksclasse unmittelbar vor ihrem Hinscheiden, dem sie mit einer gewissen Ruhe entgegensehen, um einen Trunk Bier, Wein oder irgend eine Liebingspeise dringend bitten, und zur Gewährung dieses Wunsches den Arzt durch die Aeußerung zu bewegen suchen: „sie müßten ja ohnehin in einigen Stunden verschwinden.“ So reitet Jeder sein Steckenpferd selbst in der letzten Stunde, und Kaiser Augustus war darauf bedacht, seine Rolle bis zum letzten Athemzuge gut zu spielen. Welche Rücksicht sollen wir aber auf diese Sehnsucht des Sterbenden nach irgend einem letzten körperlichen oder geistigen Genuße nehmen? Diejenige, welche am geeignetsten ist, ihm das Scheiden aus dieser Welt zu erleichtern, ohne nachtheilig auf dessen, wenn auch letzten Lebensfunken einzuwirken. Sind wir auch nach den Regeln der Kunst und zu Folge vielfältiger Erfahrungen in irgend

*) Die letzte Krankheit Goethe's in Hufel. Journal 1833, St. 2, p. 17.

einem Falle überzeugt, daß keine Hilfe mehr möglich, daß nur noch die feinsten Fäden den Kranken, und dies nur für wenige Augenblicke, an dem Leben festhalten — wir sündigen gegen unsere Pflicht, wenn wir einem Wunsche des Sterbenden aus Mitleid nachgeben, sobald wir wissen, daß diese Nachgiebigkeit ihm das Leben verkürzt. Keine Sophisterei kann es rechtfertigen, Sterbenden irgend eine Erquickung durch Speisen oder Getränke zu reichen, wenn diese mit der Natur des, obwohl verzweifelten Uebels im Widerspruche steht. Einer der ersten Aerzte unsers Jahrhunderts *) hat es in Uebereinstimmung mit den Ansichten der größten Aerzte aller Zeiten schon längst ausgesprochen, daß der Arzt, und daher um so weniger die den Sterbenden umgebenden Personen, unter keinen gedenkbaren Umständen sich vom Mitleiden so dürfen hinreißen lassen, daß sie demselben einen lebensverkürzenden Wunsch erfüllen. Sie übertreten in frevelnder Vermessenheit Gottes Gebot, und es ist besser, auf jede Erleichterung des Todes gänzlich Verzicht zu leisten, wenn sie nur durch solche Mittel zu Stande kommen kann.

Nichtsdestoweniger bleibt es heilige Pflicht, auf passende Erquickungen des Sterbenden durch Speisen und Getränke mit aller theilnehmenden Liebe bedacht zu sein. Je weniger in der Regel todtkranke Personen genießen können, desto genauer muß darauf gesehen werden, daß dieses Wenige, was sie verlangen, oder was man ihnen darreicht, wahrhaft angenehm und erfrischend sei. In vielen Fällen erhält sich der Geschmackssinn bis zum letzten Augenblicke rein und unverfehrt, ja zuweilen nimmt er gerade dann an Schärfe und Empfänglichkeit zu. Daher vermeide man soviel möglich, den Sterbenden mit unangenehmen, widerlich schmeckenden Arzneien zu quälen, vielmehr bestrebe man sich, dessen letzte Wünsche auf eine Weise zu befriedigen, die ihm Erquickung und Annehmlichkeit im Genusse gewährt. Man glaube aber ja nicht, daß dies nur bei Personen möglich sei, denen es ihre Vermögensumstände erlauben, sich derlei theuere Erfrischungen anzuschaffen! Die wahrhaft erfrischenden Mittel für Sterbende sind in der Hütte der Armuth eben so bei der Hand, wie im Palaste des Reichen, und die gerechte Vorsehung war hier, wie überall, darauf bedacht, mit unbestechlicher Gerechtigkeit gegen Arme und Reiche zu verfahren. „Aequo pulsant pede pauperum tabernas regumque turres.“ Ein einfacher Trunk reinen, frischen, kalten Wassers ist meist hier genügend, und das beste, überall zu habende Labfal. Man irrt sich, wenn man glaubt, lauer Thee, Wein, oder sonst ein künst-

*) Hufeland. Von dem Rechte des Arztes über Leben und Tod. (In dessen Journal, 1823, p. 19.)

lich zusammengesetztes Getränk erquickte mehr den Sterbenden, als das reine, unverfälschte Wasser. Wir sagen „unverfälscht;“ denn sobald das Wasser zur etwaigen Verbesserung seines Geschmacks Zusätze erhält, hört es auf, die eigenthümliche, erquickende Kraft für Sterbende zu gewähren. Die tägliche Erfahrung und die Stimme der Natur deuten auch hin, daß das Wasser in der letzten Lebensstunde mehr als alle seine Surrogate und Compositionen leistet. Selbst reiche, an die Freuden der Tafel gewohnte Personen, die das Wasser in ihren gesunden Tagen selten oder nie tranken, begehren es in ihrer letzten Stunde, und ziehen es jeder Art geistiger Getränke vor. Denn diese werden, selbst wenn sie von Sterbenden sehnsüchtig verlangt werden, bald zum Ekel. Die süßlichen, mit Gelees und Compots aller Art versetzten Getränke werden höchstens nur auf kurze Zeit, meist nur einmal, mit wahren Appetite genossen, während schwer Kranke Tage und Wochen hindurch ohne Ueberdruß reines, einfaches Wasser trinken. Es gibt zwar Fälle, wo das Wasser, trotz des Geschmacks an demselben, Beschwerden mancherlei Art verursacht, und durchaus nicht vertragen, oder in denen es von den Kranken durchaus zurückgewiesen wird. In derlei Fällen wird man freilich den Wunsch des Kranken und die besondern Umstände zu berücksichtigen, und entweder einen Zusatz von Zucker, einem Syrup, einer erquickenden Säure u. dgl. nöthig haben, oder die Abwechslung zwischen Wasser und einem andern Getränke dem Instincte des Kranken überlassen. Jedenfalls ist es eine wichtige Regel, Sterbenden, bei noch so großem Durste, nie viel auf einmal, sondern lieber öfter und wenig zu trinken zu geben. Auch müssen sie, wenn sie im Bette liegen, bei jedesmaligem Trinken unterstützt, sanft etwas in die Höhe gerichtet werden, weil ihnen hierdurch das Hinunterschlucken weniger mühsam und beschwerlich gemacht wird. Nicht minder wichtig ist die Rücksicht auf die Temperatur des Getränkes, und man muß darauf bedacht sein, daß jene stets möglichst gleichförmig und der Art sei, wie der Kranke dies in der letzten Zeit gewohnt gewesen. Oeftere Verschiedenheiten und Abweichungen hierin, bald mehr kühl, statt kalt, bald mehr lau, statt warm, machen ihn ungeduldig, beweisen ihm wenig Aufmerksamkeit und Fürsorge von Seiten seiner Umgebung, und können ihn nicht erquicken. Es versteht sich endlich von selbst, daß man bei Anwesenheit mehrerer Personen vorzugsweise ihm Alles von derjenigen reichen lassen wird, die ihm am theuersten ist; es wird aus ihrer Hand für ihn zu einem um so größeren Labfal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Der Fremde findet an jedem wichtigen Kurorte recht ausgezeichnete Baderärzte, wie in jedem Provinzialstädtchen recht gut geschulte und praktisch eingeübte Aerzte und Wundärzte. Die Apotheken sind in gutem Stande, und der Fremde kann an jedem Kurorte eine sorgfältige Bereitung seiner mitgebrachten Recepte erwarten, vorausgesetzt, es ist auf diesen bemerkt, wo solche verschrieben worden sind, damit der Apotheker die Verschiedenheit der Gewichte berücksichtige.

Ueber Carlsbad kann man aus diesem Buche Alles, vom Ersten bis zum Letzten so deutlich erfahren, als hätte man sich dort seit Jahren aufgehalten. Selbst alle Geldausgaben sind bei einem Kreuzer darin berechnet, und es wird dadurch jedem Kurgaste von unentbehrlicher Wichtigkeit. Im Allgemeinen sagt Hille über dieses den Reizen aller übrigen anführendes Bad: »Das Clima von Carlsbad und seiner Umgebungen ist im Ganzen gemäßiget, die Temperatur kühler als im flachen Lande, schneller, oft unangenehm wechselnd; die Nord- und Westwinde herrschen vor, der Nordwind hat überdies den freiesten Zugang zur Stadt. Die Witterung ist in der Regel veränderlich, und der Wechsel oft sehr unerwartet. Carlsbad ist arm an Quellen von süßem, trinkbarem Wasser, welches meist fade und unangenehm von Geschmack ist.

Die warmen Mineralquellen Carlsbads gehören zur Classe der alkalischen Glaubersalzhermen, deren vorwaltende Bestandtheile Glaubersalz und kohlen-saureres Natron bilden; ihrer Wirkung nach gehören sie zu den durchdringendsten und auflösendsten, welche wir besitzen.

Die Wirkung erfolgt zunächst bei der Trinkkur auf den Magen und Darmcanal, wo es vorhandene Unreinigkeiten auflöst und abführt, ohne die ersteren Theile so zu schwächen, wie andere abführende Mittel; dabei vermehrt und verbessert es die Absonderungen der Leber, der Nieren und der Haut; die Mischungsverhältnisse der Säfte verändert es kräftig, verdünnt sie und tilgt die überwiegende Säure; aber indem auch die Aufsaugung vermehrt und angeregt wird, wirkt es so vorzüglich auflösend bei Stockungen, Geschwülsten, Auftreibungen und Verhärtungen der sämtlichen Unterleibsingeweide, hebt Stockungen und krankhafte Mischungsverhältnisse der Unterleibsgefäße, daher es bei so manchen Hämorrhoidal- und Sichtsleiden hilfreich ist; überhaupt die ganze Blutmasse von scharfen Theilen frei macht, und diese mit den vermehrten Absonderungen ab- und ausführt, oder auf die äußeren Glieder wirkt; vorzüglich durch die chemische Einwirkung seiner festen Bestandtheile wirkt es so kräftig auflösend auf im Körper befindliche steinige Producte, wie Gallen- und Blasensteine, Gries und Sand in den Harnwegen und Sichtsablagerungen. Daher ist es nicht nur gegen die hier genannten oder angedeuteten Krankheiten hilfreich, sondern auch gegen viele, deren Ursache dadurch gehoben wird, wie eine große Menge langwieriger Nervenleiden.

Was Carlsbad vor vielen voraus hat, ist in Rücksicht vornehmer Gäste der elegante Fuß, auf welchem man hier lebt, und die stäte Unterhaltung, die hier geboten wird. Darüber sagt der Verfasser: »Unterhaltung muß und kann in Carlsbad theils der kleinere oder größere Kreis von Menschen geben, an die

man sich anschließt, theils die Beobachtung der bunten Menge so vieler Kurgäste, theils das Theater, Concerte und musikalische oder sonstige Akademien, die mancherlei Aus- und Schausstellungen; ferner für Tanzlustige Bälle, die Reunion im sächsischen Saale für das vornehme Publicum, wo man sich täglich mit Tanz und Spiel einige Abendstunden unterhält. Journalleser finden diese im Zeitungslesesaale des Mühlbadgebäudes. Instrumente und Musikalien kann man hier mietzen oder kaufen.

Interessant ist zu wissen, daß alle warmen Quellen von Carlsbad in einer Stunde 2280 Eimer Mineralwasser, in einem Tage 54,720 Eimer geben, also im Jahre 19,972,800 Eimer, welche Wassermasse im Jahre 357,912,576 Wiener Kubikfuß mißt, und 20,277,199 Centner wiegt. Die in dem Mineralwasser aufgelösten festen Bestandtheile für sich allein betragen in einem Jahre 110,698 Centner, oder dem Raume nach 398,893 Wiener Kubiklasten.

Diese Wassermenge fällt um so mehr auf, wenn sie mit der von Marienbad verglichen wird, wo aus allen Quellen in 24 Stunden kaum über 10,000 Kubikfuß fließen.

Die Anwendung der Marienbader Mineralquellen ist eine mehrseitige, und zwar wird der Kreuzbrunnen vorzugsweise getrunken, sowohl an der Quelle, wie versendet. Die Versendung desselben ist bedeutend, und betrug im Jahre 1835 über 350,000 Krüge, wobei, wie in Franzensbad, durch eine zwischen Stöpsel und Wasser in die Flaschen gebrachte Schichte kohlen-sauren Gases die Zersetzung verhindert wird.

Jeder der verschiedenen Brunnen in Marienbad hat seine eigenthümliche Wirkung, und bei dieser Mannigfaltigkeit der gebotenen Heilmittel und deren Wichtigkeit ist die Wahl und die Art des Gebrauches von so großer Wichtigkeit, daß beide nur der Arzt bestimmen und leiten sollte.

Das Badeleben ist in Marienbad gegen Carlsbad fast still und ländlich zu nennen, doch ist der Gesellschaftston ungezwungener und angenehmer; am meisten vereinigen die Tempel und Säulengänge die Gäste (das Bad ist nämlich ganz neu, folglich Alles höchst zweckmäßig erbaut und eingerichtet) und es bildet der Gang von der Kreuzbrunnen-Colonnade bis zum Carolinenbrunnen, welcher nach Gerle mit seinem Auf- und Ab gerade den rechten Beherrschler macht, den eigentlichen Mittelpunkt. Bei ungünstiger Witterung können die Kurgäste in heizbaren Sälen Schutz finden, wie in den Alleen und Fußwegen vor der Sonnenhitze. Der größte Theil des Tages vergeht den Kurgästen mit dem Gebrauche der Trink- und Badekur. Bälle und Concerte sind selten, und das Theater der einzige Vergnügungsort. Leicht aber führt auch hier, wie in allen Kurorten, wo die Trinkkur eine Hauptrolle spielt, die Kurgäste die Geistes- und Sinnesverwandtschaft zusammen, so daß das sich Kennenlernen und Scheiden, das Finden und Verlieren, fast für Jeden nach seiner Art Unterhaltung und Annehmlichkeit gewährt, dabei die größere Zahl der Kurgäste doch die freiere Wahl, als bei einem kleinen Kreise, übrig läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Gefahr, lebendig begraben zu werden.

(B e s c h l u ß.)

Bei mehreren Leichen zeigten sich Spuren des Lebens bei Sectionen unter dem Messer der Anatomen, wodurch tödtliche Verletzungen entstanden. Dies traurige Schicksal hatte auch der Abbé Prevost, der berühmte Roman-Dichter.

So weiß man auch von der Schlafsucht, daß sie eine Art natürlicher Anlage dazu voraussetzt und daher auch in einigen Familien erblich gefunden wurde. Die Chroniken erzählen uns mehrere Beispiele dieser Art, und unter andern das des Cardinals Caraffa. Die Mutter des Cardinals, welche zweimal von der Schlafsucht befallen wurde, war auch zweimal als eine Todte behandelt worden. Einen ähnlichen Fall für sich selbst fürchtend, befahl der Cardinal, daß man ihn nach seinem Tode nicht eher begraben sollte, als bis sich die Zeichen der Fäulniß einstellten, und ihm dann noch überdies ein Stilet in das Herz stoßen sollte. Da sich nach dem Verlaufe mehrerer Tage keine Fäulniß zeigte, und das Begräbniß vor sich gehen mußte, so erfüllte man seinen letzten Wunsch. Das Stilet wurde aber blutig herausgezogen und man vernahm einen tiefen Seufzer. Er war also nicht todt, sondern bloß ohne Lebenszeichen gewesen.

Anderer wurden lebendig aus den Särgen, selbst aus den Gräbern, in welche sie schon verschlossen waren, herausgenommen. Die folgende Thatsache, welche ein englischer Arzt an sich selbst beobachtete, ist unlängst wieder mit allen ihren näheren Umständen in öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden. Da er nämlich plötzlich nach lebhaften moralischen Eindrücken aller Bewegung und des Gebrauches seiner Sinne beraubt worden, war er sich doch dessen ungeachtet seines Daseins völlig bewußt, und fühlte auch wohl die Lage, in welcher er sich befand; das Gehör allein war übrig geblieben, er hörte die Klagen seiner Frau und seiner Kinder, er erkannte die Stimme des Arztes, den man zu seiner Hilfe herbeigeht hatte, und mußte so hören, daß man ihn für todt erklärte. Nach einiger, ihm zu einer Ewigkeit werdenden Zeit bemerkte er die Ceremonien seiner Beerdigung und das Fortschaffen seines Sarges; er hörte, wie man die Nägel in denselben schlug und dieser war schon fast verschlossen, als er wieder die Gewalt zu schreien und sich zu bewegen erlangte, wodurch dieser fatale Irrthum aufgeklärt wurde *).

Nachdem Bourgeois alle die unzulänglichen und fast lächerlichen Maßregeln, welche in den meisten Gemeinden Frankreichs üblich sind, durchgangen hat, so fährt er folgendermaßen fort:

Um die Gewißheit des Todes darzuthun, muß man nicht bloß die Zeichen desselben kennen, sondern sich auch von der Gewißheit, daß das Leben nicht mehr zurückgerufen werden könne, überzeugen. Ein solches Resultat erlangt man augenscheinlich nicht durch eine bloß äußerliche Untersuchung, so aufmerksam und so vollkommen man sie auch anstellen mag, wie dies z. B. von dem Betropfen mit heißem Wasser oder brennendem Siegellack, dem Einschnneiden der Fersen

*) Wir haben diesen Fall in dieser Zeitung mitgetheilt.

und anderen als entscheidend betrachteten Versuchen gilt. Tausend Thatsachen beweisen die Unempfindlichkeit der Haut gegen Einschnitte und Verbrennungen in den meisten Nervenkrankheiten mit aufgehobenem Bewußtsein, und selbst während den einzelnen Anfällen der Epilepsie. Wie sollte man also auf diesem Wege zu einem unumstößlichen Beweise gelangen können?

Wenn der Tod während dem Verlaufe einer Krankheit eintritt, so betrachtet man ihn allgemein als die Folge derselben, und selten wird an der Wahrheit desselben gezweifelt. Tritt er hingegen plötzlich, unvorhergesehen und nach einer gewaltsamen Ursache ein, so fällt er in gesetzmäßigen Verdacht, und es fehlen in diesem Falle nie die Hilfeseitungen der Kunst. Sieht man nun, daß diese letzteren oft selbst in den verzweifeltsten Fällen mit glücklichem Erfolge gekrönt werden, so wird man täglich weniger geneigt, aus ihrer oftmaligen Unwirksamkeit zu schließen, daß in solchen weniger glücklichen Fällen alles Leben gänzlich erloschen gewesen sei.

Die Lösung des Problems besteht also darin, daß eine Ausnahme von der allgemeinen Regel gemacht, und daß alle im Bereiche der Kunst stehende Hilfe in allen Fällen angewendet werde. Man muß sich wundern, daß noch Niemand auf den Gedanken gekommen ist, den Galvanismus, dessen Wirkungen auf die Irritabilität so merkwürdig sind, zu diesem Behufe anzuwenden. Augenscheinlich würde der übriggebliebene Lebensrest sich unter seiner Einwirkung kund geben, so wie im Gegentheil die völlige Unwirksamkeit ein unzweideutiges Zeichen des Todes wäre.

Endlich aber gibt es noch ein Mittel, welches sich als eines der sichersten Verfahrensarten zur Erforschung des Todes empfiehlt, es ist nämlich die *Acupunctur des Herzens*. Die *Acupunctur* soll, wie man sagt, bei den Chinesen sehr häufig angewendet werden und fast ihre ganze Heilkunde ausmachen; sie wenden dieselbe ohne Nachtheil an allen Organen und Theilen des Körpers an. Daß das Einstechen stählener Nadeln selbst durch die wichtigsten Eingeweide unschädlich sei, habe auch ich durch Versuche dargethan; ja selbst an dem Herzen wurden in verschiedenen Spitälern von Paris, besonders in der *Pitié* von *Beclard* Versuche angestellt, denen die Professoren der *Clinik* und Herr *Bally* bewohnten. Nadeln, welche tief in die Substanz dieses Organes eingedrungen waren, und in eine den Pulschlägen entsprechende *oscillatorische* Bewegung geriethen, die ihr Eindringensein bewiesen, wurden mehrere Minuten lang in ihrer Lage gelassen und dann herausgezogen, ohne daß darauf böse Zufälle erfolgt wären.“ —

Ähnliche Versuche über diesen Gegenstand stellte erst unlängst *Dr. Carraro*, ein italienischer Arzt an Thieren an. Von mehreren Kagen, welche so lange unter Wasser gehalten wurden, bis sie erstickt waren, starben die, welche sich selbst überlassen blieben, wirklich, während die anderen, denen das Herz mit einer Nadel durchstochen wurde, fast augenblicklich wieder zu sich kamen.

Da nun die *Acupunctur* des Herzens mit völliger Sicherheit bei ihrer Anwendung den höchsten Grad der Gewisheit verbindet, so ist sie nach *Bourgeois* das einzige Mittel, welches diese Frage lösen könnte.

Diesu kommt noch, daß man die Wirksamkeit dadurch vermehren könnte, wenn man sich der in das Herz gestochenen Nadeln auch dazu bediente, mittelst

einer Voltaischen Säule starke und ununterbrochene galvanische Ströme in dieses Organ zu leiten, wenn man also jene Methode einschläge, welche in der neuesten Zeit unter dem Namen der Galvanopunctur bekannt geworden ist. Dieses Verfahren ist dasjenige, welches man gleichsam einen wahren und unfehlbaren Proberstein des Lebens nennen könnte.

Miscellen.

— In der öffentlichen Jahresitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris hielt Herr Bequerel einen Vortrag über Wärme-Entbindung und Herr Flourens las eine Lobrede auf Laurent de Jussieu, Neffen des berühmten Bernhard de Jussieu, und Vater von Adrien de Jussieu, jetzigen Professor am botanischen Garten und Mitglied des Institutes. Hierauf theilte Herr Arago die von der Akademie aufgestellten Preisfragen mit; die von der Akademie im Jahre 1837 aufgestellte Preisfrage über die Stimmorgane des Menschen und der Säugethiere ist, da keine Beantwortung eingegangen war, noch bis zum 1. April 1839 verlängert. Der physiologische Preis, bestehend in einer goldenen Medaille, 895 Franken an Werth, ist dem von Herrn Dr. Bernhard Heine in Würzburg eingesandten Werke: „Untersuchungen über die Wiedererzeugung des Knochensystems“ zuerkannt worden. — Für das Jahr 1839 wird noch folgende Preisfrage gestellt: Es soll durch Versuche dargethan werden, welche chemische, physische und organische Veränderungen nach und nach während der Entwicklung des Fötus in dem Ei der Vögel und Batrachier Statt finden. Der Preis ist eine goldene Medaille von 8000 Franken an Werth.

— Die Sicherheitsbehörde zu Leipzig widerlegt in einer eigenen Bekanntmachung das als völlig ungegründet in genannter Stadt verbreitete Gerücht, daß neuerdings vergiftete Eswaaren, welche Kinder von unbekanntem Personen unter Verdacht erregenden Umständen empfangen hätten, an die Behörde eingeliefert worden, und daß zwei Kinder in Folge des Genußes derartiger Waaren gestorben wären. Auch die mehrfach gemachten Anzeigen, nach welchen in genannter Stadt Kindern durch fremde Personen Eswaaren angeboten oder gegeben worden sein sollen, haben in keiner Beziehung die Vermuthung begründet, daß hierbei die Absicht einer Vergiftung zu Grunde gelegen habe. „Während übrigens (heißt es im Schlusse dieser Bekanntmachung) die Regel: von unbekanntem Personen Speisen und Getränke nicht anzunehmen, den Kindern, wie zu allen Zeiten, so auch jetzt, zu empfehlen ist, haben diejenigen, welche unberufener Weise Kindern Eswaaren oder Getränke anbieten, es sich selbst beizumessen, wenn sie, auch beim Mangel einer bösen Absicht, von den Unannehmlichkeiten einer polizeilichen Untersuchung betroffen werden.“

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 74. Donnerstag, den 13. September 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Der öffentliche Dank. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. —
Gallerie berühmter Aerzte. — Miscellen.

Der öffentliche Dank.

(Von Sincerus.)

„Sind Sie doch nicht böse, lieber Doctor,“ sagte der Schneidermeister X . . . zu seinem Aeskulap, „daß ich Ihre an mir bewiesene Kunst so karg belohne. Sie wissen, wie schwer bei den jetzigen Zeiten der Kreuzer verdient wird. Ein Feder thut, was er kann, und an meiner Empfehlung Ihrer Talente bei allen meinen Kundschaften, Verwandten und Freunden soll es gewiß nicht fehlen.“ — „Ja wohl thut Jeder, was er kann,“ sagte der neugebackene, aber in den Mystereien des grellsten Charlatanismus ziemlich eingeweihte Doctor, „und wenn Sie wollten, könnten Sie selbst das mir eben dargebotene Honorar wieder in Ihren Sack stecken — —“ „Ach! Es ist Ihnen zu klein; ich will trachten, den Rest bald nachzutragen.“ — „Sie verstehen mich nicht,“ sagte der ehr- und rufgeizige Arzt, „ich habe einen Vorschlag für Sie, durch dessen Ausführung mir und Ihnen geholfen werden kann; Sie ersparen Ihr Geld und ich — gelange zu Namen und Praxis.“ — „Wie? ich, ein Schneidermeister, in dem dunkelsten Winkel der entlegensten Vorstadt, der ich selbst erst meine Kunst — Sie erlauben mir diesen Ausdruck — seit Kurzem ausübe, ich sollte im Stande sein, Ihnen zu Namen und Praxis zu verhelfen?“ — „Schreien Sie doch nicht so,“ sagte der etwas betroffene Jünger Apollo's, „ich höre Leute im Vorzimmer. Erlauben Sie, daß ich sehe, wer uns in dieser ungewöhnlichen Stunde stört.“ Nachdem eine genaue Untersuchung dem Naturforscher ergab, daß das im Vorzimmer entstandene Gepolter mit einer ungestümen

Forderung für verschiedene Gegenstände des Luxus wesentlich zusammenhänge, bemühte sich derselbe, die Zubringlichen mit der Bertröstung auf eine baldige glänzende Carrière zu beruhigen, und ohne Aufsehen zu entfernen. Der Schneidermeister hatte indessen Gelegenheit, sich im Zimmer umzusehen, und bemerkte zu seiner Verwunderung, welcher Luxus in jedem noch so unbedeutendem Hausgeräthe Statt finde. „Der Mann muß viel Kranke haben, dachte er; wie könnte er sonst diesen Aufwand, ohne Schulden zu machen, erschwingen? Und doch hatte er so eben selbst gesagt, er wolle erst durch meine Vermittlung zu Ruf und Praris gelangen! Unbegreiflicher Widerspruch!“ — Während X. . . diese Betrachtungen anstellte, kam Dr. Y. . . wieder aus dem Vorzimmer, klagte, daß man keinen Augenblick Ruhe habe, er müsse gleich zu einem Patienten eilen, und habe nur noch wenige Minuten Zeit, um seinen oberwähnten Vorschlag dem Kleiderkünstler zu eröffnen. „Ich muß mich kurz fassen,“ sagte er, „und ich hoffe, Sie werden mich auch bald verstehen. Danken Sie mir öffentlich, und Sie ersparen für jetzt und für alle Zukunft, für Ihre Frau, Kinder und Kindeskinde jedes Honorar.“ — „Öffentlich danken?“ fragte X. . . , „Sie meinen wohl, ich möchte in die Zeitung en setzen, daß Sie mich von einer Krankheit geheilt, und sollte bei dieser Gelegenheit Ihre Güte, Menschenfreundlichkeit, Bereitwilligkeit bei Tag und Nacht, Geschicklichkeit und kunstgeübte Manier, mit Kranken aller Art umzugehen, in schönen Redensarten aller Welt verkünden? O! wie gern möchte ich dies; es wäre nichts als billig; auch ich fühle gar oft, wie wohl es einem Künstler thut, sein Kunstwerk von Kennern und Laien anerkannt zu sehen; aber mir fehlt das rechte Concept. Auch habe ich mir erst neulich sagen lassen, daß man solche öffentliche Lobeserhebungen in den Zeitungen auf die Zeile zahlen müsse; und ein Dank, wie ich denselben Ihnen abstatten soll, müßte in seiner ganzen Vollständigkeit ziemlich hoch zu stehen kommen. Auch erlaube ich mir, die Einwendung zu machen, daß Ihnen mein Lob mehr Schaden als Nutzen könnte; böse Menschen werden gar sagen: Der Schneidermeister X. . . hat nicht Honorar zahlen können, darum speist er seinen Doctor mit einem öffentlichen Danke ab, und diese Ansicht der Sache könnte sogar meinem Credite schaden.“ — „Aber hören Sie doch,“ sagte der Doctor erröthend, „Sie wollen mich noch immer nicht verstehen. Das Concept zu dem, was Sie in die Zeitung setzen lassen, will ich, aus Rücksicht für Sie, selbst entwerfen, so daß Sie nur Ihren Namen darunter zu setzen brauchen. Die wenigsten werden ahnden, daß ich selbst der Verfasser bin, werden Ihren schönen Styl bewundern und bei dieser Gelegenheit erfahren, daß es einen Schneidermeister X. . . gibt, der da und da wohnt. Was die Kosten

des Einschaltens in die Zeitung betrifft, die werde ich gerne selbst tragen. Ihre Furcht, daß Ihr Lob mir mehr Schaden als nützen könnte, ist nur Folge Ihrer Bescheidenheit. Die ganze Stadt wird Sie für einen Menschen halten, der seine Dankbarkeit nicht nur durch ein Honorar, sondern auch durch die Kostenauslagen für die Zeitungsgebühren bezeigt; solche öffentliche Aeußerungen eines dankbaren Herzens werden Ihnen nicht nur in den Augen Ihrer — Kunstgenossen, sondern auch in denen aller übrigen Bekannten und Unbekannten zur Ehre gereichen.“ — „Ich sehe dies wohl ein,“ sagte X, „aber doch fürchte ich, daß meine Kunstgenossen (wie Sie meine Kunstgenossen zu nennen belieben) mir nachsagen werden, ich hätte bei diesem öffentlichen Danke nicht meine eigenen Gefühle der schuldigen Erkenntlichkeit, sondern vielmehr die Bekanntmachung meines eigenen Namens vor Augen gehabt. Man könnte mir diesen Schritt als eine Marktschreierei auslegen, und ich will durchaus nichts thun, wodurch ich die Achtung meiner Kunstgenossen verschmerzen könnte.“ — „Was Sie für Scrupel haben,“ sagt Dr. Y, „Sie hätten ein Schuster werden sollen, so viele melancholische Philosophie oder philosophische Melancholie spuckt in Ihrem dicken Blute; wie lächerlich ist es, den Verlust der Achtung seiner Kunstgenossen da in die Wagschale legen zu wollen, wo es sich um Förderung unseres persönlichen Vortheiles, um Aufsehen, um Ruf, Ruhm und Ehre handelt! Das Einzige, was man bei derlei Schritten wagt, ist, daß man den Neid seiner Kunstgenossen erregt; aber wie wenig Menschenkenntniß haben Sie, wenn Sie nicht einsehen, daß ja eben dieser Neid den Zweck des öffentlichen Dankes fördert; denn je mehr über den Charlatan geschrien wird, desto mehr wächst sein Ruf.“ — „Sie müssen es wohl besser verstehen,“ sagte X, und ergriff die Feder, um den vom Doctor entworfenen Dank zu unterschreiben. Als er aber das Concept durchlas, bemerkte er, daß es eine reine Unwahrheit enthielt. „Sie sagen mehr als wahr ist, Herr Doctor, ich hatte ja, bevor ich Sie gerufen, gar keinen Arzt gehabt; auch war es kein langwieriges Uebel, an dem ich litt; und ich soll“ — „Nehmen Sie doch Vernunft an,“ sagte Y, „und vergessen Sie nicht, daß Sie Ihr ganzes Leben kein Honorar zu zahlen brauchen.“ — „Auch nicht, wenn meine Frau entbinder? Auch nicht für das Ausreißen eines Zahnes, oder für die Kur eines Augenübels? Denn ich weiß, Sie sind Alles, Doctor, Geburtshelfer, Augen- und Zahnarzt!“ — „Das Alles haben Sie gratis.“ — „Wohlan! ich unterschreibe.“ —

Hier hast du, lieber Leser, die Geschichte des öffentlichen Dankes, wie er meistens in unsern Tagen zu Stande kommt, und wie man ihn jetzt leider öfter als je in den öffentlichen Blättern liest.

Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Auch in Anwendung und Wirkung der einzelnen Quellen von *Franzenbad* finden Verschiedenheiten Statt, deren Zuträglichkeit nur Aerzte bestimmen können. Das BADELEBEN dort ist zwar kein so großartiges (obgleich die Badelisten älterer Jahre Kaiser, Könige, Herzoge und Fürsten unter den Kurgästen anführen), wie in beiden ersteren; allein das jugendlich frische Ansehen der Badecolonie und die Behaglichkeit der Wohnungen machen den Aufenthalt hier sehr angenehm. Ueber die böhmischen Bitterwasser, deren Anwendung gegen Stockungen, Ansammlung von Schleim und Galle und bei Unterleibsvollblütigkeit, bei manchen langwierigen Hautauschlägen, bei rheumatischen und gichtischen Leiden, bei manchen Geschwülsten und Verhärtungen so vortrefflich nützt, wird bemerkt, daß das *Sedlitzer* und *Saidschüzer* Bitterwasser milder, schwächer auf den Stuhl, und durch seine chemischen Verhältnisse angemessen auf die Blutmasse wirkt, das *Püllnaer* dagegen kühlender, leichter, eröffnender und auch in seinen Nachwirkungen besonders auf den Darmcanal wirkt; meist reicht daher die Hälfte vom Püllnaer Wasser hin, die Wirkung hervorzubringen, welche das doppelte Quantum der andern bewirkt. Daher hat die Verwendung des Püllnaer Wassers in den letzten 15 Jahren bedeutend zugenommen, und zwar nicht nur über ganz Deutschland, sondern selbst Frankreich, Rußland und Nordamerika.

Die Mineralquellen von *Bilin* gehören ihrer Wirkung nach zu den reizend-auffösenden; indem sie alle Absonderungen und Ausscheidungen des Körpers anregen, besonders die der Schleimhaut, der Drüsen, dabei die Einsaugung befördern, Blut und Nerven anregen und reizen. Sie zeichnen sich besonders durch großen Reichthum an freiem kohlensaurem Gase aus, und reihen sich demnach an die Mineralquellen von *Fachingen* an, weniger an den alkalisch-muriatischen Sauerling zu *Selters*. Schon im Jahre 1786 wurden 42,000 Krüge versendet, und jetzt an 90,000 Krüge jährlich.

Eines der besuchtesten und berühmtesten Bäder Deutschlands ist *Tepliz*, das schon im VIII. Jahrhundert entdeckt wurde, obgleich die ältesten gemauerten Bäder nur die Jahreszahl 1589 weisen. Das Klima von *Tepliz* ist ein sehr gemäßigtes und mildes, wovon schon die üppige Vegetation und Fruchtbarkeit der ganzen Umgegend ein Beweis ist; die Lage des Ortes selbst ist eine eben so gesunde als anmuthige und reizende, und ist frei von endemischen Krankheiten. Die Trinkanstalt wurde erst im Jahre 1835 eröffnet, wo das Mineralwasser auf Verlangen auch erwärmt oder mit Milch vermischt geboten wird.

Es ist leider eine sehr allgemein verbreitete Ansicht, daß die *Teplizer Bäder* so unbedingt, gleichsam als unschuldige, nach eigenem Gutdünken von Jedem genommen werden können; obgleich man jährlich seine trefflichen Wirkungen an der Herstellung so schwerer Kranken sehen, daraus aber auch auf seine kräftige, durchdringende Wirkung schließen könnte. Andere, welche in den ersten Jahren von den Bädern als einem zweckmäßig angezeigten Mittel, die guten Folgen an

sich sahen, werden nun dadurch, wie durch die Annehmlichkeit des Aufenthaltes verleitet, eine alljährlich nothwendig scheinende Gewohnheit daraus zu machen, wollen dadurch gleichsam auf ihre Gesundheit pränumeriren, vergessen aber, daß durch den mehrmaligen Gebrauch ihr Körper bereits gesund geworden, aber auch ihr Blut gegen früher so verändert und rege geworden ist, daß ihnen nun selbst die lauen Bäder Aufregung des Blutes verursachen, durch das Zuviel leicht Nachtheil und vorzüglich bei ältern Personen, die eben gern das Leben recht fest halten möchten, Schlagflüsse herbeigeführt werden.

Das Badesleben in Tepliz ist, wie es überall sein soll, ein müßiges, indef ein angenehmes; zwar kein so traulich gefelliges, wie in manchen Kurörtern, wo die Trinkkur die Gäste mehr zusammenführt, aber die Trinkanstalt kann künftighin auch dies bewirken. Hier zerstreut das verschiedenzeitige und verschiedenartige Baden die Mannigfaltigkeit der Vergnügungen und die angenehmen Punkte die Gesellschaft. Der Vormittag vergeht mit dem Baden, gegen Mittag vereinigt der Schloßgarten zwar einen Theil der Gesellschaft, während ein anderer Theil sich wieder in den Speisehäusern versammelt; doch zerstreut ein schöner Nachmittag wieder Alles nach den verschiedenen schönen Punkten und Belustigungsorten um Tepliz. Das Schauspiel beginnt um 6 Uhr Abends. Sonntags ist Ball im Gartensaale, wo bei ungünstiger Witterung auch Concerte nicht fehlen ic.

In der Umgegend verdient das Riesenbad Erwähnung, hier sind drei warme und vier kalte Mineralquellen, die sich besonders hülfreich gegen Gicht erweisen, so daß Kranke, welche zu Wagen hergebracht wurden, zu Fuß in ihre Heimat kehren konnten. Sie sind indef weder physikalisch noch chemisch untersucht, noch beschrieben worden, und werden nur von den Bewohnern der Umgegend besucht.

(Der Beschluß folgt.)

Gallerie berühmter Aerzte.

Baron Larrey.

Nach dem „Précurseur.“

Der junge Larrey, an den Ufern des Adur, zu Beaudou geboren, von Eltern, die mit Glücksgütern wenig bedacht waren, aber die der Achtung ihrer Mitbürger genossen, war kaum 13 Jahre alt, als er, eine Waise geworden, sich dem Studium widmete. Nach sechs Jahren verließ er das Haus seines Vaters und ging nach Paris, um dort in einem öffentlichen Examen zu debutiren. Nach dieser Prüfung wurde er als Hilfsarzt für die königliche Marine zu Brest angenommen. In dieser Stadt angekommen, wurde er noch einmal von dem Corps der Aerzte der königlichen Marine examinirt, und alsdann einer Expedition nach Nord-Amerika als Chirurgien-Major beigegeben. Diese Reise benützte er, um Beobachtungen über die Seerkrankheit zu machen und deren Ursachen zu erforschen. In Amerika selbst sammelte er Notizen über das Klima, die Producte, die Thiere, die physische Beschaffenheit, die Sitten und den Charakter der Bewohner von Terranova. Nach seiner Rückkunft zu Brest, gab

er, als die erste Frucht seiner Erfahrungen „Bemerkungen über die Hygiene der Marine“ in den Druck. Nachdem die Rüstungen zur See eingestellt waren, erhielt L a r r e y gleich den übrigen Hilfs-Ärzten seinen Abschied, und kehrte nach P a r i s zurück, um dort aufs Neue zu studiren.

Als damals bei den Invaliden die Stelle eines Arztes frei geworden war, so machte er sie einer Menge Mitbewerbern streitig; aber ein ministerielles Gebot beraubte ihn der Stelle, auf die er nach dem Ausspruche aller seiner Examinatoren so gerechten Anspruch hatte. Jedoch ward er bald als Entschädigung zu B r e s t in seinen alten Grad wieder eingesetzt. Noch einmal entlassen und nach P a r i s zurückgekehrt, ward er als zweiter Arzt bei den Invaliden, unter der Leitung des berühmten S a b a t i e r angestellt, dessen Freund und Nebenbuhler er später geworden. Im Jahre 1792 wurde er als Wundarzt erster Classe bei dem am Rhein zusammengezogenen Armee-Corps des Marschalls L u c k n e r angestellt. Seit dieser Zeit widmete er sich ganz dem feldärztlichen Dienste, und 20 Jahre lang schaute er nicht Kugeln und Kartätschen, wenn es galt, Verwundeten zu helfen. Er schaffte den Gebrauch, erst das Ende eines Kampfes abzuwarten, ehe man sich der Verwundeten annahm, ab; und verfiel darauf, ein ambulantes Spital zu bilden, eine Einrichtung, die später auch von den andern civilisirten Nationen nachgeahmt ward. L a r r e y erhielt bald den Grad eines Oberwundarztes beim Armee-corps des Marschall L u c k n e r, und nicht lange hernach ward ihm von der Akademie der Wundarzneikunde einstimmig das erste Accessit des von ihr ausgesetzten Preises zuerkannt (obwohl er sich nicht unter den Bewerbern darum befunden hatte), indem die Akademie die wichtigen Fortschritte belohnen zu müssen glaubte, welche die militärische Chirurgie in diesem kurzen Feldzuge durch L a r r e y gemacht.

Von der Rhein-Armee trat L a r r e y in demselben Grade zu der Expeditions-Armee von Corsica, der See-Alpen und Cataloniens über. Ehe er nach T o u l o n abging, erhielt er von der Regierung den Befehl, sein System der ambulanten Hospitäler nach einem größeren Maßstabe zu organisiren, um es bei der ganzen Armee einzuführen, und seine Arbeit wurde von den Militärbehörden als ein Meisterstück betrachtet. Da während dem die Rüstungen wider Corsica eingestellt worden waren, so begab er sich an die spanische Gränze, wo die Armee versammelt war. Bald begannen die militärischen Operationen längs der ganzen Linie von Figueira, und L a r r e y war immer mitten im Kampfgewühle, wo seine Gegenwart unseren Soldaten zu großer Aufmunterung diente.

Als nach der Einnahme von Figueira und der Belagerung von Rosel der Friede geschlossen worden war, sollte L a r r e y zur Armee von I t a l i e n abgehen; da er aber wußte, daß eine neue Expedition gegen Corsica ausgerüstet wurde, an welcher er Theil nehmen sollte, so entwarf er noch eine höchst merkwürdige Schrift, in der er die herrlichen Entdeckungen verzeichnete, die er zur Erhaltung der Gesundheit der Truppen am Bord von Schiffen, so wie von den Mitteln, Ertrunkene wieder zu beleben, gemacht hatte. Ehe er nach Italien ging, erhielt er noch den Auftrag, die Militärhospitäler von Toulon, Antibas und I b i z z a zu inspiciren und zu organisiren, bei welcher Gelegenheit er seine ausgedehnten Vollmachten benützte, um in der ersteren dieser Städte eine chirur-

gische und anatomische Anstalt zu begründen, die eine Pflanzschule von vortrefflichen Wundärzten für die Marine geworden ist.

Der Feldzug in Italien war schon weit vorgeschritten, als er dort ankam; auch hat er sich dort mehr durch Acte der Verwaltung, als in anderer Weise ausgezeichnet. Dort war es, wo er zuerst mit dem großen Feldhern unserer Zeit in Berührung kam, und die Bekanntschaft von Desaix, Jourdan, Kleber und so vielen anderen berühmten Kriegern machte, mit welchen er nachdem wieder auf den Schlachtfeldern zusammengetroffen. Larréy hatte eben die letzte Hand an sein System der ambulanten Hospitäler gelegt, als der Obergeneral Bonaparte diese Arbeit in Augenschein nahm. „Ihr Werk,“ sagte er zu ihm, „ist einer der herrlichsten Gedanken unsers Jahrhunderts, hinreichend, Ihren Ruf zu begründen.“

Als der Tractat von Campo-Formio eine Waffenruhe zwischen Deutschland und Frankreich herbeigeführt hatte, benutzte Larréy dieselbe zu einer Reise nach Italien, um persönlich den Zustand der medicinischen und chirurgischen Wissenschaften dieses schönen Landes kennen zu lernen. Ueberall, wo er sich zeigte, wurde er als ein Gebieter aufgenommen; überall erschlossen sich ihm die Hospitäler, und machten die Akademiker sich eine Ehre daraus, von seinen Einsichten zu profitiren. Er trug auf dieser Rundreise mächtig dazu bei, dem weiteren Umschgreifen einer Viehseuche zu wehren, welche das offene Land des venetianischen Friauls heimsuchte und die ganze Halbinsel zu überziehen drohte. Die Einwohner erkannten diesen Dienst dadurch an, daß sie ihm eine Deputation zusandten, um ihm zu danken, und ihm ein Schreiben des Präsidenten dieser Provinz zu übergeben, das in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt war.

Wir kommen nun zu dem dramatischsten Abschnitte des Lebens von Larréy. Raum bezeichnet, um den Armeen beigegeben zu werden, die gegen England agiren sollten, erhielt er den Befehl, den französischen Truppen nach Aegypten zu folgen. Während der Ueberfahrt hatte der General Bonaparte Gelegenheit, die Verdienste des geschickten Wundarztes noch mehr zu würdigen, und ihm in wahrer Freundschaft zugethan zu werden; er unterhielt sich viel mit ihm über die Gefahren, die ein Klima, wie das afrikanische, für französische Soldaten haben könnte. Leider gingen seine traurigen Ahnungen schon auf der Insel Malta nur zu bald in Erfüllung. Larréy fand Gelegenheit, einige Bemerkungen über die kafarhalischen Krankheiten, die intermittirenden Fieber und die Augenentzündung zu machen, welchen Uebeln deren Einwohner unterworfen sind. Die Geschichte hat mit Stolz der Bravour der Soldaten in den drei Kriegsjahren, die hier inmitten des glühenden Sandes von Aegypten und Syrien Kämpfe zu bestehen hatten, gedacht, aber sie hat das Benehmen des illustren Wundarztes hoch über jedes Lob gestellt. Er rettete beim Angriffe von Alexandrien dem General Kleber das Leben, holte den General Menou aus dem Handgemenge heraus, und verband unter dem Feuer der sündlichen Batterien den General-Adjutanten Lassez; dann die Ruhe benützend, die ihm der erste Sieg über die Araber gab, organisirte er in der Stadt Muser-Hospitäler. Als die Armee eine Bewegung auf Cairo gemacht hatte, folgte er ihr fünf Tage lang durch die öden Wüsten, die Lybien umgeben. Es fehlte ihr an Proviant, und die Leiden waren schrecklich, die sie zu erdulden hatte; aber so wie ein Soldat aus Ermüdung, vor Hitze oder von

Scorpionen gestochen niedersank, kam Larr ey sofort herbei, ihm beizustehen. Alle Verwundeten des großen Tages der Pyramiden wurden nach Cairo in Hospitäler gebracht, die Herr Larr ey zu improvisiren schien. Einige Tage darnach fiel das Gefecht vor Salehyeh vor, in welchem der General Destre, damals Oberst des siebenten Husarenregiments, durch neun Säbelschläge und eine Kugel verwundet wurde, die sich in der Brust versenkte; dennoch gelang es dem Herrn Larr ey, diesen wackern Militair herzustellen, was als ein Wunder angesehen wurde. Als die Armee nach Cairo zurückgekehrt war, leuchtete Herrn Larr ey die Nothwendigkeit ein, dort eine Schule der Chirurgie und der Anatomie zu begründen, um Subjecte für den Dienst der neuen Hospitäler zu haben, die er anzulegen beabsichtigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

— Außer einem Militärspitale mit 1200 Betten zählt Mosk au 18 öffentliche Krankenhäuser mit 2246 Betten. Die bedeutendsten sind: Das Marien-Spital (240 Betten), das Neue (240 B.), das mit dem Irrenhause verbundene (150 B.) und das mit dem Findelhause verbundene (100 Betten für Kinder). Krankenhäuser unter Verwaltung von Vereinen und Privat-Personen gibt es 17 mit 1886 Betten. Eines derselben, das Bürgerspital, hat 450, und ein zweites, das Solignische, 145 Betten. Die Polizei hat 5 Krankenhäuser mit 41 Betten. Drei Lazarethe haben 223 Betten; drei öffentliche Armenhäuser zählen 860 und das Katharinen-Armenhaus 700 Betten. An Armenhäusern, welche Vereinen und Privatpersonen gehören, gibt es 63 mit 3137 Betten. Mosk au zählt also im Ganzen gegen 9000 Betten für Hilfslose und Kranke.

— Im Grodno'schen Kreise, im Dorfe Druskensk, befinden sich zwischen Sandbergen zwei, nahe bei einander liegende Mineralquellen, welche durch ihre reichen Quantitäten von Salztheilen einige Aehnlichkeit mit dem Meerwasser haben. Bereits im Jahre 1790 zogen sie, in Folge chemischer Untersuchungen des Leibarztes des Königs Stanislaus August, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, und wurden von Bewohnern entfernter Länder besucht. Jetzt hat die russische Regierung 25,000 Rubel Silber zur gehörigen Einrichtung der Quellen, und zu den für Badegäste erforderlichen Bequemlichkeiten ausgesetzt. Auch die, seit Peter dem Großen bekannten eisenhaltigen Quellen in Dichta (nahe bei Petersburg), die einigermaßen vernachlässigt wurden, haben durch die Bemühungen eines Petersburger Apothekers Fischer ein neues Interesse gewonnen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesendet wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. G. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei S. P. Collinger.



der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 75. Montag, den 17. September 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Ueber einige Pflichten gegen Sterbende. — Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. — Gallerie berühmter Aerzte. — Miscellen.

Ueber einige Pflichten gegen Sterbende.

(Fortsetzung.)

Man darf nicht glauben, daß man seiner Pflicht gegen den Sterbenden hinreichend Genüge geleistet, wenn man Alles entfernt, welches unangenehme Eindrücke auf dessen Sinnesorgane machen kann. Vielmehr muß man darauf bedacht sein, auf die Sinne desselben möglichst angenehme Einwirkungen hervorzubringen. Vorzüglich sind es hier die edleren Sinne, auf welche Rücksicht zu nehmen ist. Auge und Ohr erhalten sich gewöhnlich am längsten, bis zur vollkommenen Vernichtung des Lebens. Diese angenehmen Sinnesperceptionen erleichtern den Tod schon dadurch, daß sie durch Ideenassociationen die Seele an früher Erlebtes erinnern, sie daher in frühere Zustände versetzen, und gleichsam von der bitteren Gegenwart ableitend, dieselbe fähig machen, die Vergangenheit noch einmal zu durchleben. „Es verlohnte sich wohl des Versuches,“ sagt Dr. Kloss, „Auge und Ohr da zu gebrauchen, wo ihre Anwendung von den Umständen überhaupt zugelassen wird, und in diesen Fällen sich derjenigen von ihnen zu bedienen, die in besonderer Beziehung zu dem Sterbenden stehen, und während seines Lebens zu ihm standen.“ — Nach dieser Voraussetzung müßte man z. B. durch das Ohr auf einen Musiker, durch das Auge vorzugsweise auf einen Maler einzuwirken suchen.

Wenn der Zweck alles bis jetzt Gesagten dahin ging, die Lage der Sterbenden durch Mittel zu erleichtern, die auf seinen Körper Bezug hatten, so müssen wir offen bekennen, daß derselbe nur halb erreicht werden könnte, wenn hier nicht auf die geistige Natur des Menschen die genaueste Rück-

sicht genommen würde. Der ganze Gang des Lebens deutet mit unwiderstehlich überzeugender Kraft auf ein allmähliges, fortschreitendes Lobringen der Seele vom Leibe, also auf ein Sterben hin. Wenn nun während diesem allmählichen Sterben die höheren Freuden des Geistes seinen Kampf mit dem Irdischen erleichtern, und den besseren Theil des Menschen zum Widerstande befähigen; so wird ihm eine geistige Unterstützung im Momente einer völligen Trennung um so höheres Bedürfnis sein. Die wichtigsten Momente, auf welche hier Rücksicht zu nehmen ist, bestehen vor Allem in dem Vertrauen des Kranken zum Arzte. Nirgends ist dies Vertrauen zur Erleichterung und zum Troste des Kranken wichtiger und dringender, als in unheilbaren, langwierigen, schmerzhaften und in solchen Uebeln, in deren Hintergrunde der Tod als unabwendbar bevorsteht. Nicht nur Arzt, sondern auch die Umgebung müssen mit aller Sorgfalt dieses Vertrauen aufrecht zu erhalten suchen, indem es die einzige Quelle ist, aus welcher der Kranke in seinem letzten Kampfe Muth und Beruhigung schöpft. Man wird aber niemals vergessen, daß mit diesem Vertrauen noch ein anderes Erleichterungsmittel des Todes zusammenhängt, nämlich die Aufrechthaltung der Lebenshoffnung. Diese Hoffnung zieht den größten Theil ihrer Nahrung aus der dem Menschen angeborenen Liebe zum Leben; und je größer die Gefahr bei mancher Krankheit ist, desto mehr nimmt oft die Hoffnung zum Leben zu. Wer kennt nicht die weitaussehenden Pläne mancher Kranken, deren Organe von den unheilbarsten Zerstörungen bedroht sind! Der Leidende braucht daher oft nur in seinen Hoffnungen bestärkt zu werden, und sein Glaube an Besserung wird an der beruhigten Miene seiner Umgebung die größte Stütze finden. Wo aber diese Hoffnung fehlt, da muß das feste Auftreten des Arztes, die Ruhe und sichere Haltung der Angehörigen, und das Vermeiden alles dessen, was dem Zweifel Nahrung geben könnte, dem Sterbenden Trost und Erleichterung geben, ihn stärken und beleben, und den kleinsten Funken von Leben zum erwärmenden Strahl bis in dessen letzten Augenblicke zu erhalten suchen. Darin wird der Sterbende mehr Theilnahme sehen, als wenn man ihm vorjammert. Der gefühlvolle Antheil, den der Arzt und die Umgebung an dem Leiden des Sterbenden nimmt, wird aber nur dann diesem Lehrern das Sterben erleichtern, wenn es auf hoffnungsvollem Zuspruch, nicht aber auf thränenreichem Mitleiden beruht. Ein freundliches Wort, ein liebevoller Trost gewährt dem Kranken weit mehr Erquickung, als die wortreichsten Ergießungen von Bedauern, wenn sie in die Klagen des Leidenden weichlich einstimmen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz.

(B e s c h l u ß.)

In Mähren verdient das Ullersdorfer Bad Erwähnung, mehr indeß seines Alterthums, als des jetzigen häufigen Besuches wegen. Es muß einmal im großen Ansehen gestanden sein, denn Th. Jordanus von Klausenburg nennt es in seiner Beschreibung de Aquis medicatis Moraviae 1586: „Regina medicatarum aquarum et bonitate et aedificii Structura celebris.“ Heute wird es bei Verschleimungen, bei Gries und Steinbeschwerden, bei veralteten Hautausschlägen und langwierigen rheumatischen Beschwerden, vorzugsweise von Inländern oder von näher anwohnenden Ausländern besucht.

Das bekannteste Bad Mährens ist jetzt Lohatschowitz. J. Ferd. Hertod von Todensfeld erwähnt dessen schon in seinem 1669 in Wien erschienenen Werke. Der Professor Haslinger aus Wien machte 1772 den Professor Czang auf den damals schon gefassten Hauptbrunnen aufmerksam, dieser untersuchte und versendete das Wasser, und rühmte es als das mährische Selterwasser, von wo an es häufiger gebraucht und versendet wurde. Es werden jetzt an 90,000 Flaschen nach Schlessen, Oesterreich und Ungarn jährlich versendet, und wird häufig nur als Trinkkur, aber auch mit der Verbindung einer Badekur gebraucht.

Das Wasser aller vier Quellen von Lohatschowitz ist farblos, klar und hell, außer der Amandiquelle; in ein Glas geschöpft, entwickeln sich viele Gasbläschen, und kurze Zeit mit der Atmosphäre in Berührung gestanden, bildet sich an der Oberfläche ein feines, schillerndes, gelblich-braunes, glänzendes Häutchen, welches sich nach einiger Zeit zu Boden setzt, und das Wasser etwas trübe macht. Das Wasser ist geruchlos, und macht nur ein Prickeln in der Nase, der Geschmack ist angenehm erfrischend, am angenehmsten der Vincentibrunnen, der indeß nur sechs Eimer Wasser in einer Stunde liefert. Die übrigen drei Quellen noch weniger. Das Wasser gehört zu den alkalischemuriatischen Säuerlingen, und ist durch den Gehalt an freier Kohlensäure und kohlensaurem Natron ausgezeichnet. Da das versendete weniger kohlensaures Gas enthält, indem man dieses beim Füllen der Flaschen, um das Zerspringen derselben zu verhüten, etwas entweichen läßt, so ist es von dem an der Quelle etwas verschieden, und läßt sich aber Jahre lang in gut verkorkten Flaschen aufbewahren.

Das dritte Heft enthält die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Eine natürliche Folge der ungünstigen climatischen Lage dieses Landes ist: daß an den besuchtesten schlesischen Kurorten der Winter lang, Frühling und Herbst sehr kurz sind, und der Sommer, wenn er nicht zu den trockenen und warmen gehört, viel feuchte Tage bringt, und warme Abende nicht leicht zu erwarten sind. Dabei schicken die Berge die Wetter und Winde oft so recht unmittelbar herunter. Dafür aber mag an heißen Sommertagen in den hohen Gebirgsthälern die Sonne noch so heiß brennen, und die etwa verzögerte Vegetation treiben — die Lufterlektricität ist nie so gebunden, oder ihre Verhältnisse so ungleich, um Blut und Nerven drückend und schwächend, wie oft im flachen Lande, zu sein. Die reine, erquickende Gebirgsluft, deren stärkender und erquickender

Sauch selbst Schwachen und Ungewohnten in Gebirgen das Steigen erleichtert und bei Hitze Anstrengungen erlaubt, welche man nicht ungestraft in flachen Gegenden wagen dürfte; dieser reine Himmelsäther mildert selbst die sonst ungünstigen climatischen Einflüsse, und wird für viele Kranke eine recht köstliche Arznei, welche die Wirkungen der Heilquellen recht kräftig unterstützt.

Die erste dieser Heilquellen ist Flinsberg, von Mogalla das schleifische Spaa genannt. Das Wasser bewirkt, in Menge getrunken, leicht einen Brunnenrausch, und gehört zu den an Kohlensäure reichen alkalisch-erdigen Eisenwassern, und wirkt reizend, anregend, stärkend. Die Zahl der Kurgäste beträgt immer zwischen 300 — 350, und gegen 6000 Flaschen werden jährlich versendet.

Warmbrunn ist ein seit 1377 bekanntes Bad, und 1803 befanden sich über 1000 Familien zum Badegebrauche alhier. Im großen Bade sprudeln in einer Stunde in beiden Quellen 950 Kub. Fuß Wasser von 27 — 30° R. Wärme hervor, und sie gehören zu den stickstoffig-geschwefelten und alkalisch-salinischen Schwefelthermen.

Der Salzbrunn ist mit seiner Molkenanstalt ein sehr heilkräftiges und sehr besuchtes Bad, besonders für Brustkranke, die bei zweckmäßigem Gebrauche hier Heilung oder doch große Erleichterung finden. Die kleinsten Mißgriffe in der Art des Gebrauches können aber auch den größten Nachtheil bringen. Kurgäste waren 1836 bei 1504 versammelt und 120,981 Flaschen wurden versendet. An die Kurgäste wurden bei 20,000 Quart Molkem, Kuh-, Ziegen- und Eselsmilch verkauft.

S. Weber.

Gallerie berühmter Aerzte.

Baron Parrey.

(Fortsetzung.)

Der syrische Feldzug eröffnete sich unmittelbar nach der Niederlage der Araber zu Salehieh. Man gab in demselben Herren Parrey den Beinamen: „die Vorsehung des Soldaten.“ Die Pest richtete ihre Verheerungen an; es fehlte an Wasser und an Lebensmitteln; die feindlichen Stämme wurden täglich furchtbarer und die französischen Reihen mit jedem Tage lichter. Nach dreizehn vergeblichen Stürmen waren die Truppen genöthigt, die Belagerung von St. Jean d'Acree aufzugeben, und ihren Rückzug nach Egypten zu bewerkstelligen. Die Zahl der Verwundeten und Kranken war groß; um sie alle zu retten, erfand Herr Parrey mobile Hospitäler, von Ochsen oder Pferden gezogen. Der General Bonaparte wollte, daß seine Pferde zuerst zu diesem Zwecke verwendet würden, welche edle Uneigennützigkeit bald von den andern Chefs der Armee nachgeahmt wurde. Nach 60 Lieues Strapazen und Entbehrungen, ohne andere Nahrung als Kamel- oder Pferdefleisch, mit Schießpulver statt des Salzes gewürzt, kehrte die Armee mit allen ihren Kranken, welche Herr Parrey sofort in den verschiedenen Hospitälern unterbringen ließ, die er vor seiner Abreise angelegt hatte, nach Egypten zurück.

Unglücklicher Weise bot selbst Egypten den französischen Truppen nur wenig Ruhe dar. Da zugleich auf verschiedenen Puncten mehrere Aufstände ausbrachen, so

musste der General Bonaparte sofort seine gesammte Macht zusammenziehen, um es aufs Neue zu erobern. Nichts bekrundet wohl besser die Unererschrockenheit und Kaltblütigkeit, die Herr Larrey unter so ernsten Umständen zeigte, als die Huldigung, die ihm auf dem Schlachtfelde von Abukir zu Theil wurde: er empfing nämlich aus den Händen des Obergenerals einen goldenen Degen mit der einfachen Inschrift: »Larrey zu Abukir.« Eine andere Belohnung wartete seiner in Frankreich; als die Armee zu Marseille gelandet war und sich am Ufer in Schlachtordnung aufgestellt hatte, verkündete ein Tagesbefehl, daß Herr Larrey nach Paris berufen sei, um als Oberwundarzt der Garde des Consuls zu fungiren. Diese Kunde ward aus allen Reihen mit lauten Beifallsäußerungen begrüßt. Nach seiner Installation ward er von den jungen Leuten, welche die Schulen der Arzneikunde und der Chirurgie besuchten, gebeten, einen Curus über militärische Chirurgie zu halten; ehe er sich diesem Wunsche aber fügen konnte, mußte er, den Vorschriften des Gesetzes gemäß, Angesichts der Professoren der Facultät eine Disputation halten, und diese fiel denn auch aufs glänzendste für ihn aus. Von nun an legte Herr Larrey sich mit Erfolg auf den Unterricht, er vereinigte mit vieler Klarheit in der Auseinandersetzung der Thatsachen eine große Zierlichkeit des Ausdrucks, und dieser doppelte Vortheil verschaffte ihm einen außerordentlichen Zulauf. Nach der Installation der kaiserlichen Regierung erhielt Herr Larrey den Befehl, sich ins Lager von Boulogne zu begeben, und als die 100,000 Mann, die in England hätten landen sollen, nach Deutschland beordert wurden, da folgte er ihnen an die Ufer des Rhein. Da begann wieder eine neue Aera für die Thätigkeit des illustren Wundarztes der Armee des Orientes. Gleichwie in Egypten und Italien, richtete Herr Larrey abermals fliegende Lazarethe ein.

Einige wenige Tage waren hinreichend, damit fertig zu werden, und der Kaiser bezeugte ihm seine Zufriedenheit darüber mit den Worten: »Sie wären mir fast zuvor gekommen.« Der wackere Arzt war bei allen Kämpfen der großen Armee zugegen, und die Schnelligkeit, womit diese einander folgten, gab ihm vollauf zu thun, sowohl in der Sorge für die feindlichen als für die eigenen Verwundeten. Er widmete sich ihrer Pflege mit einer Hochherzigkeit, die an seine Hingebung für die Pestkranken zu El-Arisch erinnert, wo dieselben, an Ausfuß und von Angezieser leidend, durcheinander in unterirdischen Höhlen lagen.

An dem Tage der drei Kaiser bedeckte Herr Larrey sich mit Ruhm; er war überall, wie der große Feldherr, und man sah ihn die Soldaten auffangen, so wie sie wankten. Die Gesundheitsbeamten waren Tag und Nacht auf dieser Stätte der Trauerscenen beschäftigt, während sie ihrem Chef die schwereren Operationen überließen. So wie die Verwundeten nothdürftig verbunden waren, ließ Herr Larrey sie in die Hospitäler von Brünn, Hollabrunn und Wien, die er dort zuvor eingerichtet hatte, abführen, und eben so, wie früher, wurden die Russen, die Oesterreicher, die Baiern, deren es in Menge gab, gleich gut, wie die Franzosen selbst besorgt. Nach der feierlichen Zusammenkunft der drei Kaiser trat die Armee ihren Rückzug nach dem Rhein an. Herr Larrey folgte ihr nicht; da er sah, daß in den Lazarethten, die sie zurückließ, der Typhus ausbrach, so wollte er es keinem Andern überlassen, diese Epidemie zu bekämpfen. Dem Feldzuge von Austerlitz folgten bald die von Preußen, von Sachsen und

Polen, und Herr *Carrey* erhielt abermals die Leitung des Gesundheitsdienstes dieser verschiedenen Expeditionen. Auf dem Schlachtfelde von Eylau mit dem Verbinden der Verwundeten beschäftigt, die er nach dem stärksten Anrennen auf einem Haufen hatte vereinigen lassen, sah er sich plötzlich durch eine unerwartete Bewegung der russischen Macht bedroht; da entstand ein allgemeiner Schrecken; doch reichte ein Wort von *Carrey* hin, die Seinigen zu beruhigen. „Ihr wollt dem Tode entinnen,“ rief er ihnen zu, „und Ihr stehet im Begriffe, ihm entgegen zu eilen! verhaltet Euch ruhig, und man wird Euer Unglück respectiren; ich meinerseits schwöre, daß ich mit Euch sterben will.“

Herr *Carrey* war seit einiger Zeit zurück in Paris, als die französischen Armeen den Befehl erhielten, in Spanien einzufallen. Er schuf für diesen Feldzug eben so, wie er es für die Feldzüge in Preußen, Sachsen und Polen gethan hatte, ein System fliegender Lazarethe, das der Beschaffenheit des Bodens angemessen war: für die Ebene höchst leichte, zweirädrige Wagen, mit einem einzigen Pferde bespannt, aber für die Gebirge und Hohlwege eine Art von Ruhebetten, die auf den Rücken von Maulthieren getragen werden konnten. Die Strapazen dieser Expedition zogen dem Herrn *Carrey* eine Krankheit zu, die ihn der Armee fast geraubt hätte. Er kehrte in der letzten Periode seiner Genesung nach Frankreich zurück, und er war gänzlich hergestellt, als wieder die Feindseligkeiten mit Oesterreich begannen. Sein wackeres Benehmen bewundernd, ertheilte *Napoleon* ihm zu Eslingen, wo *Lannes* tödtlich verwundet wurde, in Gegenwart der ganzen Armee die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Zu Wagram ernannte ihn *Napoleon* in dem Augenblicke, wo er unter dem feindlichen Feuer die Generale *d'Aboville*, *Corbineau* und *Dosmenil* amputirte, zum Baron, mit einer Dotation von 5000 Franken Revenuen. Nach dem Frieden von Schönbrunn kehrte Herr *Carrey* nach Frankreich zurück, und trat seinen Dienst als Oberarzt des Hospitals der Garde wieder an. Um mit der Aufzählung der Feldzüge zu Ende zu kommen, die Herr *Carrey* mitgemacht hat, haben wir nur noch der Expedition von 1812 gegen Rußland und der Schlacht von *Waterloo* zu erwähnen. Die Zahl der Todten und Verwundeten in der blutigen Schlacht an der Moskwa wird auf 40,000 angegeben. Nie hatte der Gesundheitsdienst einer größern Entwicklung bedurft; dennoch wußte Herr *Carrey* Rath zu schaffen, und in vier und zwanzig Stunden waren 10,000 Verwundete, Russen wie Franzosen, verbunden, die sofort in die Hospitäler von *Smolensk*, *Witepsk* und *Mojaisk* geschafft wurden. In dem nachherigen Rückzuge hatte Herr *Carrey* die verderblichen Wirkungen der Kälte und der Entbehrungen noch mehr zu bekämpfen, als die der Verwundungen: er wehrte die Erschöpfung der alten Soldaten durch stärkende Mittel, die er aus Pferdefleisch und Kräutern des Bodens anfertigen ließ; zugleich gab er ihnen das Beispiel des Muthes und der Resignation, und wenn sie halbtodt in den Schnee sanken, so ließ er sie auf die Wagen des Lazareths legen, und achtete aufs sorgsamste darauf, daß sie ihrerseits keine Unvorsichtigkeit begingen. Eben so, wie bei dem Rückzuge von *St. Jean d'Acree*, blieb er stets bei der Arriergarde, um die Verwundeten zu sammeln und Niemand hilflos zu lassen. Auch war er so vorsichtig, alle Hospitäler räumen zu lassen, sobald man retirirte, so daß nur solche Kranke zurückblieben, die nicht ohne Lebensgefahr zu transportiren waren. Zu *Waterloo* sah Herr *Carrey*

mit Schmerz die kaiserliche Macht zusammenbrechen und den Rest der Veteranen Frankreichs fallen; beschäftigt, ihnen seine Dienste zu widmen, wurde er selbst verwundet und gefangen genommen. Die Restauration von 1815 gab diesen edlen Bürger dem Vaterlande wieder, und der König ließ ihn nicht allein nicht auf die Proscriptionsliste bringen, sondern verlieh ihm den Titel als Oberwundarzt der königlichen Garde.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

— Die Akademie der Medicin zu Paris hatte am 14. August d. J. ein neues Mitglied zu ernennen. Die Wahl fiel auf Herrn Lecanu, der durch ein Werk, über die chemischen Bestandtheile des Blutes, bekannt ist. Sein Mitbewerber war Herr Hippolyt Royer Collard.

— Die Breslauer Zeitung meldet, daß am 10. August d. J. zu Breslau ein sogenannter „schlesischer Verein für specifische Heilkunst“ in einer Versammlung von Aerzten gestiftet, und zu dessen Vorstand der königl. Regierungsdirector Herr Dr. Sebel erwählt worden. Der Zweck dieses Vereines soll sein, die Wahrheit der homöopathischen Heilart nachzuweisen, sie zu vervollkommen, zu verbreiten und sie — mit der Allopathie auszuöhnen. Zu diesem Endzwecke soll die Herausgabe einer neuen Zeitschrift dienen.

(Volta's Monument.) Am 15. August d. J. fand zu Comò die feierliche Einweihung eines dem berühmten und daselbst gebürtigen Naturforschers Volta gesetzten Monumentes statt. Der dasige Professor der Physik, Herr Mochetti, hielt vor einer feierlichen Versammlung eine, von der Mailänder Zeitung ihrem ganzen Inhalte nach mitgetheilte Rede. Das Monument ist von dem berühmten Künstler Pompeo Marzessi. Nach beendeter Feierlichkeit ward den ersten Behörden, die dabei anwesend waren, eine von Patinatti gefertigte Medaille vertheilt, die auf der einen Seite das Bildniß Volta's mit der Umschrift zeigt: „Alexandro Voltæ Novo-Comensi. V. C.“ und auf der Rehrseite die Aufschrift führt: „Arcanis naturæ detectis simulacrum in foro patria dedicatum. Anno 1838.“

Moralische Lehren der Eisenbahnen. — Die Eisenbahnen sind augenscheinlich bestimmt, uns große moralische Lehren zu geben und die Einschärfung der Pünctlichkeit ist gewiß nicht die geringste derselben. Das Thor der Station wird unerbittlich um die bestimmte Stunde geschlossen, und dem Reisenden, welcher auch nur eine Secunde zu spät kommt, bleibt kein anderes Mittel, als Geduld. Hier ist es nicht möglich, dem abfahrenden Wagen nachzulaufen, mit dem Hute in der einen und dem Mantelsack in der andern Hand, und dem Kutscher ein „halt!“ zuzurufen; eben so wenig läßt sich der Verlust durch Postpferde oder durch ein Trinkgeld für den Kutscher gut machen.

Der Einfluß des tropischen Klima's. — Nachdem Herr Marshall den unberechenbaren Nutzen einer mäßigen Lebensweise dargethan hat, gesteht er, daß die größte Enthaltbarkeit und die größte Vorsicht in Bezug auf Gesundheit doch nicht hinreichend sind, um gegen die Krankheiten der heißen Zone zu schützen. Er sagt, daß, wenn ein Truppencorps von Großbritannien nach

dem tropischen Clima, z. B. nach Indien geführt wird, die einzelnen Individuen eine Verminderung ihrer Muskelkraft erleiden; die Krankenliste wächst von 4 oder 5 bis 10 und 12 %, und die Sterblichkeit steigt von 1½ % bis zu 6 jährlich. Britische Soldaten ertragen unter dem Aequator zwar für eine kurze Zeit beträchtliche Beschwerden, erfreuen sich aber keines ähnlichen Schutzes in Bezug auf Krankheiten in diesen Gegenden. Große Anstrengungen in warmen Gegenden vermehren immer die Anzahl der Kranken. Die Sterblichkeit unter den Kindern der englischen Residenten in tropischen Climates ist immer bedeutend groß, und man muß sie schon in früher Jugend in ein gemäßigtes Clima bringen. Sehr häufig sieht man sie verküppelt und in ihrem Wachsthum verhindert, ohne daß sich an ihnen gerade die hervorstechenden Symptome irgend einer besonderen Krankheit zeigten.

Das Azot (Stickstoff). — Man nimmt allgemein an, daß die Nahrungsstoffe aus dem Pflanzenreiche ihre nährenden Eigenschaften größtentheils dem in ihnen enthaltenen Stickstoffe verdanken. Gay-Lussac hat denselben schon in einer großen Menge von Samen entdeckt und Herr Bousingault fand in seinen letzten Versuchen, daß er in ihnen in einem sehr großen Verhältnisse vorhanden sei. Wicken und Linsen haben davon 4—5 Procent, und die Kleesamen sogar sieben.

Warnung. — Ein englisches Journal sagt: In Calcutta gibt es unter den Eingebornen viele Auswärtige, welche sich mit der Zuckerbäckerei (!) beschäftigen. Das dortige Publikum muß daher beim Einkaufe der Leckereien vorsichtig sein, damit es sich nicht diese scheußliche Krankheit zuziehe. Dasselbe Journal sagt über:

Die Schwindsucht. — Wenn ein Vater einen einzigen Sohn hat, den letzten Erben seines Namens, den Stab seiner abnehmenden Jahre, den Gegenstand seiner Verehrung und innigsten Liebe, einen von allen Beobachtern bewunderten Jüngling, der seine Seele veredelt, seine Talente cultivirt, und seine Neigungen geläutert hat, so ist dieser es, auf den sie (die Schwindsucht) ihr verlangendes Auge wirft, und den sie mit ihrem flammenden Athem anhaucht. Der Künstler in seinem Atelier, der Student in seinem Gemache, der Schriftsteller in seinem Dachstübchen und der Arbeiter in seinem Stuhle, diese sind die Gegenstände ihrer Begierde; aber an dem aufgedunsenen Schwelger, dem halbverhungerten Geizhalse, dem nimmerfatten Wucherer und der bemalenen alten Bettel geht sie gleichsam aus Laune unbeobachtet vorüber. Die Jugend und Schönheit sind ihre liebsten Opfer; die Jugend, bevor sie noch ihren Frühling erreicht, nicht jene, welche sich durch die Muskelkraft der Glieder, die rosige, bestehende Blüte auf den Wangen und die elastische Sicherheit des Ganges auszeichnet. Gleich einem vorzeitigen Froste tödtet sie die schönsten Blumen, und bricht die zartesten Sprößlinge.²

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur in genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 76. Donnerstag, den 20. September 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt. — Receipt wider den Krager. — Gallerie berühmter Aerzte. — Correspondenz-Nachricht. — Miscellen.

Schreiben eines jungen Arztes an einen Nichtarzt.

V.

Lieber Freund!

Wenn Du schon in früheren Jahren wegen meiner oft an Verschwendung gränzenden Freigebigkeit Gelegenheit zu bemerken hattest: in mir wäre ein generöser Millionär verloren gegangen, so dürfte mir mein Berufsgeschäft jetzt um so häufiger Veranlassung geben, mit der Natur über diese Parteilichkeit zu hadern. Nicht in Betreff meiner — Du weißt, wie bescheiden ich immerwährend meine Talentlosigkeit zum reichen Capitalisten eingestand, und meiner Geburt zu Folge, welche ich nicht unter der Constellation eines großen Zahlenkreises annehme, meinen Wünschen stets einen engen Kreis anzuweisen wußte. Aber als Arzt, als ein Mann, dem ein Recht über die höchsten Lebensgüter eingeräumt sein soll, finde ich sehr oft Grund genug, zu bedauern, daß uns über die geringern Lebensgüter stiefmütterlich eine freie Verfügung versagt ist; sie käme dem Arzte in weit mehr Fällen besser als erstere zu Statten, mit welcher er trotz seinem besten Willen nicht zum Zwecke gelangen kann. Er gleicht ohne erstere oft mit seinem Recipe, welches über Zukunft und Gegenwart entscheiden soll, einem Generale ohne Soldaten; einem gebundenen Krieger, den man zum Zweikampf auffordert, gleich, soll er der hilflosen, noch mehr der von falscher Scham ergriffenen, Armut als rettender Engel erscheinen.

In der That, wenn es etwas gäbe, was mich auf Augenblicke mit meinem Berufe zu entzweien im Stande wäre, so wäre es nur, daß man

für ein Werk der Liebe und Menschlichkeit das Ansehen eines Gewerbsmannes haben, und sich mit feilem Golde belohnen lassen muß für eine That, die an und für sich schon höchste Belohnung ist. — Um so kränkender ist es, wenn man sich für Alles dies verkannt sieht, und unverdienter Weise von Leuten oft den ungerechten Vorwurf, wie ich oft, bevor ich Arzt war, Gelegenheit hatte, anhören muß: „Da sind sie gleich mit ihrem Duzend Blutekeln, welche sie uns herzlos an den Leib legen, als wenn Blut nur Wasser wäre; da pflanzen sie gleich eine Batterie Medicinflaschen um uns rings auf, als gälte es eine Festung zu belagern“ — und dies Alles in einem Tone, als wäre der Arzt ein gedungener Mäcker oder Verschleifer des Apothekers, als hätte er von den veräußerten Medicamenten seinen Kabbat. Wie wird es wieder aufgenommen, wenn er Hausmittel verordnet, oder wenn er dasselbe, was aus der Apotheke kommen sollte, zu Hause bereiten läßt? da heißt es oft: er würdige die Krankheit nicht der gehörigen Aufmerksamkeit; oder man hätte dasselbe ohne ihn eben so gut durch ein altes Weib bewerkstelligen können.

Diejenigen, welche ihr Geschick mit allen Glücksgütern dieser Erde versehen hat, haben trotz ihres besten Willens häufiger nur die Mittel als die Gelegenheit, ihre Herzensgüte geltend zu machen. Das Elend, welches sich ihren Augen bloß stellt, ist nicht das wahre im Original, es ist eine falsche Copie, deren sich die unverschämte Bettelci bedient, um ihre Mildbthätigkeit zu hintergehen, welche auch diese Rolle bis zur vollendeten Täuschung zu spielen weiß; der Deckmantel der Schamhaftigkeit ist hier schon frech abgeworfen. — Dem Arzte allein nimmt sein unparteiischer Beruf die Binde von den Augen, er hat Gelegenheit, die Hilflosigkeit ohne Maske zu sehen, wo sie sich nicht selten eigenwillig durch falsche Scham dem Auge des Menschenfreundes entzieht; alle Triebfedern erschaffen hier, welche die Intrigue sich frevelhaft in Bewegung zu setzen erlöhnt, der edelsten Wohlthätigkeit eine Falle zu legen. Und welche Fälle gibt ihm sein menschenfreundliches Amt hier nicht an die Hand, seinem wohlthätigen Streben die Krone aufzusetzen? Durch die Bereitung eines Heilmittels zu Hause, durch die alleinige Form kann er unbemerkt Summen ersparen, kann er, wenn der Apotheker ihm an die Hand gehen will, ein Wohlthäter werden, wo jeder andern hilfreichen Hand der Zutritt verweigert wird. In der That wirken jene Menschenfreunde unsichtbar wie die Gottheit, die sich zu ihren edelsten Zwecken eines redlich strebenden Arztes bedienen, wie einem frommen Seelenhirten mittheilen kann. Unser deutsches Vaterland erfreut sich einiger solcher geheimen wohlthätigen Anstalten, zu deren Entstehen der Hippokratès unserer Zeit am meisten beitrug, und die gewiß allenthalben Nachahmung verdienen.

Wie oft geschah es mir nicht, daß ich ein Heilmittel aus der Stunden weiten Apotheke verschreiben mußte, welches, da es der ungeschickte Bote auf dem Wege zerbrach, der nicht aufzutreibenden Kosten wegen, zum Nachtheile des Leidenden und zu meinem größten Mißvergnügen, was ich nur oft mühsam und leider wohl zu spät erst vernehmen konnte, anzuwenden gänzlich unterlassen wurde.

Welche Verachtung verdient hingegen nicht das Betragen derjenigen, welche die ärztliche Praxis als einen ergiebigen Erwerbszweig, sich zu bereichern, betrachten, und haben sie einmal diesen niedrigen Zweck erreicht, in ihrer Lebensblüthe die Ausübung eines so schönen Berufes beseitigen. Bei Solchen dürfte es sich nicht selten ereignen, was mir einst mit einem habfüchtigen Advocaten begegnete, der sich außer den Gebühren für jeden Besuch einen Gulden zahlen ließ, und welcher, als ich am Ende fragte: „was habe ich (für einen Weg, wollte ich sagen) einzuschlagen?“ er aber glaubte „zu entrichten,“ mit seiner vollen Stimme voreilig „einen Gulden“ herausplagte; er hatte wahrscheinlich während des ganzen Gespräches nichts anderes als diesen im Kopfe. Dein Freund

Dr. — g.

Recept wider den Aerger.

Dr. Heinroth, der berühmte Psycholog, hat ein kleines Büchlein „Vom Aerger“ geschrieben, und darin Regeln gegen denselben aufgestellt. Nach Dr. Heinroth ist es heiligste Pflicht, den Aerger mit aller Seelenstärke frühzeitig zu bekämpfen, weil davon oft die ganze Zukunft des Menschen, sein Glück und seine Zufriedenheit abhängen. Die in dieser Schrift aufgestellten Regeln sind: 1) Betrachte jedes Ereigniß, das Dir Verdruß erregt, so genau, als möglich. Durch diese genauere Einsicht wird Dir nicht nur seine Beziehung auf Dich, sondern dessen allseitige Beziehung klar werden, und es wird Dir alsdann als eine Sache erscheinen, die nicht Dich, sondern Andere betrifft. Kann's Einer zu der Erkenntniß bringen, daß er in den meisten Fällen die Schuld des Aergers selbst auf sich ladet, und sich sagt, daß er vielleicht in einer noch übleren Lage sein könnte, wenn nicht eben die gegenwärtige unangenehme eingetreten wäre, so thut er wohl. 2) Zu bedenken ist hierbei zunächst, welchen Rath und Trost man einem Freunde geben würde, der in gleicher Lage wäre. 3) Der rechte Humor ist auch die größte Hilfe; er verwandelt die kleinen Teufelchen, die uns zwicken und kneipen wollen, in lauter possirliche Gestalten, die uns belustigen und ergötzen. 4) Vor Allem habe man in bedrängten und beängstigenden Situationen Geduld. Diese hat man nicht, wenn sie noch Grund und Boden

wahrnehmen läßt; sie muß so tief sein, als das Meer. 5) Man betrachte die Schicksale der besten und weisesten Menschen, vergleiche sein Leben mit dem der Heroen der Menschheit, und frage sich: Sind deine Verdienste und deine Leiden da nur irgend in Vergleich zu stellen? Bei Betrachtung der Leiden großer Männer finden wir gewiß Beruhigung wegen der uns widerfahrenen kleinern und unbedeutendern Widerwärtigkeiten. 6) Je eifriger der Mensch an seiner geistigen Ausbildung arbeitet, desto mehr wird der Dämon des Aergers verschwinden. In den höchsten Regionen des Geistes, bei wirklichem Enthusiasmus für das Gute, Erhabene und Schöne muß er nothwendig ganz verschwinden. 7) Läßt sich ein gehabter Aeger durch keine Reflexionen bezwingen, so nehme man rasch eine Arbeit vor, sie sei körperlich oder geistig, arbeite rastlos fort, bis man merkt, — „daß die Teufelchen versiegen.“ 8) Man unterhalte sich mit wahren Freunden; hüte sich aber, Viel von dem gehabten Verdrusse zu erzählen, weil dies zu immer neuer Aufregung führt. 9) Man sei mäßig in jedem Genuße. Nach jeder stärkern Hingebung an sinnliche Genüsse ist der ärgerlichen Stimmung Thür und Thor geöffnet. 10) Endlich ist auch eine zweckmäßige, ausgewählte Lectüre ein gutes Mittel gegen den Aeger.

Gallerie berühmter Aerzte.

Baron Larrey.

(Beschluß.)

Die nicht sehr lästigen Functionen dieser Charge ließen ihm Muße, eine Menge Schriften in Ordnung zu bringen und zu beendigen. Die Restauration hat ihm auch seine Anstellung als Mitglied des allgemeinen Gesundheitsrathes gelassen, die er im Jahre 1805 durch ein kaiserliches Decret erhalten hatte. Alle Monarchen haben ihn in Rücksicht auf die Dienste, die er der Menschheit erwiesen, mit Lobsprüchen, Geschenken und Decorationen überhäuft. Er ist im Besitze von dreizehn mit Diamanten besetzten und mit den Bildnissen der erlauchten Geber geschmückten Tabatières. Napoleon nannte Herrn Larrey den redlichsten Mann seines Jahrhunderts. Die Schlachten von Lützen und Bautzen hatten weit mehr Verwundete ergeben, als irgend ein anderes Treffen; das schien den Kaiser zu bestreben, und einige Höslinge, die des langen Krieges überdrüssig waren, gaben ihm zu verstehen, es seien das meistens Selbstverwundungen seiner Soldaten, um nur nicht mehr kämpfen zu dürfen. Das war eine Verleumdung, welche die Ehre der französischen Truppen schwer verletzete, die aber dennoch einigen Glauben bei Napoleon fand, so daß er Herrn Larrey, der dieselben dawider in Schutz nahm, zum Präsidenten einer Commission ernannte, welche die Sache genau untersuchen sollte. Als Baron Larrey darüber dann Bericht erstattete, sagte er: „Ich werde Ewr. Majestät beweisen, daß

diese wackere Jugend schändlich verleumdet worden ist, und daß ich nach der strengsten Untersuchung auch nicht einen einzigen Schuldigen gefunden habe.“ Als der Kaiser dann den Rapport sorgsam durchlesen hatte, reichte er ihm gerührt die Hand und sagte: „Wie glücklich ist der Monarch, der einen Mann sein nennt, wie Sie; ich werde Ihnen meine Befehle schicken.“ Noch denselben Abend erhielt Herr *Carrey* vom Kaiser dessen reich mit Brillanten eingefasstes Bildniß, ein Geschenk von 6000 Fr. und eine Pension des Staates von 3000 Fr., außer jeder andern Belohnung, wie das Decret besagte, die er durch seine Grade, seine Anciennität und seine künftigen Dienste verdient hat.

Herr *Carrey* hatte gleiche Tugenden in seinem Privat- wie in seinem öffentlichen Leben; ein guter Vater, ein guter Gatte, ein vortrefflicher Freund, war er gegen Jedermann freundlich, und der Arme wußte, daß er ihm vertrauen durfte; auch ist er, seiner Redlichkeit wegen, von allen Regierungen in Frankreich respectirt worden.

Die von ihm verfaßten Werke, ungefähr 12 Bände Grosoctav, sind sämtlich in einem merkwürdig reinen Style geschrieben. In alle europäischen Sprachen übersezt, haben sie den Beifall aller Akademien gefunden, und ihren Verfasser zum Mitgliede dieser gelehrten Gesellschaften gemacht.

Herr *Carrey* war Mitglied des ägyptischen Instituts, des Instituts von Frankreich, der Gesellschaft der Macheiferung, der medizinischen Facultät von Paris, der Akademien von Toulouse, Montpellier, Lyon, Wien, Berlin, Jena, München, Brüssel, Madrid, Rom, Neapel, Turin und noch mancher andern.

Zum Ritter der Ehrenlegion bei der Errichtung dieses Ordens ernannt, ward er im Jahre 1804 zur Offiziersgarde befördert, wozu ihm der Kaiser selbst die Insignien überreichte, als die dem Feinde abgenommenen Fahnen im Invaliden-Hôtel aufgehangen wurden; auf dem Schlachtfelde von Eylau wurde er endlich zum Commandeur des genannten Ordens ernannt. Auch war Herr *Carrey* Mitglied von dem Orden der eisernen Krone und von mehreren fremden Orden.

Correspondenz-Nachricht.

Aus Für ed. — Herr Redacteur! Ein Bericht über die diesjährige hiesige Badesaison ist zugleich ein Appendix zum Leben in allen Kurplätzen, ein Beitrag zur Geschichte der Langweile, ein Pendant zur Kunst des vornehmen Gähnens. Für ed ist noch ein Kind unter den Bädern, es ist ein Klein-Baden-Baden in der Wiege, grüner Tisch und klingende Becher! — Wir konnten uns in diesem bunten Treiben eben so wenig zu Rechte finden, wie auf einem Maskenballe. Jetzt erst, da die Promenade leer geworden, und nur hier und da ein einzelner Badegast herumwandelt, wie ein Souvenir nach dem Namensfeste, wie die letzte Seite eines Romanes; jetzt erst, da unser ungarisches Theater geschlossen ist, die Decorationen mit der gemalten Natur da liegen in bunten Flüggen, morsch und verstaubt; jetzt, da die Zigeuner mit ihrer wilden, phantastischen Musik wieder heimgezogen sind, trete ich leise auf die Terrasse unsers englischen Parkes, und blicke hinüber auf den ewig klaren Spiegel des *Balaton's*, auf das

Bergschloß und die Abtei Tyhán mitten im See, und denke der Gäste, „die da kamen.“ Darunter bemerke ich nur Se. kais. Hoheit den durchlauchtigsten und allgeliebten Herrn Erzherzog Landes-Palatin und dessen durchlauchtigsten Sohn, den Hrn. Erzherzog Stephan, der sich die Liebe und Bewunderung der edlen magyarischen Nation in jener furchtbaren Katastrophe der beiden Schwesterstädte glorreich erworben hat, ferner den hochwürdigsten Herrn Bischof der griechisch-unirten Gemeinde in Ofen; — den General Bress, die Herren Grafen von Szapary, Ráday, Erdödy, Festeticz ic., welche mehr oder minder durch Festins zur Belustigung der Kurgäste beitrugen. Am 29. Juli war der „Annaball;“ dies ist der letzte Marsch, welcher zum Aufbruche mahnt. Tags darauf reisen gewöhnlich die Gäste wieder ab. Der „Annaball“ ist ein charakteristisches Momento der heutigen Medizin. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß es eben nur die taumelnde Lust ist, eben die verauschte, wilde, bacchantische Sinnenlust, nach welcher man inmitten eines Kurortes jagt; nicht ein Glas des heilsamen Sauerbrunnens, sondern ein Pokal mouffirenden Champagners ist der letzte Abschiedstrunk! Der „Annaball“ mit seinen Freuden, das sind die allzuzärtlichen Basen und Ruhmen des Kranken, die Gevatterinnen, die sich in vieljähriger Quackalberei selbst zu Doctoren diplomirt haben, und demselben heimlich hinter dem Rücken des Arztes ein lecteres Gericht zustecken; die Spitalschmugglerinnen, die sich einschleichen mit den verbotenen Fleischtöpfen und Weinflaschen; — der „Annaball“ mit seinen Freuden, mit seinem Tanz, Spiel und Schmause, das ist die breitmachende, aufgeblähte, hohnsprechende Charlatanerie, wie sie sich zum Richter aufwirft unter erprobten Aesculapen; das ist die Theorie der Schulstube, inmitten der alten, bewährten Erfahrung; das ist das Bild der — Modeheilkunde! —

Nach dieser kleinen Excursion kehre ich wieder auf das Factische zurück. Solche Excursionen sind aber hier nothwendig, denn es sind beinahe die einzigen, die man unternimmt, obwohl die Gegend um Fűred reich an Naturschönheiten ist, wie vielleicht kein Badeort Ungarns. Ich erwähne nur das herrliche Nostrithal, mit seinen gigantischen Bergen umkränzt, mit einem sehr sonoren Echo und einer Waldquelle, aus der das reinste, kristallhelle Wasser über Kies und Stein hinfließt. Man muß im Nostrithale sein, um sich vorstellen zu können, wie die heiligen, alten Sagen der Germanier entstanden, wie sie in jedem Baume eine Gottheit anbeten konnten, wie ihnen die Haine heilig geworden wegen jenes Stillhimmels des Friedens, der darinnen weht. Wenn man die Physisch-schwachen nach Fűred sendet, um sich an dem Sauerbrunnen zu stärken; so sollte man alle jene nach Nostrithal schicken, die übertoll kennen gelernt den Becher der Stadtfreuden und Stadtsorgen, die das ganze Jahr nicht einen Augenblick Zeit gewonnen, um mit sich selbst zu Rathe zu gehen, um mit sich selbst abzurechnen. Hierher Alle, die gefesselt sind von langjähriger Geisteslethargie, und sie werden erquickt daraus erwachen; hierher alle Hypochondristen mit eingebildeten Nebeln, und hierher alle Hypochondristen mit eingebildeten — Verdiensten, die bald an einer neuen Erfindung leiden, die schon älter ist, als sie selbst, bald an einer neuen Heilmethode — und sie werden hier genesen; die einfachen Formen, der Einklang, der hier herrscht, werden sie mit sich und ihrem Wahne ausgleichen. Daß Tyhán nicht minder reich an Naturschönheiten sei, werden wohl die geehrten Leser der Gesundheitszeitung noch aus der Beschreibung in Erinnerung haben,

welche bei Gelegenheit von Für e d's Beschreibung schon im vorigen Jahrgange geschah. Doch herrscht hier mehr die romantische Form, die wildgroteske; in No str it h a l mehr die geregelte, einfache. Das Echo in Ty h a n gibt bei günstiger Witterung einen Hexameter wohlklingend zurück. Ebenso glaube ich mich einer nähern Detaillirung Für e d's, welches nur aus neun Wohngebäuden besteht, gänzlich enthoben. Wenn man die Promenade gesehen hat, so hat man ganz Für e d gesehen. Alles ist darauf concentrirt. Neben dem ungarischen Theater befindet sich hart an die kleine Ortskirche. Ersteres ist beinahe doppelt so groß. Den Mittelpunkt nimmt ein Tempel ein, wo der Sauerbrunnen sich befindet. Nachts besonders gewährt es einen überraschenden Anblick, den Platz, wie von Aladins Wunderlampe beleuchtet, zu sehen, und im Gewoge von ungarischen Bauern, welche das Mineralwasser Nachts zum Versand einsammeln, damit nicht die Kraft der Sonne und Wärme die chemischen Bestandtheile des Wassers bei Tage zersezt und dadurch schwäche. Obwohl das alte und neue Badhaus aus mehreren hundert Wohnzimmern besteht, so konnten sie doch nicht die Zahl der Gäste beherbergen, die sich daher in dem nahe gelegenen Dorfe Ar a t s ansiedeln mußten. Unter dem Tempel befindet sich ein sogenanntes „Album“ ein Buch, das die Bestimmung hat, alle die Vorschläge zu Verbesserungen und Verschönerungen aufzunehmen, die in Für e d nothwendig oder rätlich sind. Ich las darin sehr häufig die Aufforderung, dem wohlverdienten Auffinder der Quelle und Gründer des Badeortes, dem leider schon verbliebenen Dr. D e s t e r r e i c h e r, ein Denkmal zu errichten. Dieser sehr löbliche Aufruf hat an dem hiesigen geschickten Baarzte, Hrn. Dr. A d l e r einen großen Anwalt gefunden. Ich kann den Bericht nicht schließen, ohne die thätige Umsicht des Herrn Bade-Inspectors E t s y und die generöse Handlungsweise des Hrn. von M a r f i, welcher aus eigenen Kosten die Promenademusik durch vier Wochen bestritt, mit Dank und Anerkennung zu erwähnen.

Sigm. Markbreiter.

Miscellen.

— In einem Berichte, den ein amerikanischer Missionär, Namens S p a l d i n g, neuerlichst aus dem Fort Vancouver (jenseits der Felsengebirge) über seine Reise sendete, beschreibt derselbe eine natürliche Sodaquelle, die man als eines der Wunder der Welt betrachten kann. Sie hatte mehrere Oeffnungen. Eine derselben hat etwa 15' im Durchmesser, und man hat keinen Grund gefunden. Etwa 12' unter der Oberfläche sind zwei große Kugeln, aus denen die Aufkochung hervorzugehen scheint. Wirft man jedoch einen Stein hinein, so kommt nach wenigen Minuten die ganze Quelle in eine heftige Bewegung. Eine andere Oeffnung, die etwa nur 4' im Durchmesser hat, geht durch einen hohen Felsen, aus dem das Wasser in Zwischenräumen von etwa 40 Secunden hervorsprudelt. Das Wasser gleicht in allen seinen Eigenschaften einem künstlich bereiteten, schäumt und perlt unaufhörlich. Die, welche die Quelle besuchen, trinken eine Menge Wasser mit gutem Erfolge für ihre Gesundheit. (Athenäum.)

— Aus einem statistischen Berichte über Krankheiten, Sterblichkeit und Dienstunfähigkeit der Truppen, den die „Naval and military Gazette“ auszugsweise

mittheilt, geht hervor, daß die Sterblichkeit in Westindien im Durchschnitt jährlich 85 von 1000, so daß jährlich etwa der eilfte Theil der ganzen Truppenzahl stirbt. Die Sterblichkeit in England ist etwa 15 von 1000; mithin sechsmal geringer als auf den westindischen Inseln, obwohl in den letztern die Krankheitsfälle nur doppelt so zahlreich sind. Fieber sind die Hauptkrankheiten, und rafften auch die meisten Menschen hin; im Vergleiche mit England ist die Zahl der Fieberkranken zehnmal größer, und die Zahl der am Fieber Gestorbenen fünfundzwanzigmal. Die Sterblichkeit an Lungenkrankheiten ist $10\frac{1}{2}$ von 1000 jährlich (in England nur $8\frac{1}{2}$ von 1000). Leberleiden sind hier nicht so vorherrschend, als in den tropischen Strichen der östlichen Halbkugel, mit Ausnahme von Grenada. An Krankheiten des Magens und der Eingeweide sterben 21 von 1000, vierzigmal mehr als in England. Krankheiten des Gehirns, namentlich der Säuerwahninn (*delirium tremens*), sind zahlreich und tödtlich, die Krankheits- und Todesfälle viermal so hoch, als in England. Die Wassersucht ist achtmal häufiger als in England. Auch leiden die Truppen sehr an Geschwüren und Krankheiten der Augen; Hautkrankheiten aber sind sehr selten und fünfmal minder häufig als in England.

— Die medicinisch-chirurgische Akademie zu St. Petersburg, zu welcher die beiden großen Spitäler für die Land- und Seetruppen gehören, bildet eines der größten Etablissements der Hauptstadt. Nicht weit vom Neva-Ufer gelegen, nimmt es eine lange Reihe von Gebäuden im Wyborg'schen Stadttheile ein. Schon Peter der Große hatte in St. Petersburg und Moskau medicinisch-chirurgische Studien errichtet, die mit den großen Militärspitälern dieser beiden Städte in Verbindung standen. Paul I. reorganisirte sie unter der Benennung von Akademien. Die Akademie unterhält auf Kosten der Krone 400 Zöglinge, jeden vier Jahre lang, wofür sie verpflichtet sind, in der Folge acht Jahre lang im Kronsdienste zu bleiben. Der Course wird in russischer und deutscher Sprache gemacht; die Prüfungen, die der Verleihung des Doctorgrades vorausgehen, sind streng; die Akademie steht unter der Leitung des Medizinal-Collegiums, und die Präsidentschaft befindet sich in den Händen des medicinischen Chefs im großen Generalstabe.

— Zu Marseille hat der Präfect durch Verordnung vom 7. August eine Commission niedergesetzt, um folgende vier Punkte zu untersuchen und zu begutachten: 1) Welcher Art die Miasmen und schädlichen Gasarten sind, die sich auf dem Wasser im Hafen erzeugen, 2) seit wann, und 3) von welchen näheren und entfernteren Ursachen die verdorbene Beschaffenheit des Wassers sich herschreibt; 4) wie dem Uebel am besten abzuhelfen sei?

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Kuprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 77. Montag, den 24. September 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Der taubstumme Arzt. — Neue Folge der Curiosa. — Literatur. — Miscellen.

Der taubstumme Arzt.

Doctor X . . . war nicht nur in dem Theile der Stadt, wo er seine Kunst zunächst ausübte, sondern auch weit und breit einer der gesuchtesten und beliebtesten Aerzte. Der vorzüglichste Grund seines schnellen Emporkommens (er war kaum einige Jahre von der Universität zurück), bestand darin, daß er — taubstumm war. Ist dies möglich? Kann ein Mensch, dem Gehör und Sprache fehlen, eine Kunst erlernen oder üben, die das schärfste Auffassen der Töne, und nicht selten eine hinreißende Beredsamkeit zur Erreichung ihrer Heilzwecke erfordert? Und doch ist es wahr, lieber Leser, wenn ich dich versichere, daß Dr. X . . . seinen großen Ruf dem Umstande verdankt, daß er für taubstumm gehalten wurde. Nur war er es zur rechten Zeit. Denn er hatte nur Gehör für das, was er zur Erkenntniß der Krankheiten seiner Pflegebefohlenen zu hören nöthig hatte — für alles Andere war er stocktaub. Daher entgingen ihm alle Reden, welche auf die häuslichen Angelegenheiten seiner Kranken, auf ihre Verhältnisse, Geschäfte, Speculationen, ehelichen Zwiste u. dgl. Bezug hatten; und wenn er sie auch gehört hatte, so schien er wenigstens nichts davon gehört zu haben. — Ihm waren die vertraulichen Reden seiner Kranken und ihrer Umgebung ein anvertrautes Heiligthum, und sobald er aufgehört hatte Arzt zu sein, war seine Mission zu Ende. Mit dieser, einem praktischen Arzte nöthigen Eigenschaft, von allem Dem nichts gehört haben zu wollen, was im Hause seiner Kranken in Momenten gesprochen wird, wo exaltirte Phantasie, gemüthliche Hingebung, Schmerz

und Ungeduld zu unbesonnenen Aeußerungen oder vertraulichen Mittheilungen verlocken — mit dieser erkünstelten Taubheit verband Dr. K . . . die Kunst, zu rechter Zeit stumm zu sein. Es machte ihm oft heimliches Vergnügen, die schlauangelegten Künste und Umwege zu beobachten, welche manche schadenfrohe Menschen anzuwenden pflegen, um dem Arzte irgend ein, die Krankheit oder die Verhältnisse eines Anderen betreffendes Geheimniß zu entlocken. Nie gelang es solchen geheimnißsüchtigen Neugierigen, ihn zu einer offenen Rede über den Zustand eines seiner Kranken zu bewegen. Da man es nach und nach an ihm gewohnt war, daß er, trotz seiner Kunst, am Krankenbette das lebendige Wort als Heilmittel zu gebrauchen — dennoch verschwiegen und bei allem scharfen Auffassen aller Aeußerungen seiner Kranken zu rechter Zeit taub war; so gewann er in wenigen Jahren ein Vertrauen, wie es selten ein junger Arzt genießt. Er blieb seinem Grundsätze treu, nie von seinen Kuren zu erzählen, nie von den glänzenden oder traurigen Verhältnissen seiner Kranken zu sprechen. Es empörte ihn, wenn er sah, wie besonders junge Aerzte sich dadurch ein Ansehen zu geben suchen, daß sie die Krankheiten derjenigen, die sich ihnen anvertraut hatten — die große Gefahr, in welche diese hierdurch versetzt wurden — die hochweisen Maßregeln, die sie selbst zur glücklichen Kur ergriffen, endlich die Hindernisse, die sie zu bekämpfen hatten, haarklein auseinanderlegen. Manche gehen sogar in ihrer Lieblosigkeit so weit, durch unbesonnenes Enthüllen der traurigen Umstände ihrer Kranken, über die Ursache der Krankheit, über die Schwierigkeit ihrer Heilung, über deren unglücklichen Ausgang und endlich über ihre eigene Philanthropie — Mittellosen mit solchem Eifer gedient zu haben — Aufklärung zu geben. „Charlatane“ (pflegte Dr. K . . . zu sagen) „mögen es auf ihrem Gewissen haben, wenn sie die Krankheiten und die häuslichen Verhältnisse ihrer Kranken verrathen, bloß in der Absicht, um damit bei ihren neuen Kunden zu prahlen.“

Im glänzendsten Lichte zeigte sich aber die Taubstummheit des Dr. K . . . bei einer Gelegenheit, wo er durch seine Verschwiegenheit und durch das kluge Ablehnen zubringlichen Eingehens in fremde Verhältnisse sein ganzes Glück, seine ganze Zukunft auf's Spiel zu setzen nicht unterließ. Diese Gelegenheit war folgende: Ein junger Mann, der sich ihm einst in einer Krankheit, die er geheim halten wollte, anvertraut hatte, wurde endlich durch das langsame Fortschreiten der mit ihm vorgenommenen Kur ungeduldig, und gab ihm durch das Zufchicken des Honorars in einem ziemlich trockenen Briefe deutlich zu verstehen, wie sehr sein Vertrauen zu ihm erschüttert, und daß er sich an einen andern Arzt gewendet hatte. Dr. K . . . nahm gewöhnlich dergleichen harte Aeußerungen in Briefen

für den Ausdruck momentaner Aufregung, und nicht selten traf es sich, daß gerade derlei Abtrünnige später das festeste Vertrauen zu ihm faßten. Er vernichtete den Brief, und stellte seine Besuche ein. Aber wie überrascht war er, als er an allen Orten, wohin sein Beruf ihn führte, zu seinem Leidwesen hören mußte, daß der eben abtrünnig gewordene Patient ihn laut einer Nachlässigkeit in seinen ärztlichen Pflichten, einer grellen Unwissenheit, und — der Habsucht anklagte. Letztere Anklage beruhte vorzüglich darauf, daß es hieß, Dr. X . . . habe die von dem neuen Arzte als unbedeutend gehaltene und in wenigen Tagen geheilte Krankheit (die aber nur durch heroische Mittel gewaltsam unterdrückt, keinesfalls getilgt war) absichtlich in die Länge gezogen, die Gefahr vergrößert, um desto reichere Früchte für die scheinbar große Kur einzuernten. Dr. X . . . hörte diese ihm von allen Seiten zukommenden Klagen ruhig an, schwieg, und suchte mit aller Vorsicht jede Vertheidigung zu vermeiden. Er wußte recht gut, daß Viele dieses Schweigen mißdeuten könnten; aber noch inniger war er überzeugt, daß Verschwiegensein Pflicht ist, und bedauerte nur, daß die Zukunft den jungen Mann auf eine traurige Weise eines Bessern belehren wird. Die ganze Sache wäre auch in Vergessenheit gerathen, wenn nicht der Charlatan, dem sich der Kranke anvertraut hatte, diese Kur überall ausposaunt, und nicht nur sich selbst in den Himmel gehoben, sondern auch seinen Kunstgenossen, Dr. X . . . , der grellsten Unwissenheit überall angeklagt hätte. „Nur um den Heilungsproceß nicht zu stören,“ sagte er, „habe ich meinem Pflegebefohlenen das Uebel nicht so groß und gefährlich, als es wirklich war, geschildert; jetzt, wo es vollkommen geheilt, und der Gesundgewordene unsere Stadt verlassen, um seine Reise nach Z . . . anzutreten, muß ich der Wahrheit zu Liebe mir selbst das Zeugniß geben, daß der junge Mann auf dem besten Wege war, für immer stoch zu bleiben, wenn er nicht den Muth gehabt hätte, seinem frühern Arzte sich zu entziehen.“ Während solcher Prahlereien unterließ der Charlatan nicht, hie und da Winke über die Natur des bevorstehenden Uebels fallen zu lassen. Diese Winke blieben nicht für den scharfen Beobachtungsgeist eines Mannes unbeachtet, dem sehr viel daran gelegen war, über die Krankheit jenes jungen Mannes etwas Näheres zu erfahren.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Folge der Curiosa *).

(Von Dr. Ehrlich.)

(Fortsetzung, durch Zufall verspätet.)

Endlich kehrt der Ersehnte zum häuslichen Herd zurück, und belohnt mit erneuerter Herzlichkeit die Liebe, die ihn umfängt; und seht, was das Reisen macht?! — das Weibchen erröthet in Kurzem.

Aber ist es auch sicher? Täuscht nicht der vielgehegte Wunsch? — Können Plane gemacht, Erziehungsweisen projectirt, Heirathen ausgedacht werden?! — Sind nicht alle die gewöhnlichen Kennzeichen durch die Erfahrung unsicher geworden?! — „Ei freilich,“ spricht die bewährte Frau, welche zur Wehmutter erkieset ist, „darum haben wir auch ganz andere geheimere Proben.“ Und ein heiß abgesottener Fißch wird alsbald mit Essig übergossen, um durch den aufsteigenden Dampf, den die Hoffnungsvolle nicht vertragen soll, den gewünschten Beweis zu liefern; oder sie wird auf den Dunst von rothem Myrrhen gesetzt und glücklich gepriesen, wenn sie den bitteren Myrrhengeschmack im Munde empfindet.

Proben der Art, gebräuchlich im gemeinen Volke gewesen, bewahrt uns „der Granatapfel.“ Er schreibt in allem Ernste, daß Frauen jene Gefäße, welche gewöhnlich des Morgens aus dem Nachtfästchen hervorgenommen werden, von Messing anzukaufen haben, um in einem solchen Zweifelsfalle durch eine Nadel Gewißheit erhalten zu können. Denn die ertränkte Nadel war im erwünschten Falle nach wenigen Stunden hochroth. Doch auch für Jene, denen das Messing zu kostspielig gewesen wäre, sorgte das gedachte, höchst umständliche Werk. Für diese, meint es, reiche eine neue, ungebrauchte, hölzerne Schüssel hin, in deren Boden eine Nähnadel festzustecken und flüßig zu beehren sei. Hängt nach einer Stunde eine Wolke daran, so mag immerhin nach einer Wiege und nach Kinderhäudchen gesehen werden.

Jedoch zur Hauptprobe vereinigte sich die Uromantie mit der Infusions-theorie. In einem festverschlossenen Gefäße wurde der Urin bewahrt, um am dritten Tage durchgeseiht und auf das ersehnte Vorhandensein von Würmern untersucht zu werden. Sand man diese, so ging die Bestimmung, ob ein Knabe oder ein Mädchen zu erwarten sei, gleich unter Einem. Rothe Thierchen — untrüglich ein Knabe; weiße — ein Rippengeschöpf.

Zufällig hineingerathen, wollen wir gleich alle die Gebräuche zum Besten geben, welche nach unserer Kenntniß von der frühesten Zeit an beobachtet wurden, um das Geschlecht des zu erwartenden Sprößlings zu bestimmen.

Man legte Eppich mit seinen Wurzeln auf das Haupt der Schlafenden; der im Schlafe genannte Taufname entsprach dem Geschlechte der Frucht; andere legten zu demselben Zwecke Salz auf die Ruhende und lauschten dem Momente des Erwachens. War ein Knabe zu erwarten, so fiel ein Blutstropfen aus der rechten Brust der Besegneten, in ihren Harn oder klares Brunnenwasser gethan, augenblicklich zu Boden; ihre Milch auf einen Spiegel getropft und in der Sonne getrocknet, mußte fest, wie eine Erbse bleiben, und das Salz, was man auf ihre rechte Brustwarze gestreut hatte, durfte nicht zerfließen. Weitere Kennzei-

*) Siehe den Jahrgang 1838, Nr. 44 dieser Zeitschrift.

chen waren der beobachtenden Umgebung bewußt; sie schloß aus einem rechts erhobenen Bauche, aus Vorliebe zu Geflügel, Fenchel und Rittergeschichten auf einen Sohn; aus besonderer Tanzlustigkeit auf eine Tochter. „Frägt sie, was trage ich,“ sagt Hildebrand's Magie, „und wird sie roth, wenn man ihr sagt: „einen schönen Sohn,“ . . . so ist es eine Tochter.“

Ueberdies rechnet man noch heute auf einen Knaben, wenn die Hoffende die ersten drei Monate leicht trägt, beim Aufstehen vom Lager und beim Gehen den rechten Fuß zuerst vorseht, sich stets auf die rechte Hand stemmt und mit eben derselben das Schnupftuch aufhebt.

So also erfährt die junge Frau, ob und was sie zu hoffen habe. Doch der Gewisheit folgt die Furcht vor den mannigfaltigen Unfällen, die eine Schwangere und ihre Frucht treffen können, und eben diese Furcht verschafft jedem fernern Rathe ein geneigtes Gehör. Sie speist keinen Fischkopf, um dem Kinde keinen hohen Mund zu geben, geht nicht über Wiesen, wo Kräuter wachsen könnten, die sonst zur Vermeidung der Schwangerschaft gebraucht werden; schreitet über keinen Biber, selbst nicht über Bibergeil; vermeidet den Anblick jeder Schlange; hebt nichts mit hinauflangendem Arme herab, um das Anwachsen des Kindes zu verhüten; bindet sich einen in Gold gefaßten, blaugesleckten Malachit auf den Leib, um der Frucht Stärke zu geben; trägt einen Diamant am Mittelfinger, und nimmt alltäglich in der Suppe drei Messerspißen gestoßene Krebsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r .

„Bemerkungen über mehrere Irren-Anstalten von England, Frankreich und Belgien.“ Von Dr. A. Leop. Köstler, k. k. Primararzt, Mitglied der medicinischen Facultät und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. Wien, 1839.

Der Verfasser dieser Schrift, Primararzt an der zum k. k. allgemeinen Krankenhause gehörigen Irrenanstalt in Wien, unternahm im Sommer 1837, in der Absicht, mehrere Irrenanstalten fremder Länder kennen zu lernen, eine Reise durch England, Frankreich, Belgien und Deutschland. Da demselben durch ein, von Sr. Durchlaucht dem Herrn Haus-, Hof- und Staatskanzler Fürsten von Metternich erhaltenes Empfehlungsschreiben die günstige Gelegenheit verschafft wurde, diese Anstalten genauer besichtigen zu können, was besonders in England großen Schwierigkeiten unterliegt; so theilt derselbe in der eben angeführten Schrift seine, auf dieser Reise gemachten Bemerkungen mit, die zwar keine detaillirte Beschreibung bilden, aber doch als eine, zur Bildung richtiger Begriffe über diesen Gegenstand genügende Skizze, von Aerzten und Nichtärzten mit hohem Interesse gelesen werden dürften.

Bei der leider nur zu sehr um sich greifenden Manie; öffentliche Einrichtungen in England, Frankreich u. s. w. auf Kosten der in Deutschland bestehend-

den mit pomphafter Beredsamkeit zu loben, gewährt es dem Leser dieser Schrift gleich Anfangs eine wohlthätige Empfindung, in dem Vorworte des Verfassers, als das Hauptresultat seiner Bemerkungen, die Behauptung zu lesen, daß Deutschlands Irrenanstalten, wenn auch nicht nach ihrer Größe und ihren Geldmitteln, doch gewiß in Bezug auf ihre innere Einrichtung und den sie belebenden Geist, gegenwärtig den ersten Rang behaupten. In den meisten deutschen Staaten sind in der letzten Zeit Heilanstalten für Irre entstanden, welche allen Forderungen entsprechen. Mit gerechter Anerkennung der Verdienste englischer und französischer Aerzte um die Erforschung der, bei Geisteskranken vorhandenen, körperlichen Störungen muß, man dennoch zugeben, daß sie die geistige Natur des Menschen zu wenig berücksichtigt haben. Nach einem langen Schwanken zwischen Extremen haben deutsche Aerzte endlich eingesehen, daß den Geisteskrankheiten zwar ein körperliches Leiden mit zu Grunde liege, daß auch die Entfernung dieses somatischen Moments zur vollkommenen Genesung unumgänglich erforderlich, jedoch keineswegs in jedem Falle genügend sei, indem gar oft eine psychische Behandlung die Heilung wesentlich bedinge. Dieses ist das allgemeine, gleichsam leitende Prinzip, nach welchem man gegenwärtig in den besten neueren Irrenanstalten Deutschlands handelt.

So sehr aber der Verfasser über Deutschland nur Vorzügliches zu berichten hätte, so begnügt sich derselbe dennoch, in genannter Schrift nur die in Frankreich, England und Belgien gesehenen Anstalten zu besprechen, und zwar aus dem Grunde, weil mehrere der deutschen Irrenhäuser, z. B. Siegburg und Sonnenstein, schon von Andern erschöpfend beschrieben wurden und über die übrigen nächstens an einem anderen Orte die Bemerkungen des Verfassers mitgetheilt werden sollen.

Das hohe Interesse, welches man besonders in neuerer Zeit an dem Schicksale der Irren und an den zu ihrer Heilung und Verpflegung erforderlichen öffentlichen Anstalten genommen, hätte gewiß in manchem Lande schon längst die nöthige Verbesserung herbeigeführt, wenn nicht die riesenartigen Pläne allzugeschäftiger Philanthropen den Glauben veranlaßt hätten, daß zur Ausführung solcher Verbesserungen außerordentliche Geldsummen erforderlich wären. Der Werth einer Irrenanstalt wird, wie der Verfasser treffend bemerkt, nicht durch ihre Größe und pomphaste Ausstattung bedingt, sondern Wissenschaft, Religion und Liebe sind es, die hier die Früchte bestimmen. Als die vorzüglichsten Bedingungen einer Irren-Heilanstalt führt der Verfasser an: 1) Einige, in einer angenehmen, gesunden Gegend gelegene, geräumige, in einem einfachen, gefälligen Style errichtete Gebäude, wo die Irren nach ihrer individuellen Krankheit, Bildung und ihrem Geschlechte gehörig abgesondert werden können. 2) Hinlängliche Gelegenheit zu Beschäftigung und Zerstreuung. 3) Eine dem vorstehenden Arzte gestattete Selbstständigkeit zu den, für das Wohl der Kranken nöthigen Verfügungen. Würden solche Anstalten von dem rechten Geiste beseelt, so können sie nicht nur mit mäßigen Summen errichtet, sondern auch größtentheils, ohne dem Staate zur Last zu fallen, sich selbst erhalten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht der Verfasser auf das über, was er in mehreren Irrenanstalten Englands, Frankreichs und Belgiens, sowohl in Bezug auf deren Einrichtung, als auch rücksichtlich der daselbst Statt findenden

Behandlungsweise zu beobachten Gelegenheit hatte. Wir müssen uns beschränken, unsere Leser nur in kurzen Andeutungen auf den reichen Inhalt der Schrift aufmerksam zu machen. Der Verfasser beginnt mit England.

Die Zeit ist noch nicht sehr ferne, wo die Irren in England aller Ob-
sorge entbehrten, und man sich bloß darauf beschränkte, diese Unglücklichen unschädlich zu machen. Erst zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts fing man in England an, auf das Schicksal Geisteskranker mehr Rücksicht zu nehmen. Es bildete sich zuerst in Edinburg eine Gesellschaft, welche durch Subscription eine Irrenanstalt errichtete. Ein Aehnliches geschah in York. Die liebevolle Behandlung der Kranken dieser letztgenannten, unter Dr. Luke stehenden Irrenanstalt rief bald mehrere ähnliche Unternehmungen ins Leben. Nachdem im Jahre 1826, auf Anordnung des englischen Parlaments, eine genaue Untersuchung aller bestehenden Irrenanstalten angeordnet wurde, und im folgenden Jahre zwei Bills in Bezug auf öffentliche und Privat-Irrenanstalten erschienen, eröffneten sich in den meisten bedeutenden Orten Subscriptionen, in deren Folge viele Irrenanstalten entstanden. Aber so großartig deren äußere Form und bauliche Einrichtung waren, eben so nachtheilig wirkte dieser Associationsgeist auf den inneren Gehalt, den Geist und Zweck der Anstalten. Denn, da die Regierung keinen Einfluß auf die Leitung solcher neu errichteten Anstalten nahm; so bestand gewöhnlich der, die Unternehmung leitende Ausschuß aus Personen, die zwar den besten Willen, aber doch weder die gehörigen Kenntnisse, noch die erforderliche Zeit hatten, um in die Bedürfnisse der Anstalt tiefer einzugehen. Das Wohl solcher, von der Regierung bloß sanctionirten, Anstalten blieb also meistens dem moralischen Charakter der ersten Beamten überlassen. Der Ausschuß befaßte sich mehr mit der Ueberwachung der Ausgaben und Einnahmen, als mit dem inneren Leben und Gedeihen der Heilanstalt. Auf diese Weise ist der Widerspruch erklärlich, in welchem in England der Geist der Irrenanstalten mit deren pomphafter, formellen Einrichtung steht. Noch mehr ist dies der Fall bei den Privatanstalten dieser Art, deren Werth von dem individuellen Charakter ihrer Eigenthümer abhängt. Die Mißbräuche, die sich die Gewinnsucht hier zu Schulden kommen ließ, waren endlich Veranlassung, daß im Jahre 1832 und 1833 die nothwendigen Verordnungen über die Errichtung öffentlicher und Privat-Irrenanstalten, so wie über die Aufnahme und Entlassung der Kranken erschienen. Der Verfasser theilt hier den wesentlichen Inhalt dieser Verordnungen mit, und geht dann auf die Beschreibung der von ihm in England besuchten Anstalten über. Zu diesen gehören: 1) New Bethlem, 2) St. Luke's-Hospital, 3) die Privatanstalt des Dr. Mann Burrows, 4) Haewell. Mit Uebergehung der sehr interessanten speciellen Punkte, die der Verfasser in Bezug auf Einrichtungen einer jeden dieser genannten Anstalten anführt, gehen wir auf die allgemeinen Bemerkungen in Bezug auf die in Frankreich und Belgien vorhandenen Irrenhäuser über.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

— Einsamkeit und Gesellschaft. — Einsamkeit ist etwas Furchtbares für beschauliche Gemüther; wir verstehen aber hierunter nicht die bloße Abwesenheit von menschlichen Wesen. Die Einsamkeit der Bibliothek, des Laboratoriums und des Studierzimmers wird durch die ergößlichsten aller Gesellschaften bevölkert, nämlich durch die Ideen von Wissen, Leben und Schönheit, welche uns dichter umschwärmen, als die Stäubchen im Sonnenscheine. Wir verstehen unter Einsamkeit jenen Zustand des Alleinseins aus irgend einer Ursache, der uns antreibt, in unser eigenes Innere hinein zu schauen und zu reflectiren. Die Gesellschaft bietet eine beständige Reizung, weil sich in ihr die Gemüther einander näher gebracht werden. Ein Cirkel, aus welcher Classe von Menschen er auch bestehe, hat immer etwas Aufregendes; die Fröhlichkeit und der Uebermuth des Einen stecken auch den Andern an, die Gemüther wirken gegenseitig auf einander zurück, bis sie zu einem Grade von Aufheiterung und Aufregung gelangen, den sie, wenn sie allein wären, nicht einen Augenblick lange behaupten könnten. Die vereinigte Fröhlichkeit Aller entladet sich gleich dem elektrischen Funken durch jeden Einzelnen. Wir werden begeistert, scherzen lustig unsere drückendsten Sorgen weg, und moralisiren über unsere größten Leiden mit spöttischer und philosophischer Heiterkeit. Ohne Anstrengung oder Ermüdung beleben sich alle unsere Fähigkeiten immer mehr und mehr, und die Ueberfülle unseres Herzens spricht sich in tausend verbindlichen Reden aus. Wir spenden Complimente nach allen Seiten, schmeicheln Allen und ernten dafür ringsum wieder Schmeichelei, bis wir, durch diesen vergnüglichen Umgang erhoben und aufgemuntert, uns fast selbst überreden, daß wir das wirklich sind, was wir scheinen und was andere von uns glauben. In den Stunden der Dunkelheit und Einsamkeit jedoch erwacht der Dämon der unruhigen Gedanken und flüßelt Verzweiflung, indem er uns mit seinen düstern Sittigen umnachtet.

— Charakter der Beduinen. — Die Beduinen behandeln ihre Sklaven sehr gütig, und sie halten es für niedrig und unmännlich, dieselben zu schlagen. Ein Hauptzug ihres Charakters ist Güte gegen alle lebende Wesen, sowohl gegen Thiere als Menschen. Sie leben mit einander wie Brüder, und man wird sie nie weder eine zornige Miene oder Bewegung machen sehen, noch barsche Ausdrücke gegen einander äußern hören; in Kurzem, sie besitzen eine Sanfttheit des Charakters und eine Gutherzigkeit, welche sie zu den liebenswürdigsten Gesellschaftern macht.

— Eine moralische Wahrheit. — Es gibt nichts, was das Herz so sehr verhärten könnte, als das beständige Verfolgen selbstfüchtiger Vergnügungen. Der Roué ist, wo die Befriedigung seiner Begierden in Anspruch kommt, der gewissenloseste und grausamste aller Menschen; er würde eher die ganze Welt aufopfern, als sich einer einzigen angenehmen Sensation berauben.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 78. Donnerstag, den 27. September 1838. II. Jahrg.

Inhalt: Der taubstumme Arzt. — Neue Folge der Curiosa. — Literatur. — Miscelle. — Beilage: Literatur. — Miscelle.

Der taubstumme Arzt.

(B e s c h l u ß.)

Die vom Selbstlobe übersprudelnden Erzählungen des Charlatans entgingen nämlich dem stillen Zuhören des Herrn L nicht, dessen Haus unser Patient fleißig besuchte. Da dieser eben auf dem Puncte stand, durch die Fürsprache jenes allgemein geachteten Mannes in Verhältnisse versetzt zu werden, die für dessen Zukunft von den vortheilhaftesten Folgen sein konnten, so mußte ihm natürlich daran gelegen sein, Alles zu vermeiden, was auf irgend eine Art auf seinen Charakter, seine Sitten und Lebensweise einen Schatten werfen könnte. Nicht minder wichtig war es seinem redlichen Gönner, sich zu überzeugen, ob er seine Gunst nicht an einen Unwürdigen verschwende. Die Gelegenheit zu dieser Prüfung ergab sich ihm bald. Da Dr. X Hausarzt bei Herrn L war, und es letzterem ernstlich darum zu thun war, über die Natur des Uebels, woran sein junger Freund behandelt wurde, und welches der Charlatan so ausschrie, eine der Wahrheit gemäße Aufklärung zu erhalten, so ließ er seinen Arzt unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit zu sich kommen; er suchte das Gespräch unbemerkt auf die Mühseligkeiten des ärztlichen Berufes und auf die Undankbarkeit mancher Patienten zu leiten. Nach und nach kam auch auf die ehemalige Krankheit seines Hausfreundes die Rede, und Dr. X war nicht wenig erstaunt, als er feierlich aufgefordert wurde, sich ganz bestimmt hierüber auszusprechen. „Es handelt sich,“ sagte L, „um das Glück einer ganzen Familie; Ihr Urtheil über die ehemalige

Lebensart des jungen Mannes, der Sie überall als einen Ignoranten verschrien, würde für mich weniger Gewicht haben, wenn ich nicht wüßte, daß Ihre Freundschaft für mich weit stärker ist, als jeder persönliche Groll. Ich erwarte daher von Ihnen die reinste Wahrheit, und hoffe, daß Sie mir so viel Discretion zutrauen werden, daß die ganze Sache unter uns bleiben wird.“ — „Wer hat Sie denn auf den Gedanken gebracht,“ fragte Dr. F den ersten Mann, „daß Ihr Hausfreund jemals an einem Uebel krank war, dessen Ursprung mit seinen Sitten, seiner Lebensart so innig zusammenhängt, daß es Ihre Achtung für denselben vermindern könnte? Und gesetzt, es wäre dem so, wollen Sie mich in die Classe jener Charlatane werfen, die, ohne alle Rücksicht für die zarten Verhältnisse ihrer Kranken, auf nichts Anderes, als auf ihren persönlichen Vortheil Rücksicht nehmen? Sie kennen meine Grundsätze, und wissen, wie theuer mir das von meinen Kranken anvertraute Gut von jeher war. Dieses Gut besteht nicht nur in der Gesundheit, sondern auch, und oft noch mehr, in dem guten Namen unserer Pflegebefohlenen. Wo käme es mit der leidenden Menschheit hin, wenn wir, ihre Anwälte, unser Amtsgeheimniß nicht heilig hielten? Ich achte Sie zu sehr, um nicht annehmen zu müssen, daß nicht leere Neugierde, sondern die edelste Absicht Ihren heutigen Nachforschungen zu Grunde liege; aber eben die hohe Meinung, die ich von ihrem Charakter habe, erhöht mein Staunen über eine Zumuthung von Ihrer Seite, zu welcher mein früheres Venehmen, mein Ruf und meine durchgehends beobachtete ruhige Haltung schwerlich Veranlassung geben konnten. Der Zauber ärztlicher Kunst ist vernichtet, sobald der Kranke nicht in der unerschütterlichen Ueberzeugung lebt, daß sein Wort in das Ohr des Arztes wie in eine unerreichbare Tiefe fällt. Wer mich zur Verlegung meiner heiligsten Pflicht, der Verschwiegenheit, verleiten will, verkennet mich.“ — „Ich bedaure sehr,“ sagte L, „wenn meine gute Absicht an Ihrem festen Willen scheiterte; doch dürfte der Eifer, mit dem Sie meiner Anfrage auszuweichen suchten, mehr gesagt haben, als Sie wünschten, und ich bin vollkommen befriedigt.“ — Dr. F lächelte, und meinte, es sei gerathener, mit derlei Schlussfolgerungen vorsichtig als übereilt zu sein, lenkte das Gespräch auf einen gleichgiltigen Gegenstand, und suchte, so bald als möglich, wegzukommen. Als er die Treppe hinab war, bereuete er den allzugroßen Eifer, womit er die Neugierde des Herrn L abschlehte, ging noch einmal zurück unter dem Vorwande, als hätte er vergessen, die Gabe einer verschriebenen Arznei genau zu bestimmen, und bat noch einmal seinen Patienten, sein eiservolles Zurückweisen einer Anfrage nur für die consequente Durchführung eines mit seiner Denkungsart innig durchwebten allgemeinen Grundsatzes, keineswegs aber für die spe-

cielle Hindeutung auf die Verhältnisse irgend eines Menschen zu nehmen. L stellte sich mit dieser Erklärung scheinbar zufrieden, und der Doctor empfahl sich. Nach kurzer Zeit erhielt er jedoch von mehreren Seiten einen Wink, daß er bei Herrn L nicht mehr das große Vertrauen habe, wie er dessen bis jetzt genossen; und diese Nachricht schmerzte ihn um so mehr, als er sich bewußt war, daß er nichts als seine Pflicht gethan hatte. In welcher hohen Bedeutung aber Dr. X das Wort „Pflicht“ nahm, wird dem Leser klar werden, wenn wir ihm sagen, daß dieser Arzt zur Zeit, als er noch den oberwähnten jungen Mann behandelte, und dessen vollkommenes Vertrauen besaß, in die kleinsten Details seiner Verhältnisse eingeweiht wurde, und bei Gelegenheit eines vertraulichen Gesprächs erfahren hatte, daß eine Verbindung mit der elternlosen Nichte des Herrn L das Ziel war, wornach sein Patient strebte. Sie war nicht nur reich, gebildet und schön, sondern auch von den reinsten Sitten, und ihrem Ziehvater, der selbst kinderlos, sein ganzes Glück in dem seiner Nichte fand, der einzige Gegenstand, um den sich alle seine Sorgen drehten. Aber Dr. X selbst, der bei den öftern Besuchen in L 's Hause als stiller Beobachter Gelegenheit hatte, die hohen Tugenden des Mädchens zu bewundern, wartete mit Sehnsucht auf einen günstigen Moment, um Herrn L seine Absichten und die innere Verfassung seiner Seele zu eröffnen, als eben sein Patient sich ihm vertraute. Ohne L 's Einwilligung hätte dieser wohl nie seine Absicht erreicht; leicht wäre es dem Arzte gewesen, durch ein Achselzucken während L 's Nachfragen seinen Nebenbuhler zu verdrängen; aber er erkannte seine Pflicht, und schwieg von seinen Gefühlen sowohl, als von den Verhältnissen seines ehemaligen Patienten. In einigen Monaten erfuhr er jedoch, daß es dem lärmenden Charlatan gelungen sei, den guten Namen seines Pflegebefohlenen zu verderben, ihn dem Hause und der Zuneigung L 's zu entfremden, sich als Hausarzt des Letztern einzudrängen, und auf Umwegen die Neigung und die Hand seiner Nichte zu erschleichen. Dr. X blieb taubstumm gegen alle Erzählungen von dem Glücke, das sein sogenannter Collega gemacht, und nur in einem Momente innerer Aufregung, wo er seinen Gefühlen Luft zu machen sich genöthiget sah, schrieb er die Worte Boerhaave's in sein Tagebuch: „Fac, et tace.“

Severus

Neue Folge der Curiosa.

(Von Dr. Ehrlich.)

(Fortsetzung.)

Selbst den gewöhnlichen Ungemächlichkeiten der Schwangeren, als da sind: Krämpfe, Blutflüsse, Leibesverstopfung, wußten die Rathgeberinnen sympathetisch zu begegnen. Mit einer Pfauenfeder, dem Unterleibe so aufgelegt, daß das Auge den Magen figelte, heilten sie Krämpfe; und mit dem heimlich aufgefangenen, auf einer stark stählernen Herdschaukel geröstetem Blute stillten sie Blutflüsse. Aber empörend durch die Größe des Unsinns ist die Procedur, welche Schwangere einschlugen, um ohne den Gebrauch von Medicamenten offenen Leibes zu sein. Sie versiegelten Abgänge von sich in einen Federkiel und hielten sie in warmes Wasser; und zwar in der vollkommenen Ueberzeugung, augenblickliche Wirkung zu erfahren. Ja der thörichte Wahn ging hierin so weit, daß sie nichts mehr fürchteten, als den Diebstahl dieses Federkiels durch eine Feindinn; denn durch die Bosheit, ihn tagelang im Wasser zu lassen, müßte die Aermste unvermeidlich dem blassen Tode in die Arme fallen.

Da wir sogar bei dem heutigen Stande der Cultur ohne besonderes Stauden in den Gemächern der Gebärenden auf Unsin und Aberglauben stoßen, und die gänzliche Ausrottung desselben den kommenden Generationen übergeben zu müssen so oft überzeugt werden, so überraschen uns die lächerlichen Wehmuttergeschichten der Vorzeit weniger, und zugleich ist die Kritik durch die zahlreichen Entschuldigungsgründe ungleich milder gestimmt. Und welche Lage kann die Ergreifung thörichter Maßregeln leichter entschuldigen?! — Die Localität, gewöhnlich den engsten Raum, das engste Beisammenathmen erzwingend; die Lebensweise der Weiber, sie bei der Unkenntniß einer Erstgebärenden oft mit plötzlichen Qualen bestrafend; unabweisbarer Schmerz, Todesangst, Besinnungslosigkeit, und wieder halb klare Gedanken, alles Liebe verlassen zu sollen; der mitleidende Gatte, unvertraut mit dem Gange der Natur, unfähig zu helfen oder nur zu nützen; das Uebergewicht in solchen Augenblicken jedes beistehenden, in Aehnlichem erfahrenen Weibes; das Heranwachsen so ängstlicher Stunden zu Tagen — und der häufig unglückliche Ausgang, selbst bei vernünftiger Pflege — sind das nicht Momente, zahlreich und kräftig genug, das blinde Hasen nach Hilfe und Schutz zu entschuldigen?!

Doch — erzählen wir.

Sah die Wehmutter, daß die Geburt eine erste und überdies muthmaßlich eine schwierige sein würde, so machte sie im Vorhinein von einer Salbe Gebrauch, welche der „freiwillig aufgesprungene Granatapfel“ höchst gemeinnützig bekannt gemacht hatte. Aus einem März-Hasen nämlich wurde die „Faisen“ genommen, gereinigt, geschmolzen und gealtert dem Weibe in die Lenden gerieben, „wenn das Kind auch angewachsen ist, so ledigt's ab und ist bewährt.“

Ferner hing sie der Kreifenden Jaspise und Smaragden um den Hals, und verwies die Diamanten nicht nur vom Körper, sondern auch aus dem Gemache. Eine hochgelehrte Bademutter gab der Gebärenden überdies einen Magnetstein in die Hand und band ihr sieben Pappelblätter auf die Fußsohle. Doch alle diese

Steine übertrifft jener, welchen der »Tausendkünstler« in der ersten Ohnmacht umzuhängen befehlt, und der aus Jaspis, Calcedon und Speckstein bestehen soll.

Durch derlei Vorbereitungen wird endlich das Weibchen verzagt, ängstlich, abgemattet; die Wehen werden schwach. — Flug bringt man eine bleierne Kugel herbei, mit welcher ein Hirsch zwischen zwei Frauentagen geschossen wurde, schabt davon so viel, als man Salz in ein Ei gibt, und reicht dies der Geplagten in Lilienwasser. Eine Andere eilt mit dem Fette eines zur selben Zeit erlegten Hirschen herbei und reibt es ihr Groschengroß zwischen die Schultern, und eine dritte umgürtet sie mit der Haut des edlen Thieres und jammert über das Nichtvorräthigsein von Hirschränen. Jubel! — man erblickt das Kind! — Schnell bindet die Hebamme den Malachit vom Arme der Mutter herab, befestigt ihn über deren Knie und empfängt das schreiende Wesen. Stolz zeigt sie es der lächelnden Mutter, trägt es zum Badegefäß, koft es unter dem Waschen, und erklärt den Umstehenden, daß es o — a schreie, weil es ein Knabe sei und »D Adam!« klage; o — e hingegen, weil es ein Mädchen, und der Stammutter mit einem »o Eva!« Vorwürfe mache.

Nun bestimmt sie gleich aus der Beschaffenheit des am Kinde gebliebenen Nabelschnurtheiles die fernere Nachkommenschaft. Sie sucht Knorren oder stark runzlichte Stellen daran, um angenehm prophezeien zu können; denn eine glatte Nabelschnur ließe nichts Nachkommendes hoffen; die Knorren aber zeigen durch ihre Anzahl den unausbleiblichen Kinderreichtum, und durch ihre Entfernung von einander die Zwischenräume der einzelnen Entbindungen.

Da war man also im Stande, sein Vermögen im Vorhinein einzutheilen!

Nun kehrt die Wehmutter wieder zurück zur Entbundenen, umgürtet sie mit einem Gürtel aus Menschenhaut, genäht in der dritten Mitternacht nach Lichtmeß, und erwartet hiedurch den beförderten Abgang der Nachgeburt. Aber — was für ein Pulver mag es sein, welches sie nach Stunden langem vergeblichem Harren mit so gewichtiger Miene in den Stiefmütterchen-Thee schüttet? — Hört! — es ist die gepulverte Männlichkeit eines Hengsten!!!

Die Natur hat geholfen; der Wunsch ist erreicht. — Nun bindet sie in der vierten Stunde nach der Geburt dem Weibe einen elfenbeinernen Kamm zwischen die Schultern, um sie vor den lästigen Nachwehen bei den künftigen Entbindungen zu bewahren, und wirft hierauf die abgegangene Nachgeburt höchst eigenhändig in das nächste fließende Wasser.

Von diesen beiden Gebräuchen finden wir noch in der Gegenwart die pünktlichste Beobachtung; wiewohl der Grund dazu — das Vorurtheil — bereits gänzlich verwischt ist. Man konnte nämlich, so meinte die Vorzeit, der Kindbeterin durch Haß oder Unkunde das böseartigste Fieber, ja sogar plötzlichen Tod verursachen, wenn man diese Equipage des Kindes in die Erde vergrub.

Zulezt legt die Hebamme das Kind an die Brust, und nimmt das momentan Gefättigte wieder hinweg, um jene Lumpen, mit denen der Messerschmid Gewehre gepuzt hat, über des Kindes Nahrungsquell zu decken; denn so, meint sie, schützt man die Mutter vor dem Wundwerden der Brüste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

„Bemerkungen über mehrere Irren-Anstalten von England, Frankreich und Belgien.“ Von Dr. A. Leop. Köstler, k. k. Primararzt, Mitglied der medicinischen Facultät und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. Wien, 1839.

(Fortsetzung.)

Noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hielt man in Frankreich den Wahnsinn für unheilbar. Die Folge dieser Ansicht war zunächst, daß man seine Pflicht gegen Geistesranke hinreichend erfüllt zu haben glaubte, wenn man sie an entlegenen Orten wohl verwahrte. Erst nachdem Tenan im Jahre 1786 und La Roche foucauld im Jahre 1791 auf das harte Loos dieser Unglücklichen neuerdings die allgemeine Aufmerksamkeit lenkten, ward dieser Angelegenheit sowohl von Seite des Staates, als auch, und vorzüglich, von Seite der Aerzte mehr Sorgfalt gewidmet. Unter mehreren der Letztern, die sich nach diesem wohlthätigen Impuls mit uneigennützigem Eifer dem Studium und der Behandlung der Geisteskranken widmeten, gebührt Pinel ohne Zweifel der erste Preis. Er ist der Begründer einer psychiatrischen Schule, und unter seinen Schülern hatte in Frankreich Esquirol den bedeutendsten Einfluß auf die Fortbildung dieses Zweiges der Heilkunde. Vorzüglich verdankt die leidende Menschheit dem Eifer desselben eine bessere Einrichtung der Irrenanstalten und eine sorgfältigere Rücksicht auf das Benehmen gegen Geistesranke. Esquirol's Bemühungen gelang es nicht nur, daß die französische Regierung in der letzten Zeit so viel zur Verbesserung der schon bestehenden Irrenanstalten unternahm, sondern auch, daß in mehreren Departements ganz neue errichtet wurden.

Die in Paris unter der Regierung stehenden öffentlichen Irrenanstalten sind: 1) Bicêtre, 2) Salpêtrière und 3) Charenton, wovon die beiden ersten für arme, die letzte aber für vermögliche, zahlende Patienten bestimmt ist. Bicêtre liegt an der Straße nach Fontainebleau, $\frac{1}{4}$ Stunde von Paris entfernt, auf einer mäßigen Anhöhe, und bildet ein weitläufiges, in einem geschmackvollen Style erbautes, mit Gräben und Mauern umgebenes Gebäude. Es befindet sich daselbst eine Versorgungs- und eine Irrenanstalt; erstere enthält beiläufig 3500 arme, fränkliche, über 60 Jahre alte, und im Seine-Departement geborne Männer; letztere ist für 800 Geistesranke eingerichtet. Es werden daselbst alle männlichen Irren aufgenommen, die aus dem genannten Departement geboren und so verarmt sind, daß sie nichts, oder höchstens 365 Fr. jährlich bezahlen können. Alle Irren, die mehr zahlen können, werden nach Charenton gebracht. Diese Anstalt besteht aus sieben Haupttheilen, und zwar 1) aus einem Aufnahmsaale, der sich außer einer leichten Fenstervergitterung in nichts von einem gewöhnlichen Krankenzimmer unterscheidet; 2) aus dem Gebäude für die unheilbaren Ruhigen; 3) aus dem Gebäude für die Ruhigen und Heilbaren; 4) aus Logen für die Unruhigen, welche in der Behandlung sind; 5) aus Logen für die unruhigen Heilbaren; 6) aus abgesonderten Logen für sehr tobende Unreine; und endlich 7) aus Werkstätten zur häuslichen Beschäftigung der Kranken. Mit aller Genauigkeit beschreibt der Verfasser alle diese Gebäude, beurtheilt die verschiedene Einrichtung derselben und lobt besonders den hier befolgten Grundsatz, die Tobenden abgesondert in eigenen Gebäuden

unterzubringen. Diese Kranken können die Andern nicht belästigen, haben eine gesunde Wohnung, können jede schöne Stunde augenblicklich im Freien benützen, und bei einem ausbrechenden Tobanfälle mit Leichtigkeit wieder in ihre Kammer gebracht werden; es ist keine Beschädigung durch Herabfallen über Stiegen zu befürchten, und die Ueberwachung der Kranken sehr leicht. — Die ärztliche Behandlung wird vom Dr. Ferrus, als erstem Arzte, geleitet. Er wohnt in Paris, besucht dreimal wöchentlich die Anstalt, als an welchen Tagen er auch daselbst einen Kurs über Nervenkrankheiten hält. Nebst ihm wohnt noch ein Arzt in der Anstalt selbst. Als Zwangsmittel für die Tobenden wird nur die Zwangsjacke und der Zwangsstuhl gebraucht; Ketten und alle übrigen Apparate sind verschwunden. Man sucht die Kranken möglichst zu beschäftigen, und zwar theils durch Erlernung von Handwerken und andern häuslichen Arbeiten, theils, und bei günstiger Jahreszeit, durch Bearbeitung der vielen, zur Anstalt gehörigen, Felder. Sie werden alsdann täglich in sogenannten Brigaden zu 10–20 Mann mit einem Aufseher auf die Felder geschickt, wo sie, wie sich der Verfasser selbst überzeugte, in der größten Ordnung und Ruhe ihre Arbeit verrichten.

Was der Bicêtre für das männliche Geschlecht ist, das ist die Salpêtrière für das weibliche. Die Anstalt liegt am östlichen Ende von Paris (unweit des Jardin des Plantes), und zwar in einer von Häusern entfernten Gegend, wo sich früher Salpeter-Plantagen befanden. Sie überrascht durch die Größe und Mannigfaltigkeit ihrer Gebäude sowohl, als auch durch den schönen Styl, in welchem einzelne Tracte derselben gebaut sind. Sie ist auch nur theils für ganz Arme, theils für solche bestimmt, die nicht mehr als 365 Fr. jährlich zahlen können, während diejenigen, welche mehr zu zahlen im Stande sind, nach Charenton kommen. Auch ist daselbst ein Versorgungshaus für arme, über 60 Jahre alte, kränkliche Frauenpersonen aus dem Seine-Departement vorhanden. Die Ringmauern, das Thor, die Kirche, die Alleen, Gassen und Plätze im Innern der Anstalt, geben ihr beinahe das Ansehen einer Stadt. Ihre Bevölkerung beträgt gegen 6000 Seelen, unter denen 800 bis 1000 Irre zu rechnen. Die zur Irrenanstalt gehörigen Gebäude sind durch eiserne Gitter abgetheilt, und enthalten 1) einen Aufnahmsaal; 2) Gebäude für die unruhig Tobenden; 3) Gebäude für die Ruhigen; 4) einzelne Krankensäle für die mit zufälligen Krankheiten befallenen Irren. Sehr belehrend und den Sachkenner bezeugend ist die vom Verfasser gegebene Beschreibung und Beurtheilung der Einrichtung eines jeden dieser Gebäude. Die Oberwärterinnen (Surveillantes) und Vice-Oberwärterinnen (Sous-Surveillantes) dieser Anstalt sind aus dem Orden des heiligen Paulus, führen die Aufsicht über das übrige Personale, leiten die Beschäftigung und das Häusliche der Anstalt, geben dem Arzte während der Visite über die einzelnen Kranken Rechenschaft; die übrigen Wärterinnen sind weltliche Personen. Der erste Arzt, Dr. Pariset, wohnt in der Anstalt; eben so der dritte und vierte, während der zweite Arzt, Dr. Mitivie, ein Neffe Esquirol's, außer der Anstalt wohnt, aber meist statt des jetzt kränklichen und altersschwachen Dr. Pariset die Visite hält und die Anstalt leitet. Zur Bändigung der Tobenden dient nur die Zwangsjacke; — Ketten und Eisen sind verschwunden, wie überhaupt hier die Kranken einen ziemlich großen Grad von Freiheit genießen. Leider fehlt es in der Salpêtrière an einem größern Terrain, um

die Kranken mit größeren Garten- und Feldarbeiten beschäftigen zu können, daher die Beschäftigung derselben in Sticken, Nähen, Waschen u. dgl. besteht. Aber für moralische und intellectuelle Ausbildung wird hier nichts geleistet.

Charenton (ein Dorf von beikünftig 1500 Einwohnern) ist eine Stunde von Paris entfernt, und liegt in einer sehr angenehmen, hügeligen Gegend, von wo aus man die schönste Aussicht genießt. Hier entstand aus den Ruinen eines 1785 zerstörten protestantischen Bethauses ein Kloster, das in der Folge in ein Spital, und seit der Revolution in ein Irrenhaus (mit dem Namen maison royale de santé) verwandelt wurde, mit dem ein kleines Spital in Verbindung steht. Charenton ist eine öffentliche Irrenanstalt für beide Geschlechter der vermöglichen Classe von ganz Frankreich, und für alle Offiziere des gesammten See- und Land-Militärs. Die ärztliche Behandlung leitet hier, als Medicin en Chef, Dr. Esquirol, der dreimal wöchentlich hinkommt; nebst ihm sind aber noch 1 Arzt, 1 Wundarzt und 3 Eleven angestellt. Die Irren beiderlei Geschlechts werden in abgeforderten Gebäuden untergebracht, und sind daher gänzlich getrennt. Unter andern Einrichtungen dieser Anstalt, die der Verfasser wieder näher beschreibt, wird auch ein Conversationsaal angeführt, wo sich ein Fortepiano, Billard und mehrere andere Spiele befinden, und die distinguirten Kranken sich unterhalten können. Zu bedauern ist, daß die Gärten hier zu klein sind, und wohl eine gesunde Luft und schöne Aussicht, doch keine hinreichende Beschäftigung den Kranken gewähren. „Die psychische Behandlung,“ sagt der Verfasser, „ist überhaupt in den Hintergrund gestellt. — Die französische Schule sucht nur die körperlichen Krankheiten zu heben, und überläßt den Geist sich selbst, nicht genug erwägend, daß auch geistige Verstimmungen materielle Krankheiten hervorbringen können. So instructiv es ist, Esquirol bei seinen Visiten in Charenton zu begleiten; so sehr man dabei Gelegenheit findet, seinen diagnostischen Blick zu bewundern, so wird man doch auf der andern Seite von einer gewissen Sorglosigkeit um die geistige und gemüthliche Verfassung der Kranken etwas unangenehm afficirt.“

(Der Beschluß in der Beilage.)

Miscelle.

— Die türkische Zeitung (Takwimi Wakaji) vom 7. August enthält folgenden Artikel: Die gesetzlichen Angelegenheiten der zu organisirenden Quarantaine-Anstalten waren dem Essaad Efendi, die medizinischen dem Abdulkaff Molla Efendi und Alles Uebrige dem Ferik Stamik Pascha übertragen worden. Damit aber diese heilsamen Anstalten recht zweckmäßig organisiert und verwaltet würden, haben Se. Hoheit von dem kaiserl. österreichischen Hofe einige Quarantaine-Beamten sich erbeten, und dieser befreundete Hof war dem Gesuche Sr. Hoheit nachgekommen. Da nun die erwähnten Beamten jetzt in Constantinopel eingetroffen sind, und als Männer von gründlicher Kenntniß und Erfahrung in der Heilkunde wie im Quarantaine-Wesen sich beurkunden haben, so haben Se. Hoheit die medizinischen Angelegenheiten der erwähnten Anstalten ganz in ihre Hände zu legen, und den Abdulkaff Efendi, der ohnehin dieses Nebenamt nicht unausgeseht hätte verwalten können, der Beaufsichtigung des medizinischen Zweiges ganz zu entheben geruht.

Hierzu eine außerordentliche Beilage.

Außerordentliche Beilage

zur

Gesundheits - Zeitung.

N^o 78.

Donnerstag, den 27. September.

1838.

L i t e r a t u r.

»Bemerkungen über mehrere Irren-Anstalten von England, Frankreich, und Belgien.« Von Dr. A. Leop. Köstler, k. k. Primararzt, Mitglied der medicinischen Facultät und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. Wien, 1839.

(B e s c h l u ß.)

Der Krankenstand zu Charenton ist zwischen 500 und 550, und der jährliche Zuwachs gegen 200. Die Zahl der Männer übersteigt hier die der Weiber, was wohl von der Aufnahme des Militärs herrühren mag, indem in den übrigen Irrenanstalten Frankreichs immer mehr Weiber als Männer sind.

Der Verfasser hatte auch Gelegenheit, Esquirol's Privat-Irrenanstalt zu Ivry zu besuchen, eine Begünstigung, die nicht Jedem zu Theil wird, indem Esquirol, so viel möglich, jeden fremden Besuch von dieser Anstalt abzuhalten sucht. Nach dem Urtheile des Verfassers entspricht dieselbe vollkommen ihrem Zwecke; und er bemerkt unter Anderem auch den Vorzug derselben, daß sie nicht mit unnüger Eleganz und verschiedenen Spielereien, womit Privat-Anstalten so gerne coquettiren, anzuziehen oder zu blenden sucht. Ivry ist ein großes, $\frac{1}{2}$ Stunde außer Paris, in einer sehr anmuthigen Gegend gelegenes Dorf. Die hier befindliche Anstalt besteht aus mehreren, für die Geisteskranken bestimmten Gebäuden, die in ziemlicher Entfernung von einander stehen, und durch Bäume und Buschwerk so von einander getrennt sind, daß man nicht von dem einen zu dem andern sehen kann, und die sich sämmtlich in einem großen, mit Mauer- und Gitterwerk eingeschlossenen Garten befinden. Alleen, freie Plätze, Blumenbeete, herrliche Anlagen und verschiedene schöne und freie Ausichten machen diesen Garten zu einem sehr angenehmen Aufenthalt. Die Gebäude daselbst sind: zwei Gebäude für 15 ruhige männliche Kranke, unter Aufsicht des Dr. Mitivié, der daselbst wohnt (indem Esquirol nur dreimal wöchentlich nach Ivry kommt), mit einer Bibliothek, einem Billard und Conversationszimmer; zwei Häuser für 15—20 ruhige weibliche Kranke. Jeder Kranke hat seinen eigenen Wärter, der in dessen Nähe wohnt; die Zimmer sind anständig meublirt, und bieten nichts, was sie auffallend unterscheiden würde (hie und da eine leichte Vergitterung ausgenommen). Für die Unruhigen sind auch zwei Gebäude für beiderlei Geschlechter angebracht. — Ehenswerth ist in der Anstalt eine Sammlung von einigen hundert Schädeln von Wahnsinnigen, die der Verfasser als den schlagendsten Beweis gegen Gall's Lehre betrachtet, indem sich an densel-

ben keineswegs die dem relativen Seelenleiden entsprechenden Organe nachweisen lassen. Noch interessanter ist hier die Sammlung vieler Gyps-Masken von Geisteskranken. „Könnte man,“ sagt der Verfasser, „diesen Masken die ihnen entsprechenden Augen beifügen, so würden sie das beste Hilfsmittel zur diagnostischen Ausbildung geben.“ — Die Zwangsmittel bestehen in einer Zwangsjacke und einer Art lederner Handschuhe.

Die Verpflegung der Kranken läßt nichts zu wünschen übrig; man zahlt jedoch monatlich zwischen 400—600 Franken. Die Krankenzahl ist gewöhnlich gegen 30. Was die ärztliche Behandlung betrifft, sucht Esquirol seinen Kranken, so viel nur immer möglich ist, Freiheit zu gönnen, um sie so durch den Gebrauch ihrer Kräfte zur geistigen Selbstständigkeit zurückzuführen.

Der Verfasser kommt nun auf die Beschreibung der Irrenanstalt zu Rouen, welche nach dessen Urtheil in vieler Hinsicht des ihr so allgemein gezollten Lobes ganz würdig ist. Bis zum Jahre 1822 hatte das Departement der untern Seine, so wie die meisten übrigen Departements, keine eigene Irrenanstalt, und die Geisteskranken wurden theils zu Rouen, theils zu Havre und Dieppe, gewöhnlich in dem schlechtesten Theile der Spitäler, in kleinen, ungesunden Localitäten, untergebracht.

Ein in der Vorstadt St. Sever gelegenes Kloster zu Rouen, welches nach der Revolution zu Magazinen, zu einem Gefängnisse und einem Armenhause verwendet wurde, bestimmte man auf einen Antrag des Präfecten Mazlouet zu einer neuen Irrenanstalt. Sie gehört ihrer Größe und Einrichtung nach zu den Zierden Frankreichs, obwohl ihre Lage die gehörige Aussicht und gesunde Luft nicht darbietet. Sie hat Raum für 500 Kranke, und ist für das Departement der untern Seine bestimmt. Es werden in dieselbe sowohl arme als zahlungsfähige Kranke, männliche und weibliche Geisteskranke aufgenommen. Dr. Parcaff leitet hier als Medicin en Chef die ärztliche Behandlung. Auch hier ist die Zwangsjacke das einzige Zwangsmittel. Die weitläufigen Gemüsegärten bieten den Kranken viel Gelegenheit zur Arbeit. Jene Kranken, die zum Nutzen der Anstalt arbeiten, bekommen täglich 2 Sous zu ihrer freien Verwendung. So sehrreich die detaillirten Beschreibungen, welche der Verfasser von den hier nur kurz berührten Irrenanstalten Bicêtre, Salpêtrière, Charonton, Jorcy und Rouen liefert, eben so sehr sehen wir uns genöthigt, unsere Leser auf die hier angezeigte Schrift zu verweisen, und bitten uns, noch einige Bemerkungen über die in Belgien bestehenden Irrenanstalten mitzutheilen.

Schon lange fühlte man in diesem Lande das Bedürfniß einer bessern Versorgung der Irren. Die im Jahre 1818 von der Regierung angeordneten Untersuchungen hatten jedoch wenig Erfolg, und es blieb noch immer den Localbehörden anheimgestellt, dem Uebel nach Gutdünken abzuhelfen. Daher findet man noch jetzt die öffentlichen Irrenanstalten Belgiens, wie sie in den meisten großen Städten dieses Landes bestehen, in einem höchst traurigen Zustande. Auch die zur Heilung der Irren bestimmten Privatanstalten sind meistens unter der Leitung von Personen, die, ohne allen Begriff von der Behandlung eines Geisteskranken, diesen Gegenstand nur als einen Erwerbszweig betrachten. Ein großer Theil der Irren wird auch auf das Land, meistens nach Cheel, den Bauern zur Pflege übergeben. Mit Ausnahme der öffentlichen Irrenanstalt zu Gent, die durch

Guislain eine bessere Einrichtung erhielt, verdienen daher die öffentlichen Anstalten dieser Art in Belgien eher Verwahrungsorte und Kerker, als Heilanstalten genannt zu werden. Der Verfasser hat zu Brüssel und Antwerpen die Anstalten für Irre gesehen. In Brüssel besteht als öffentliche Irrenanstalt nur eine Abtheilung im Johannispitale. Mit Recht nennt man die kleinen, finstern Kammern daselbst „dépôt des insensés.“ Von den zwei Privatanstalten, die in dieser Stadt bestehen, wird die eine von einem Herrn de Bruyn geleitet, und die andere ist das Eigenthum des Dr. Kalker. Die Anstalt zu Antwerpen ist für 400 Kranke bestimmt; die Zellen sind hier enge, finster, zu sehr vergittert, und die Anstalt kann mehr ein Sicherheitsort genannt werden. Nicht einmal ein eigener Arzt ist daselbst angestellt, sondern der erste Stadtkirchherr hält da einige Male die Woche gelegentlich die Visite.

Unter den Dorfschaften Belgiens, deren Einwohner Irre in Verpflegung nehmen, ist Gheel vorzüglich und seit langer Zeit bekannt. Es liegt in Ostflandern, 8 Stunden von Antwerpen, und in einer flachen Gegend, die nur durch die sorgfältige Pflege der Aecker und Wiesen, welche durchgehends mit dichtem, grünem Buschwerk umzäunt sind, so wie durch die mit Pappeln und Erlen-Alleen gezierten Straßen ein freundliches Ansehen erhält. Entfernung von großen Städten und ein vom Handel noch nicht verdrängter Ackerbau erhielt in den Bewohnern dieser Gegend noch eine gewisse Gutmüthigkeit, Einfachheit der Sitten, so wie eine größere, obwohl zum Aberglauben etwas hinneigende Religiosität. Die eben erwähnten Umstände, vereint mit einem religiösen Motiv *), geben den Grund ab, warum die Irren vorzüglich in diese Gegend in Verpflegung gegeben werden. Drei der wohlhabendsten Bürger zu Gheel bilden eine Commission, und vertheilen die ihnen von Brüssel und andern Städten zugeschickten Geisteskranken unter die Bauernfamilien. Für einen Kranken zahlt die Regierung jährlich 88—100 niederl. Gulden, und besorgt noch die Kleidung. Der Bauer übernimmt die Verpflichtung, den Kranken zu verköstigen und sonst möglichst für ihn zu sorgen. Zur ärztlichen Behandlung sind zwei Aerzte und zwei Wundärzte angestellt, welche die Kranken nach Erforderniß besuchen, und die Medicamente aus der, von der Regierung zu zahlenden Ortsapothek verordnen.

*) Zu Gheel wird eine Heilige als hilfependend gegen den Wahnsinn verehrt, so daß in der ihr daselbst geweihten Kirche viele Geisteskranke von den Priestern auf religiösem Wege behandelt werden. Unmittelbar mit der Kirche in Verbindung befinden sich zu diesem Zwecke einige ganz finstere, kühle Kammern, und ein größeres, für die Wärterin und die Genesenden bestimmtes Zimmer. Der Kranke kommt nun in eine dieser Kammern, wo er durch mehrere Tage, bei sehr schwacher Kost, auf seinem Bette angeschlossen gehalten wird, während welcher Zeit ihn der Priester zweimal täglich besucht, gewisse Gebete über ihn spricht, und durch Zuspruch und Erweckung des Vertrauens den Geist zu beruhigen trachtet. Dr. Wacker, der den Verfasser zur Kirche begleitete, versicherte, daß auf diese Weise mehrere geheilt, oder doch auf längere Zeit beruhiget werden, und der Verfasser hatte Gelegenheit, sich bei zwei noch da befindlichen Kranken von der Wahrheit dieser Aussage zu überzeugen. Diese Behandlung erstreckt sich jedoch nur auf jene, welche in Folge eines besondern Vertrauens zur Heiligen dahin gebracht werden. Die von Brüssel oder andern Städten durch die Behörden nach Gheel geschickten Kranken aber stehen unter der Aufsicht einer besondern Commission, welche ihre Verpflegung und ärztliche Behandlung überwacht.

So schön an und für sich die Idee ist, Wahnsinnige auf das Land zu geben, wo sie, entfernt von allen störenden Einflüssen, gehörig behandelt, und auch mit Garten- und Feldarbeit beschäftigt würden, eben so selten treffen die zur Realisirung dieser Idee nöthigen Bedingnisse zusammen, daher auch die Anstalt zu Gheel schlecht ist, und die Irren leben daselbst in einem äußerst traurigen Zustande. Die Bauern betrachten die unglückliche Lage ihrer geisteskranken Nebenmenschen als einen Erwerbzweig, und benützen sie zur Arbeit, ohne zarte Rücksicht auf deren Geisteszustand. Alle Aufsicht beschränkt sich darauf, daß die Tobenden gebunden, in Handeisen gelegt und in Kammern eingeschlossen werden; die übrigen gehen aber in ihren langen Röcken in den Straßen herum, wo sie den Kindern zum Scherze und Spotte dienen. Mangel der nöthigen Obsorge ist nicht selten die Ursache von Unglücksfällen; auch sollen häufig Selbstmorde unter den Irren vorkommen. Der Zustand der Irren in Gheel machte auf den Verfasser den traurigsten Eindruck, und er fand Esquiroi's Aeußerung: „on'ny voit rien que la misère“ vollkommen bestätigt. Dr. Backet, der von der Regierung hier angestellter Arzt, genießt da eines guten Rufes, und hat auch mehrere Pensionärs aus besseren Classen in Behandlung. Vom Jahre 1810 bis 1823 wurden zu Gheel 401 Kranke aufgenommen, davon 102 genasen und 114 gestorben. In den letzten Jahren, und besonders seit der Revolution, hat sich die Zahl der Aufgenommenen mehr als verdoppelt.

Interessant ist die Bemerkung des Verfassers, daß bei den Bewohnern von Gheel nicht häufiger als bei Andern der Wahnsinn oder andere Nervenkrankheiten beobachtet werden.

Der Verfasser schließt seine Bemerkungen über Belgien mit der tröstenden Aussicht, daß diesem traurigen Zustande der Irrenanstalten bald durch die Errichtung einer neuen Anstalt zu Brüssel abgeholfen werden soll. „Gott segne dieses Unternehmen,“ sagt er, „und mache den Makel schwinden, der bei echter Civilisation nicht ferner bestehen kann.“

Wir glaubten in der Anzeige dieser Schrift etwas weilläufiger sein zu müssen, weil sie einen Gegenstand betrifft, der für Aerzte und Nichtärzte von gleich hohem Interesse ist, und weil wir überzeugt sind, daß sie gewiß kein Leser ohne daraus geschöpfter Belehrung und Vergnügen aus der Hand legen wird.

Dr. Beer.

Miscelle.

Der berühmte Chirurg Dr. Jules Cloquet reiset zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, und zugleich mit einem wissenschaftlichen Auftrage der Regierung, in Begleitung des bekannten Veterinär-Arztes Girane de Buzareignes, nach dem Orient.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einz'ne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.